

Zeitschrift: Marchring
Herausgeber: Marchring, Kulturhistorische Gesellschaft der March
Band: - (2009)
Heft: 50

Artikel: 30 Jahre Marchmuseum : 100 Gegenstände
Autor: Diethelm-Zollinger, Brigitte / Michel, Kaspar / Wyrsh, Jürg F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARCHRIN



Kulturhistorische Gesellschaft der March

Marchringheft Nr. 50/2009



30 Jahre Marchmuseum

Impressum

Herausgeber	Marchring, Kulturhistorische Gesellschaft der March 8853 Lachen Postcheck 87-3437-4
Autoren	Brigitte Diethelm-Zollinger BD Kaspar Michel KM Jürg F. Wyrsh JFW Albert Jörger AJ
Lektorat	Markus Koller
Redaktion	Markus Koller
Bezugsquellen	Marchring, www.marchring.ch Papeterie Schnellmann, Rathausplatz 4, 8853 Lachen O. Kessler AG, Glarnerstrasse 18, 8854 Siebnen Spiel- und Läselade Marty & Anderegg AG, Kreuzplatz 6, 8853 Lachen
Abonnementspreis	Für Gesellschaftsmitglieder kostenlos
Gesamtherstellung	Gutenberg Druck AG Mittlere Bahnhofstrasse 6, 8853 Lachen
Fotos	Klaus Pichler
Sponsor	Dieses Marchring-Heft wurde gesponsert durch die «Karl Lamperti Stiftung» in Lachen. Die Stiftung setzt sich für die Verbesserung der Lebensqualität in Lachen und Umgebung ein.

Zu diesem Heft

*«Der einzige Mensch, der sich vernünftig benimmt,
ist mein Schneider.*

*Er nimmt jedes Mal Mass, wenn er mich trifft,
während alle anderen immer die alten Massstäbe anlegen,
in der Meinung, sie passten auch heute noch.»*

George Bernhard Shaw, 1856–1950, irischer Dichter, Dramatiker.

Nach dreissig Jahren Marchmuseum gilt es sicher neu Mass zu nehmen. Den alten Massstab jedoch wollen wir nicht etwa entsorgen. Einzig die alten Masse sind zu überprüfen. Überblickt man die 55 Marchring-Jahre, ist un schwer zu erkennen, dass alle Anstrengungen der Gründer auf ein Museum ausgerichtet waren. Das Museum war ihr eigentliches Ziel, ihr Grund für das unermüdliche Sammeln, ihr Traum, der immer wieder entschwand, ihre Sehnsucht, die Geschichte der Landschaft March zu erhalten und gegenständlich zu präsentieren, ihr immerwährendes Streben, Altes nicht vergessen zu lassen, ihre Anklage an die Politik, sie ins Leere laufen zu lassen, ihr Antrieb, Mitglieder zu begeistern und in ihnen die Liebe zur March zu entfachen.

Otto Gentsch, der während 23 Jahren von 1952 bis 1975 im Vorstand als Mentor, als Richtschnur und als treibende Kraft neben dem in späteren Jahren kränklichen Pfarrer Eduard Wyrsh der eigentliche Promotor war, meinte einmal, er hätte 38 Gebäude als Marchmuseum gesichtet, viele davon eingehenden Prüfungen unterzogen und wenige davon als geeignet befunden. Für diese Liegenschaften und Gebäude kämpfte er mit aller Kraft. Die Umstände, ein solches Gebäude tatsächlich als Museum zu erhalten, änderten bis heute kaum. Zwar ist der Marchring anerkannt. Aber ein Museum, durch einen Verein betrieben, von der öffentlichen Hand nur schwach für den heutigen Muse-

umsbetrieb unterstützt, benötigt Geld, zu viel Geld für einen Verein. Meist wird dies von Idealisten vergessen. Die Idee eines Museums ist verlockend, die Gründung, wenn sie gelingt, Euphorie, der tägliche Betrieb aber harte Arbeit, der freiwillige Einsatz oft die Hölle der Routine von dreissig Jahren und von selbstloser Aufopferung für eine Idee.

Dennoch liebt der Vorstand sein Museum, hütet es freiwillig und ohne Entschädigung. Die Arbeiten hinter den Kulissen sind schweisstreibend und aufreibend, interessant und bereichernd, aber auch zeitraubend. Jedes Mal täuschen die Vorarbeiten zu einer Ausstellung, die weit umfangreicher werden als erwartet. Dennoch lohnt die vollendete Arbeit mit Genugtuung und Zufriedenheit. Man mag dem Marchringvorstand vorwerfen, er sei zu akademisch zusammengesetzt. Es erstaunt immer wieder, mit welchem Einsatz, mit welcher Raffinesse und welchem Eifer selbst Doktoren, Juristen, Ingenieure und Historiker sich ins Zeug legen, schleppen und rücken, also nicht allein die Feinarbeit erledigen, sondern Lampen einschrauben und richten, Bilder hängen und Vitrinen reinigen. Es schweisst den Vorstand zusammen, mehr als Reisen und kulturelle Ausflüge dies vermöchten.

Wir wollen auch für die Zukunft Mass nehmen. Wir sind stolz auf unser Museum im Rempfen, zufrieden, geeignete und gut zugängliche Räume zu haben und dies erst noch gratis. Dafür danken wir der Aktiengesellschaft Kraftwerk Wägital aufrichtig. Wir danken für dreissig Jahre Gastrecht und für die einvernehmliche Zusammenarbeit mit allen Beteiligten, dem Verwaltungsrat, der Geschäftsleitung und mit einzelnen Arbeitern.

Grenzt es nicht an Undank, in einer derart verwöhnten Situation noch immer nach einem anderen Museums-

standort zu spielen, Fühler auszustrecken, offen zuzugeben, wir möchten zentraler liegen? Der Vorstand empfindet dies nicht. Wir sind mit der heutigen Situation mehr als zufrieden und dankbar obendrein. Nehmen wir alle gemeinsam neu Mass an anderen Museen, lassen wir uns von diesem Benchmarking inspirieren und anspornen! Wer den Mut in die Zukunft verliert, wird alt. Der Marchring muss immer jung bleiben, neu messen und sich dem Zeitenwandel anpassen, um seine Ziele für Geschichte und Kultur der Landschaft March nicht zu verfehlen. Sie alle sind aufgefordert, als kluger Schneider zu messen.

Dank

Ein grosser Dank gebührt meinen Mitautoren Frau lic. phil. I Brigitte Diethelm, Museumspräsidentin des Marchrings, und lic. phil. I Kaspar Michel, Staatsarchivar und Vorstandsmitglied. Dr. phil. I. Albert Jörgler vermittelte das Waffeisen und beschrieb es gleich selbst, wofür ich ihm unser aller Dank abstatte.

Ein grosser Dank verdient unser herausragender Fotograf, der weit über hundert Objekte mit künstlerischem Blick würdigte und jeden Gegenstand feinfühlig und hervorragend fotografierte. Von diesen Abbildungen lebt das ganze Heft und strahlt seinen Glanz aus.

Speziell anerkenne ich das gekonnte Lektorat von Lehrer Markus Koller, Aktuar des Marchrings. Geschickt führte er die Texte der drei Autoren zusammen, vereinheitlichte drei unterschiedliche Teile und schuf damit ein stolzes Buch, das ihm den würdigen Dank bekundet.

Karl Lamperti Stiftung

Die «Karl Lamperti Stiftung» zur Förderung der Lebensqualität in Lachen übernahm die Kosten der Drucklegung. Für diese noble Geste zum 50-jährigen Jubiläum des Museums und exakt zum 50. Marchringheft sei den Stiftungsräten reichliche und dankbare Anerkennung gezollt.

Neues Format ab Heft 50

Auch wir haben am Marchringheft mit Drucker und Verleger neu Mass genommen. Im alten Format wären die Abbildungen kaum optimal und ansehnlich genug gelungen. Dies führte zum neuen Format, das Sie in Ihren Händen halten. Die Höhe des neuen Bandes ist gleich wie bei den ersten 49 Heften. Damit passt es noch immer ins Bücherregal. Mit der fast quadratischen Form jedoch präsentieren sich Bilder und Tabellen auch künftig besser und gefälliger. Damit ist neu Mass genommen und neues Format für die weitere Zukunft gewählt.

*Dr. med. Jürg F. Wyrsch
Präsident Marchring*

Inhalt

Zu diesem Heft	3	Türschild von Caspar Honegger	84
Geschichte des Marchrings	7	Bettel-Verbotsschild	86
Geschichte des Marchmuseums	21	Postschlitten Siebnen – Innerthal	88
		Rosenhaarnadel und Haarpfeil	90
		Rationierungskarten	92
		Spazierstock	94
		Bezugskarte für Kollektive Haushaltungen	96
Staat und Politik	29	Kirche und Volksfrömmigkeit	99
Herrschaftliche Grabbeigaben	30	Thronende Maria mit Kind	100
Grenzstein March – Reichenburg	32	Grablegungschristus	102
«Memorial der elf Punkte»	34	Vier Evangelisten	104
Proklamation der Wiedervereinigung des getrennten Kantons Schwyz	36	Hl. Wendelin	106
Neujahrsbrief von Joachim Schmid	38	Hl. Antonius, der Eremit	108
Plan des Linthlaufes	40	Hl. Sebastian	110
Plan der Grinau	42	Kruzifixus	112
Topographische Karte des Kantons St. Gallen	44	Marienkronung	114
Schwyzer Infanteriesäbel	46	Anbetung der Hirten	116
Altes Schwyzergeld	48	Christus am Kreuz	118
Märchler Schulprämie	50	Mariä Himmelfahrt	120
Ellenstab und Hohlmass	52	Wappenscheibe	122
Handwaage und Apothekerwaage	54	Liturgische Gewänder	124
Übersichtsplan der Gemeinde Lachen	56	Pyxis (Hostiendose)	126
Tagebuch der Luftschutzorganisation Siebnen	58	Chrismarium (Ölgefäss)	128
Polnische Schirmmütze	60	Messkännchen und Tablett	130
Aufziehkleber «Kanton Ausserschwyz»	62	Messkelch	132
		Kreuzpartikelmonstranz	134
		Opferstock	136
		Taufstein	138
		Heiliges Grab	140
		Grabkreuz auf Sandsteinsockel	142
		Grabkreuz	144
		Rosenkranz	146
		Exvotos	148
Wirtschaft und Arbeit	65		
Steinbeilklinge und Bronzebeile	66		
Römische Münzen	68		
Ofenkacheln	70		
Seidenwebstuhl und Halstuch	72		
Seidenstickereibordüre	74		
Bäuerliche Wagnerei	76		
Suppenlöffel und Suppenschöpfer	78		
Drei Fussgläser (Glaskelche)	80		
Fabriken von Caspar Honegger	82		

Hinterglasgemälde	152
Fatschenkind	154
Totenandenken	156
Jesus und die Kinder	158
Kreuzigung	160

Leben und Wohnen 163

Teuchel	164
Waffeleisen	166
Bauernbuffet	168
Lichthäuschen	170
Bemalter Bauernschrank	172
Truhe	174
Drei Gewürztönnchen	176
Sackuhr (Taschenuhr)	178
Geflochtenes Reisekörbchen	180
Feuereimer	182
Zappi	184
Jugendstilbuffet	186

Brauchtum 189

Märchler Rölly	190
Haarandenken	192
Morgenstern	194
Standarte der «Märchler Rütlichützen»	196
Farbige Märchler Festtagstracht	198
Märchler Frauentrachten	200

Bau und Kunst 203

Schlacht bei Grinau 1337	204
Fenstersäule	206
Schmiedeisengitter	208
Kupferstiche: Grinau	210

Haustüre	212
Ansichten von Lachen und Galgenen	214
Ansicht von Altendorf und Lachen	216
Das Bad Nuolen	218
Porträts: Johann und Elisabetha Huber-Bamert	220
«Panorama von Rapperswil und vom Zürichsee»	222
Porträts: Erhard und Theresia Spiess-Mäder	224
Sechs Dorfansichten	226
Sechs Postkarten	236
Porträts: Johann und Maria Schnellmann-Bruhin	242
Porträt: Landammann Vital Schwander	244
Porträt: Dr. med. Alois Ruhstaller	246
Porträts: Josef und Fridoline Beul-Diethelm	248
Linthebene mit Bauernsiedlung	250
Flussbogen mit Haus	252
Glossar	254
Gönner 2008	256
Vorstandsliste Marchring 2008/2009	258

Geschichte des Marchrings

Vorbereitungen

Am 22. September 1951 lud Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh (1896–1965) unter dem Titel *«Geschichte–Kunst–Märchlertum, ob man dies fördern könnte oder sollte»* zu einer Besprechung auf Donnerstag, den 27. September 1951, um 20.00 Uhr ins Pfarrhaus Galgenen ein. Von zehn geladenen Herren versammelten sich sieben unter der Leitung von Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh. Nach vier Sitzungen, die alle bis über Mitternacht dauerten, bemerkte der Aktuar Otto Gentsch: *«Der Unterzeichnete möchte einmal die persönliche und gut gemeinte Anregung machen, es möchten unsere Zusammenkünfte fürderhin etwas kürzer gehalten und weniger mit Tabakrauch umnebelt werden. Ebenso dürfte es nicht zur absoluten Selbstverständlichkeit werden, dass unsere Treffen nach und nach zu kulinarischen Gelagen auswachsen, an denen der Gastgeber ständig zwischen Keller, Küche und Sitzungsraum zu pendeln genötigt ist.»* Der Eindruck trägt, dass hier Männer zusammengesessen hätten, die allein ihren Süchten frönten oder nichts zustande brachten. Der Lauf der Geschichte beweist das Gegenteil.

Offizielle Gründung des Marchrings

Nach sechs Vorstandssitzungen wurde am 10. März 1952 in der Privatstube des Notars Armin Bruhin in Lachen mit 17 Personen der Marchring gegründet und als Präsident Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh, als Vizepräsident Armin Bruhin, als Sekretär Otto Gentsch, als Kassier Julius Zehnder, als Protokollführer Josef Hegner und als Kontrollstelle Vital Kessler und Alois Jurt gewählt. Der Name Marchring wurde mit dem Untertitel *«Bewegung für Volks- und Heimatkunde der Landschaft March»* versehen. Schon 1962 wurde das Wort *«Bewegung»* weggelassen und das bekannte Signet mit dem Ring der March und dem Turm zur Grinau von Otto Gentsch geschaffen. Die Organisation war dreigeteilt in Vorstand, Rat und Mitglieder. Der Rat wurde erst nach Monaten geschaffen und bot 1956 Anlass zu regen Diskussio-

nen, bis sich der Präsident durchsetzte. Mit dem später erweiterten Vorstand erübrigte sich der Rat. Bereits am 7. Juli 1952 beschloss der Vorstand, auch Frauen als Mitglieder aufzunehmen und zu den Versammlungen einzuladen. Nach acht Monaten zählte der Marchring schon 85 Mitglieder.

Der Gründer

Dem Initianten und Gründer gebührt ein kurzes Wort. Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh, Nidwaldner, 1896 in Buochs geboren, studierte in Schwyz, Engelberg, Chur und Rom. 1920 wurde er zum Priester geweiht und erwarb sich in Rom an der Gregoriana den theologischen und am Römischen Seminar den juristischen Doktorhut. In die Schweiz zurückgekehrt, wirkte er von 1925 bis 1931 als Pfarrer in Dallenwil, dann von 1931 bis zu seinem Tod 1965 in Galgenen, wo er nach langer, schwerer Krankheit am 9. April starb. Nicht allein als Seelsorger wirkte er, sondern auch als Schulinspektor und eifriger Förderer der Volks- und Heimatkunde. Schon in seiner Jugend begann er zu sammeln und rettete damals, als solche «alten Sachen» wertlos erschienen, vieles vor dem Untergang oder vor gierigen Antiquaren.

Emsiges Bewahren und Referieren

Rasch suchten die fünf Herren, die Tätigkeiten auszuweiten, weitere Mitglieder zu Vorträgen und Exkursionen einzuladen und hielten unter sich im teils erweiterten Vorstandskreis auch Vorträge zur Märchler Geschichte. Nebst einer regen Vorstandstätigkeit wurden jährlich zwei bis drei öffentliche Veranstaltungen mit Vorträgen abgehalten. Die 25 öffentlichen Veranstaltungen zwischen Oktober 1952 und 1973 zeigen eine zwischen 31 und 230 Personen schwankende Präsenz. Die jährlichen Mitgliederbeiträge steigerten sich von Fr. 5.– anno 1951 auf Fr. 2794.– im Jahre 1973 und hielten einen Jahresschnitt von Fr. 870.–. Bis zu

den Statuten im Jahre 1966 bestand der Marchring aus dem gewählten Vorstand und aus dem Rat, der sich als erweiterter Vorstand verstand und aus historisch interessierten Personen bestand, die auch Vorträge hielten und sammelten. Einzelne Räte wurden je nach Problem und Gemeinde als Ratgeber zu den so genannten Ratssitzungen geladen, von denen sechzehn bis ins Jahr 1960 stattfanden. Zudem wurden bis 1974 fünfzehn öffentliche, so genannte heimatkundliche Exkursionen durchgeführt, die teils bis nach Zürich oder Graubünden führten.

Eifrige Sammler

Als klares und eindeutiges Ziel war ein Museum anvisiert. Dazu sammelten einige Personen seit Jahren sehr eifrig. Zu ihnen gehörten Dr. med. Carl Ebnöther, Lachen, dessen Sammlung in den Familienbesitz der Erben überging, und Jean Melliger, Wangen, dessen Ausgrabungsgegenstände teils an die Museumsgesellschaft Schwyz und an den Kanton gelangten. Die beiden grossen Sammlungen von Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh und von Otto Gentsch verblieben im Eigentum des Marchrings und des Bezirks March. Daneben wurde auch eine ganze Bibliothek aufgebaut. Das Sammlungsgut war zunächst an 13 verschiedenen Orten und Räumen, später «nur noch» in 12 Lokalen aufbewahrt.

Marchringhefte seit 1962

Als Beiblatt erschien im March-Anzeiger erstmals 1962 das Marchringheft als Zeitschrift des Marchrings. Pater Johannes Heim und Lenz Mächler amtierten als Redaktoren. Otto Gentsch schrieb über «Sinn und Zweck des Marchrings», Johannes Heim beschrieb «Eine seltene Vogelart – die Fluss-Seeschwalbe hält Einzug in der March», «Das Sakramentshäuschen von Nuolen» und publizierte «Chronologische Daten über die Kirche von Nuolen». Zusammen mit Pfarrer Eduard Wyrsh berichteten sie «Aus dem Sagenschatz der March» und Marcell Stählin steuerte vier seiner Mundartgedichte bei. Bis 1974 erschien jährlich und regelmässig ein kleines Heft zwischen 15 und 20 Seiten. Gelegentlich gab es Lücken, so 1974 und 1976, dafür erschienen 1978 zwei Hefte, eine Festgabe zum

80. Geburtstag von Otto Gentsch. Später wurden jährlich ein bis zwei Hefte publiziert, welche dann gelegentlich eine Lücke wieder füllten. Die Themen sind breit gestreut, stammten anfänglich aus den Federn verschiedener Vorstandsmitglieder, später auch von Historikern und Spezialisten verschiedenster Richtungen. Das Heft zum 50-jährigen Jubiläum des Marchrings enthielt die Festvorträge von Dr. phil. I Josef Wiget, Schwyz, «Die March und ihr altes Landrecht» und Dr. phil. I Markus Römer, Freienbach, «Joseph Joachim Raff». Lic. phil. I Kaspar Michel, Lachen, beschrieb Leben und Wirken von «Georg Anton Gangyner (1807–1876) Kunstmaler, Musiker, Archivar» und Frau lic. phil. I Brigitte Diethelm-Zollinger, die Museumspräsidentin, berichtete über «Neue Objekte im Marchmuseum».

Lag die Seitenzahl 1962 noch bei 15 Seiten, so füllen heutige Marchringhefte bis über 100 Seiten und sind teils gebunden. Einige Hefte sind speziell zu erwähnen. Zum 25-jährigen Jubiläum schenkte Otto Gentsch mit der gebundenen Jubiläumsausgabe «Kunst und Kunsthandwerk in der Landschaft March» einen weiten Fundus über Künstler über viele Jahrhunderte in der March mit reichen, farbigen Bildern. Das Heft 24/1984 von Stefan Paradowski über «Georg Weber (1884–1978), Maler aus dem Linthgebiet» trägt nebst farbigen Abbildungen einen Farbumschlag. Zwei Hefte erschienen im Sonderformat: Heft 34/1994 von Frau Lucia Lüönd-Bürgi: «70 Jahre Freiwillige Feuerwehr Wangen, 1924–1994» und Heft 40/1998 von vier Autoren «Musikverein Alpenrösli Siebnen 1898 – Blasorchester Siebnen 1998». Auch das Heft von Dr. med. Jürg F. Wyrsh über «March am Anfang – vom Nuoler Steinbeil zu Karl dem Grossen» ist gebunden und umfangreicher als andere Hefte. Ab dem Jubiläumsheft sind die Umschlagseiten grafisch moderner mit neuem Signet und einheitlich gestaltet. Immerhin übergab der Marchring seinen Mitgliedern in den 44 Jahren seit 1962 bis 2006 47 Marchringhefte und überbrückte damit in den letzten Jahren einige Lücken. Die Reihe wird sich unermüdlich fortsetzen. Von 1955 bis 1969 gab man vier Kunstdrucke heraus.

Marchring und Bezirksrat March

Die Sammlung von Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh, die vorerst eigentlich dem Marchring versprochen und sogar 1955 testamentarisch verschrieben worden war, ging dann aber durch Vermittlung von Lenz Mächler und Staatsarchivar Dr. Keller als Schenkung an den Bezirk March. Der Bezirksrat hatte diese *«nur unter Vorbehalt der Betreuung durch den Marchring angenommen»*. Bis zu diesem Zeitpunkt fühlte sich der Vorstand des Marchrings oft vom Bezirksrat enttäuscht, da die Unterstützung besonders finanziell, weniger ideell, zu fehlen schien. Immer wieder werden besonders im Zusammenhang mit der Suche eines Museums oder mit Lagerstandorten für die rasch wachsende Sammlung, darunter auch grosse und sperrige Gegenstände, in den Protokollen deutliche Klagen laut. Erstmals bezahlte der Bezirk 1960 einen einmaligen Beitrag von Fr. 300.-. 1966 unterstützte der Bezirk mit Fr. 500.-. Die Sammlung Wyrsh zwang zur Klärung des getrübten Verhältnisses, als am 15. Dezember 1965 die Bezirksräte Otto Schnyder und Emil Vogt an der Vorstandssitzung teilnahmen, die Sache friedlich klärten und das bereits 1964 begonnene Inventar durch Otto Gentsch im Auftrage des Bezirkes Ende 1966 fertig gestellt wurde. Es umfasst 280 Gegenstände. Der Marchring allein besass Ende 1966, meist von Otto Gentsch gesammelt, bereits etwa 1200 Gegenstände. Erstmals nahm mit Bezirksrat Hans Zehnder ein Vertreter des Bezirks im Vorstand Einsitz, der kurz darauf von Bezirksrat Emil Vogt unterstützt wurde. Diese Tradition setzt sich bis heute mit zwei Vertretern erfolgreich und sehr zufriedenstellend fort. Die Zusammenarbeit gedieh und bereits 1967 konnte die Sammlung Wyrsh im neuen Spital untergebracht werden, wo der Bezirk auch die Feuerversicherung und Bezirksrat Steinegger sogar die Betreuung der Sammlung übernahm. Die Zusammenarbeit mit dem Bezirksrat ist herausragend und bislang sassen sogar zwei Bezirksammänner im Vorstand. Ein weiterer Vertreter übernahm sogar das Vizepräsidium als Bezirksrat und hält es bis heute bei, auch nach dem Ausscheiden aus dem Rat.

50 Jahre Marchring

Zum 50. Jubiläum präsentierte sich der Marchring mit über 600 Mitgliedern mit einem neuen Signet, welches den schwarzen Ring der March mit einem roten Buchstaben G umfasst. Zudem wechselte der Beiname zu *«Kulturhistorische Gesellschaft der March»*. Die Mitgliedschaft des Marchrings im Historischen Verein des Kantons Schwyz und des *«Fünfförtigen Historischen Vereins»* heute *«Historischer Verein der Zentralschweiz»* rechtfertigten diesen Wechsel des Untertitels. Der feierliche Jubiläumsakt fand am 9. März 2002 gemeinsam mit der Joachim-Raff-Gesellschaft statt, welche ihr 30-jähriges Jubiläum beging. Die beiden Festreferate von Dr. phil. I Josef Wiget, Staatsarchivar, Schwyz, über die March und ihr altes Landrecht und von Dr. phil. I Markus Römer über Josef Joachim Raff sind im Marchringheft 43/2002 veröffentlicht. Gemeinsam führten die beiden Präsidenten Dr. med. Jürg F. Wyrsh und Claudio Steiner durch das wissenschaftliche Programm und die feierliche musikalische Umrahmung. Die Marchbläser unter Leitung von Toni Kurmann spielten zwischen den Referaten die Sinfonietta op. 188 von Josef Joachim Raff. Die Feier war von über 150 Personen besucht und mündete nach dem wissenschaftlichen Teil in ein freundschaftliches Abendessen im Hotel Bären in Lachen. Die offiziellen Grussadressen sprachen Regierungsrat Kurt Zibung, Lachen, Bezirksammann Beda Vogt, Gemeindepräsident lic. iur. Christian Michel, Lachen, und der Präsident des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, lic. phil. I Kaspar Michel, Lachen.

Ehrenmitglieder

Noch immer gelten die von Notar und Marchringpräsident Armin Bruhin 1966 neu formulierten und am 6. Oktober 1966 genehmigten Statuten, den neu ergänzten Artikel über die Ehrenmitgliedschaft ausgenommen, welchen die Generalversammlung 2001 genehmigte. Damit konnte sich der Marchring erstmals nach 50 Jahren bei verdienten Personen mit der Ehrenmitgliedschaft bedanken. Feierlich hielt der Präsident am Festakt die Laudatio für die sechs

Ehrenmitglieder:

Egon Ganz war ehemaliger Präsident, treibende Kraft zur Museumsgründung und realisierte vier Ausstellungen selber.

Dr. phil. I Albert Jörger wirkte als langjähriges Vorstandsmitglied und wissenschaftlicher Berater mit vielen Publikationen in Marchringheften, Vorträgen und Exkursionen.

Vital Kessler amtete als initiativer Präsident, langjähriges Vorstandsmitglied und als grosser Förderer des Marchrings über Jahre auch als Bezirksrat.

Franz Muheim diente still und ohne Aufsehen als langjähriges Mitglied im Vorstand und als hilfreicher Verbindungsmann zum Kraftwerk Wägital. Seine Verdienste als Mittelsmann zwischen Museum und Kraftwerk sind immens.

Max Schnellmann machte sich als langjähriges Vorstandsmitglied und erster Mann im Museum verdient und wirkte als Sammler, realisierte selber Ausstellungen und hielt Vorträge.

Lic. phil. I Susanne Summermatter wirkte als langjähriges Vorstandsmitglied und als erste Museumspräsidentin, welche einige Ausstellungen realisierte, Marchringhefte publizierte und zudem die Fäden zur Universität Zürich knüpfte.

Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh, Galgenen, wird in gewissen Protokollen als Ehrenpräsident aufgeführt und **Pater Johannes Heim** als Ehrenmitglied. Wem die Ehrenmitgliedschaft posthum eindeutig auch gehörte, wäre **Otto Gentsch**, dem grossen Förderer und Sammler.

Vorstand

Acht Präsidenten in 55 Jahren

Historische Vereine sollten per definitionem historische Erfahrungen und auch stoische Ruhe ausstrahlen und vielleicht bedächtig wirken. Das könnte der Betrachter auch aus der Präsidentenstatistik lesen.

Folgende acht Präsidenten leiteten den Marchring:

Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh, Galgenen	1952–1965	14 Jahre
Armin Bruhin, Lachen, Notar, Nationalrat	1965–1970	5 Jahre
Dr. pharm. Otto Hahn, Siebnen	1970–1971	1 Jahr
Dr. iur. Werner Schmid, Anwalt, Siebnen	1971–1976	5 Jahre
Egon Ganz, Kaufmann, Siebnen	1976–1981	5 Jahre
Vital Kessler, Kaufmann, Tuggen	1981–1986	5 Jahre
Dr. iur. Georg Knobel, Anwalt, Altendorf	1986–1989	3 Jahre
Dr. med. Jürg F. Wyrsh, Tuggen	1989–heute	18 Jahre

Durchschnittlich bestritt jeder Präsident im Mittel mindestens 8 Jahre, somit fast eine dreifache Amtsdauer von je drei Jahren gemäss Statuten, nimmt man das Übergangspräsidium von Dr. Otto Hahn weg, der über viele Jahre als getreuer Vizepräsident amtete. Die Aktivitäten der Präsidenten und deren Vorstände waren jedoch zu allen Zeiten über die 55 Jahre enorm und grossartig. Dies spricht für die Organisation wie für deren Präsidenten, aber weit mehr noch für die tatkräftig mitwirkenden Vorstandsmitglieder, ohne die ein Präsident verloren wäre. Nur die gute Zusammenarbeit lässt solche Resultate, Erfolge und Arbeiten umsetzen und verwirklichen. Dazu bedarf ein Verein auch der interessierten, unterstützenden und aktiven Mitglieder, die den Vorstand motivieren, weiterhin mit vollem Elan zu wirken. Dafür gebührt allen Mitgliedern und vielen Amtsstellen der grosse Dank. Gestatten Sie dem Präsidenten einen besonderen Dank für seine Treue seit unserem gemeinsamen Eintritt in den Vorstand 1986: lic. phil. I Franz-Xaver Risi, der weiterhin aushält und dank seiner Fäden zur Presse deren Register einmalig beherrscht und auf diesen Saiten zu spielen vermag. Dabei sind alle anderen, langjährigen Vorstandsmitglieder, noch aktive und bereits zurückgetretene, dankend und in höchster Anerkennung erwähnt. Es war und ist noch immer eine einma-

lige Herausforderung, mit diesem Vorstand des Marchrings zusammen neue Ziele anzupeilen, zu definieren und in die Tat umzusetzen. Dafür danke ich und allen 600 Mitgliedern.

Vorstandsmitglieder des Marchrings seit 1952

Name, Vorname	Wohnort	von	bis	Spezielle Funktionen
Wyrsch Eduard, Dr. Pfarrer	Galgenen	1952	1965	Präsident 1852–1965, Gründer und Ehrenpräsident
Gentsch Otto	Siebnen	1952	1975	Generalsekretär, Ehrenmitglied
Zehnder Julius	Siebnen	1952	1956	
Bruhin Armin	Lachen	1952	1975	Notar, Nationalrat, Vizepräsident, Präsident 1965–1970
Hegner Josef	Lachen	1952	1956	Protokoll
Heim Johannes, Pater	Nuolen	1956	1991	Ehrenmitglied 1984, Archivar seit 1956, Redaktor
Heussler Alex, Dr.	Lachen, Zürich	1956	1958	Korrespondent
Wichert Attilo	Altendorf	1956	1963	Berater
Lacher Martin	Altendorf, Lachen	1956	1977	Protokoll
Ruoss-Strassky Otto	Siebnen	1956	1976	Kassier
Hahn Otto, Dr. pharm.	Siebnen	1956	1976	Vizepräsident 1965–1970 und 1971–1976 Präsident 1970–1971
Mächler Lenz	Vorderthal, Lachen	1957	1965	Austritt März 1965
Grütter Ernst	Galgenen	1961	1977	Konservator, Materialverwalter
Schnellmann Max	Lachen	1966	1981	Bibliothek, Sekretär, Ehrenmitglied
Vogt Josef	Wangen	1966	1976	Verleger
Vogt Emil	Wangen	1966	1970	Bezirksrat
Zehnder Hans	Siebnen	1966	1984	Bezirksrat, Bezirksammann, Museum
Schmid Werner, Dr. iur.	Siebnen	1970	1976	Präsident 1971–1976
Ganz Egon	Siebnen	1970	1981	Präsident 1976–1981
Kessler Vital	Tuggen	1970	1987	Mitglieder, Bezirksrat 1979, Präsident 1981–1986
Hegner Walter	Lachen	1970	1978	Bezirksrat, Bezirksammann
Krieg Hanspeter	Siebnen	1975	1981	Kulturgüter, Museumsbetreuer
Pfister Emil	Tuggen	1975	1976	Bezirksrat
Huber-Gentsch Bruno	Siebnen	1975	1976	

DER MARCHRING

Name, Vorname	Wohnort	von	bis	Spezielle Funktionen
Mettler Erich	Buttikon	1976	1981	Kassier
Michel Kaspar, Dr. oec. publ.	Lachen	1976	1983	Presse
Fuchs Stefan M., Dr. phil. I	Lachen	1976	1987	Vizepräsident 1977–1987
Bamert Hugo	Tuggen	1976	1989	Archivar
Ronner Christel	Schübelbach, Villars-sur- Glâne	1977	1979	Kulturgüter
Michel Rolf	Altendorf	1978	1981	Protokoll
Bruhin Gustav	Schübelbach	1978	1986	Kulturgüter
Mächler Josef	Lachen	1978	1993	Bezirksrat
Rütsche-Schnetzer Rita	Siebnen	1979	1986	Kulturgüter
Schnellmann Ruedi	Lachen	1981	1988	Sekretariat
Knobel Georg, Dr. iur.	Galgenen, Altendorf	1981	1989	Protokoll, Präsident 1986–1989
Muheim Franz	Vorderthal, Lachen	1981	1994	Verbindung Kraftwerk, Museumsbetreuer, Ehrenmitglied
Kälin Jürg	Lachen	1981	1989	Kassier
Kälin Josef	Lachen	1983	1986	Presse
Jörger Albert, Dr. phil. I	Siebnen	1983	1988	Wissenschaftlicher Berater seit 1976, Ehrenmitglied
Schnellmann Toni, dipl. Arch. ETH	Galgenen	1985	1997	Protokoll, Vizepräsident 1993–1997
Risi Franz-Xaver, lic. phil. I	Lachen	1986	heute	Presse
Wyrsh Jürg F., Dr. med.	Tuggen	1986	heute	Vizepräsident 1987–1989, Präsident 1989–heute
Knobel Marie-Thérèse	Altendorf	1987	1994	Mitglieder, Vizepräsidentin 1990–1993
Wapf Palanli Margreth	Lachen	1988	1994	Sekretariat
Summermatter Susanne, lic. phil. I	Lachen	1988	2000	Museumspräsidentin, Ehrenmitglied
Staub Rinaldo	Lachen	1989	1998	Kassier
Huber Felix	Tuggen	1990	1992	Bezirksrat
Ruoss Robert	Schübelbach	1990	1994	
Oechslin-Magnin Edith	Lachen	1992	1996	Bezirksrätin
Koller Markus	Tuggen	1993	heute	Aktuar ab 1997
Schenk Hans	Galgenen	1994	heute	Bezirksrat bis 2000, Vizepräsident 1997 bis heute
Büeler Peter	Lachen	1994	1997	Aktuar
Holte-Fischer Annemarie	Reichenburg	1994	2002	Sekretariat
Schmucki Markus	Lachen	1994	heute	Veranstaltungen
Puttaert Stefan	Tuggen, Maur ZH	1994	2000	

Name, Vorname	Wohnort	von	bis	Spezielle Funktionen
Senn René	Schübelbach	1996	1998	Bezirksrat
Mettler Kaspar	Tuggen, Altendorf	1998	heute	Bezirksrat, Bezirksammann
Weibel Paul, Dr. iur. utr.	Lachen, Schwyz	1998	heute	Museum, Mitgliederwerbung
Michel Kaspar, lic. phil. I	Lachen	1998	heute	Staatsarchivar
Inauen Richard	Galgenen	1999	heute	Kassier, Mitglieder ab 2000
Rey Gebhard	Wangen	1999	2000	Bezirksrat, Säckelmeister
Diethelm Brigitte, lic. phil. I	Galgenen, Pfäffikon SZ	2000	heute	Museumspräsidentin
Beetschen Ernesto	Lachen	2000	2006	Bezirksrat
Bamert Daniel	Tuggen	2001	2007	
Elmer-Risi Renate	Wangen	2002	heute	Sekretariat
Gemperli Guido	Schübelbach	2006	heute	Bezirksrat
Michel Christian, lic. iur.	Lachen	2008	heute	

Rechnungsprüfer des Marchrings seit 1952

Name, Vorname	Wohnort	von	bis
Kessler Vital sen.	Buttikon	1952	1962
Jurt Alois	Lachen	1952	1956
Marty Walter		1966	1969
Kessler-Manser Vital jun.	Tuggen	1970	
Ganz Egon	Siebnen	1970	
Rütsche-Schnetzer Rita	Siebnen	1984	1987
Bamert Hugo	Tuggen	1986	1989
Woodtli Emil	Lachen	1987	1998
Pfister Bruno	Tuggen	1989	1997
Vogt Claudio	Wangen	1997	heute
Kessler Edwin	Siebnen	1998	heute

Auf Grund der Protokolle ist die Amtsdauer der Rechnungsprüfer nicht vollständig zu eruieren.

Aktivitäten

Exkursionen

Über alle Jahre organisierte der Marchring viele Exkursionen in die March selbst, aber auch aus historischem Interesse weit darüber hinaus. Die erste solche Exkursion galt schon 1952 den Ruinen der Burgstelle Mühlenen in Tuggen, die später vollständig archäologisch ausgegraben und wissenschaftlich dokumentiert wurde, da heute die Autobahn A3 über die Burgstelle führt. Blieb man bis 1957 in der engeren Heimat March, besuchte man schon 1962 das Heimatmuseum Uznach, später das Zürcher Oberland mit Schirmensee und Lützelsee, dann die Altstadt Zürichs und das Landesmuseum. Wil und Fischingen folgten 1970, 1971 das Kloster Rheinau und die Kartause Ittingen. Auch Winterthur, Chur und das bündnerische Rheintal waren 1973 zweier Besuche würdig. 1974 führte Otto Gentsch die Mitglieder nach St. Gallen und in die beiden Rhoden. Von 1952 bis Ende 1989 sind alle öffentlichen Tätigkeiten, also die Vorträge, die Wechsausstellungen und die Ex-

kursionen im Marchringheft 29/1989 aufgelistet. Alle Marchringhefte samt Inhaltsangaben sind unter www.marchring.ch zu finden, Stichwort «Publikationen». Daher

folgen hier einzig die Listen der Exkursionen, der öffentlichen Vorträge und der Referate an der Generalversammlung ab 1990.

Exkursionen von 1990 bis 2007

Datum	Ort und Thema
1989 22. Sept.	Buchvernissage in Altendorf: Kunstdenkmäler March von Dr. Albert Jörgler.
1990 10. März	Führung durch die Stiftsbibliothek des Klosters Einsiedeln.
1990 27. Nov.	March-Anzeiger: Besichtigung einer Drucklegung des March-Anzeigers.
1992 28. März	Medizinhistorisches Museum der Universität Zürich.
1993 12. Juni	Kloster Heiligkreuz, Cham: Kloster- und Kräutergarten.
1994 17. April	Landesmuseum Zürich: Himmel-Hölle-Fegefeuer, Vorstandsreise.
1994 28. Mai	Festungswerk Grinau: Einführung und Besichtigung in Gruppen.
1995 25. März	Waldbegehung auf dem Buchberg mit dem Kreisförster.
1997 7. Juni	75 Jahre Kraftwerk Wägital, Führung durch die Ausstellung, die Staumauer Schräh und die Zentrale Rempen.
1998 12. Juni	Linthebene-Melioration: Betriebsführung.
1998 14. Juni	Tulux AG, Tuggen: Betriebsführung.
1998 16. Juni	Hackle AG, Reichenburg: Betriebsführung.
1998 18. Juni	Gutenberg Druck AG: Betriebsführung.
1998 18. Juni	Gonzenbergwerk Sargans: geführte Besichtigung.
1998 21. Juni	Etzelwerk Altendorf: Betriebsführung.
1998 24. Juni	Kieswerk JMS, Grinau: Betriebsführung.

Datum	Ort und Thema
1998 27. Juni	SOB-Werkstätten: Betriebsführung mit Bahnfahrt Lachen-Samstagern.
1999 25. Juni	Ledischiffahrt auf die Ufnau mit Führung.
1999 11. Sept.	Interessantes um den Mühlekanal in Siebnen, Führung.
2000 10. Juni	Die neu restaurierten Kirchen von Tuggen und Reichenburg: Führungen durch die Kirchen.
2001 30. Juni	Jugendstil-Architektur in der March – eine Wanderung ums Jahr 1900 in der March.
2002 21. Juni	Ledischiffahrt nach Rapperswil: Führung durch die Altstadt und das Schloss.
2003 28. Juni	Märchler fallen in Schwyz ein: Führung durch das alte Schwyz mit Rathaus, Ratssaal und Gerichtssaal, Kirche und Kirchenestrich, Kirchturm, Haus Reding zur Schmidgasse mit Gartensaal.
2004 25. Juni	Ledischiffahrt nach Horgen: Führung durch das alte Horgen, Museum.
2004 18. Aug.	Archivlandschaft March: Das Bezirksarchiv March.
2004 5. Nov.	Weinlandschaft March: Die Weine der March und ihre Geschichte mit Degustation im Leutschenhaus Pfäffikon.
2005 24. Juni	Ledischiffahrt nach Nuolen: Führung durch Nuolen mit Bad Nuolen, Kollegium, Kiesabbau, Fahr zu Widen.

Datum	Ort und Thema
2005 24. Aug.	Archivlandschaft March: Das Gemeindearchiv von Lachen.
2006 23. Juni	Ledischiffahrt nach Pfäffikon SZ: Führung durch Schlossturm, Kapelle und Klostergebäude.
2006 23. Aug.	Archivlandschaft March: Das älteste Pfarrarchiv der March in Tuggen.
2007 3. Febr.	Schwyz und Steinen: Forum der Schweizergeschichte: Ausstellung «Schatzkammer Schwyz» und Führung durch das alte Steinen.
2007 29. Juni	Ledischiffahrt ins Zisterzienserinnen- Kloster Mariazell in Wurmsbach.
2007 10. Juni	Depotbesichtigung: Führung durch das Archiv des Marchrings.
2007 22. Aug.	Archivlandschaft March: Die alten Archive der Hofleute zu Reichenburg.

Vorträge

Jedes Jahr bemüht sich der Vorstand, teils unter dem Jahresthema, verschiedene Vorträge oder sogar Vortragsreihen zu organisieren. Hier der Überblick, fortgesetzt seit dem MR-Heft 29/1989.

Vorträge und Kurse seit 1990

Jahr	Datum	Referent	Thema
1990	Januar – März	Dr. phil. I Albert Jörger	Schriftenlesekurs, Grundkurs.
1990	3. April		Kalligraphiekurs.
1992	7. Sept.	Dr. phil. I Christoph Mörgeli	Vom Medizinmann zur modernen Medizin: Geschichte der Medizin in Gegenständen.

Jahr	Datum	Referent	Thema
1992	14. Sept.	Dr. med. Dorin Ritzmann	Hildegard von Bingen: Biographie – ihre Zeit und ihre prophylakti- sche Medizin.
1992	21. Sept.	Dr. med. Iris Ritzmann	Seuchen im Mittel- alter.
1993	Jan. – März	Dr. phil. I Albert Jörger	Schriftenlesekurs für Fortgeschrittene.
1993	10. Febr.	Prof. Dr. med. Hubert Patscheider	Zur Geschichte der gerichtlichen Medizin im Kanton St. Gallen.
1993	8. März	Dr. phil. I Sebastian Brändli	Heilen als Beruf. Aus der Praxis von Landchirurgen der frühen Neuzeit im Kanton Zürich.
1993	29. März	Dr. med. Iris Ritzmann	Gebären im 19. Jahrhundert.
1994	21. Febr.	Betli Stählin- Tschanz	Holzstich und Holzschnitt.
1994	28. Febr.	Betli Stählin- Tschanz	Kupferstich, Stahl- stich, Radierung und Aquatinta.
1994	7. März	Betli Stählin- Tschanz	Lithographie.
1994	14. März	Betli Stählin- Tschanz	Überblick – Entwick- lung vom Holzschnitt zur Holzstich-Illustra- tion.
1994	12. Sept.	Max Schnell- mann	Postkarten der March.
1994	19. Sept.	Dr. phil. I Benno Furrer	March–Ennetsee: Eine Zeitreise durch Hauslandschaften.
1995	21. März	Hermann Reichstätter	Bedeutung des Waldes in der March.

Jahr	Datum	Referent	Thema
1996	25. März	Toni Schnellmann	Das Haus «Kürzi» in Galgenen. Der Umgang mit alter Bausubstanz.
1996	4. Juni	Josef Inderbitzin, Markus Koller	Erinnerungen an den Kraftwerkbau – Wägitaler erzählen.
1996	12. Juni	Dr. med. Jürg F. Wyrsh	Zur Geschichte des Kraftwerks Wägital.
1997	27. Aug.	Dr. phil. I Josef Wiget	Der Kanton Schwyz im Sonderbund.
1998	15. Juli	Dr. phil. I Erwin Horat	Mentalität Argrarkanton – Realität Industrie- und Gewerbekanton.
2000	18. Sept.	Lic. phil. I Kaspar Michel	Ein Märchler als Schreckgespenst der «Altschwyz»: Dr. Melchior Diethelm (1800–1873) Arzt – Wirt – Journalist – Politiker.
2002	9. März	Dr. phil. I Josef Wiget	Die March und ihr altes Landrecht.
2002	9. März	Lic. phil. I Kaspar Michel	Kunstmaler Georg Anton Gangyner.
2002	9. März	Dr. phil. I Markus Römer	Komponist Josef Joachim Raff.
2003	18. März	Dr. phil. I Beat Glaus	Vor 200 Jahren: March und Schwyz während der Mediation.
2003	12. Sept.	Betli Stählin-Tschanz	125 Jahre reformierte Kirche.
2003	24. Okt.	Dr. med. Jürg F. Wyrsh	Was gehörte früher dem Kloster Pfäfers in der March?

Jahr	Datum	Referent	Thema
2004	14. April	Lic. phil. I Kaspar Michel	Der Toggenburgerhandel und die March 1696–1708.
2005	16. Febr.	Dr. phil. I Oliver Landolt	«wider christliche ordnung und kriegsbruch...» Schwyzersche und eidgenössische Kriegsverbrechen im Mittelalter.
2005	21. Sept.	Lic. phil. I Kaspar Michel	Die Appenzellerkriege 1405 und die March.
2006	8. Febr.	Dr. phil. I Viktor Weibel	Flurnamen im Kanton Schwyz und in der March.
2006	11. Febr.	Dr. phil. I Werner Röllin	Röllimasken.
2007	14. März	Dr. med. Jürg F. Wyrsh	Die Pfister von Tuggen: Vom Schlossvogt zum starken Genossengeschlecht.
2007	18. April	Dr. phil. I Oliver Landolt	Der Zorn Gottes oder des Teufels Machwerk? Katastrophenergebnisse im Urteil der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaft.

Generalversammlungen

Seit Jahren ist es Tradition, dass vor der Generalversammlung ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten wird. Die Übersicht zeigt eine Vielfalt von Themen über die Marchgeschichte und die allgemeine Geschichte.

Vorträge an der Generalversammlung

Jahr	Datum	Referent	Thema
1975	14. März	Franz Lorenzi	Renovation der Kapellen Linthbort und Mühlenen in Tuggen.
1977	4. Nov.	Leo Zihler	Alte Stiche.
1978	24. Nov.	Lic. phil. Peter Dudzik	Caspar Honegger und die Industrialisierung der March im 19. Jahrhundert.
1979	23. Nov.	Dr. phil. I Josef Wiget	Die Lotterie von Lachen und Franz Joachim Schmid.
1980	21. Nov.	Werner K. Jaggi	Vom Sinn und Unsinn des Sammelns.
1981	12. Nov.	Dr. phil. I Stefan Fuchs und Pater Johannes Heim	Familiennamen und Familienwappen der March.
1982	26. Nov.	Dr. phil. I Ursula Brunold-Bigler	Sagen aus dem Alpengebiet.
1983	18. Nov.	Dr. phil. I Viktor Weibel	Heimatkundlicher Wert einer Flur- und Ortsnamensammlung der March.
1984	16. Nov.	Dr. phil. I Josef Mächler	Die Kämpfe in der March zur Reformationszeit.

1985	15. Nov.	Dr. Jürg Schneider	Stadtarchäologie in Zürich – von der Römerzeit bis zum Mittelalter.
1986	14. Nov.	Dr. phil. I Christine Wiener-Barraud	Historische Verkehrswege der Schweiz im Allgemeinen, mit einem Blick auf die Einsiedler Pilgerwege im Besonderen.
1987	13. Nov.	Lic. phil. I Josef M. Galliker	Stiftung Schweizer Wappen und Fahnen.
1988	11. Nov.	Dr. Anton Schuler	Unser Wald: Seine Bedeutung und Nutzung im Wandel der Zeit.
1990	9. Nov.	Arnold Kessler	Die Schrift – Geschichte, Entwicklung und Bedeutung.
1991	20. Okt.	Lic. phil. I Stefan Sonderegger	Das mittelalterliche Spital: Die Wirtschaftsführung des St. Galler Heiligkreuz-Spitals im Spätmittelalter.
1992	13. Nov.	Lic. phil. I Susanne Summermatter und cand. phil. I Luzia Lüönd	Zum Gesundheitswesen in der March im 19. Jahrhundert.
1993	12. Nov.	Dr. phil. I Josef Wiget	Das Marchmuseum in der Schwyzer Museenlandschaft.
1994	28. Okt.	Theo Weber, dipl. Forsting. ETH	Ist der Wald mehr Wert als sein Holz?

1995	27. Okt.	Konrad Häne	Der Wald in Briefmarken.
1996	25. Okt.	Peter Sutter	75 Jahre Kraftwerk Wägital.
1997	31. Okt.	Tony Kurmann	Das Wesen einer Blasmusik am Beispiel der Harmoniemusik Alpenrösli.
1998	30. Okt.	Dr. phil. I Waltraut Bellwald	Caspar Honegger, Industriepionier der March und zwischen zwei Fronten.
1999	29. Okt.	Dr. phil. I Beat Glaus	Der Reichenburgerhandel 1815/16. Ein leicht kriminelles Kapitel der Revolutionsgeschichte des Dorfes.
2000	27. Okt.	Dr. med. Jürg F. Wyrsh	Die Behandlung der Verwundeten Schwyzer im Kampf gegen die Helvetik 1798 gemäss den Honorarrechnungen.
2001	9. Nov.	Dr. phil. I Albert Jörger, Dr. iur. Andreas Hubli	Allmeindgenossenschaften in der Landschaft March und ihre Bedeutung für die Siedlungs- und Gemeindegeschichte.
2002	8. Nov.	Lic. phil. I Daniel Speich	Zwei Jahrhunderte Linthwerk – Bilder aus der Geschichte eines korrigierten Flusses.
2003	7. Nov.	Prof. em. Dr. geol. Conrad Schindler	Der Tuggenersee aus geologischer Sicht.

2004	12. Nov.	Dr. oec. publ. Kaspar Michel	Das Dampffross kommt in die March – 130 Jahre Eisenbahn durch die March, 1875–2005.
2005	11. Nov.	Lic. phil. I Kaspar Michel und Dr. iur. utr. Paul Weibel	Sankt Martin teilt den Mantel – Geschichtliches und Rechtliches zum Patronatsrecht der Reding in Galgenen.
2006	10. Nov.	Lic. phil. I Kaspar Michel Markus Koller	Das Projekt «Schwyzer Kantonsgeschichte». Die March in alten und neuen Ansichten.
2007	9. Nov.	Hans-Uli Feldmann	Karten der Landschaft March und ihre historische Bedeutung in der schweizerischen Kartografie.

Mitglieder

Die Zahl der Marchring-Mitglieder stieg zwar von 242 Personen und Institutionen des Jahres 1978 auf 600 Mitglieder im Jahre 2007 an, aber der Verein ist teilweise überaltert und seit 1995 ist die Mitgliederzahl trotz grösserer Anstrengungen, neue Mitglieder zu gewinnen, mit 577 bis 606 Mitgliedern praktisch stabil. Neugeworbenen Mitgliedern stehen leider meist etwa gleich viele Austritte gegenüber, die altershalber verzichten oder einfach den Beitrag nicht mehr bezahlen. Die Abgänge durch den Tod sind schmerzlich und tendenziell eher steigend mit etwa fünf Todesfällen jährlich.

Dennoch entspricht der Mitgliederbestand 1,7% der gesamten Marchbevölkerung. Als Ziel strebt der Präsident noch immer 1000 Mitglieder an, was nur 2,8% der Bevölkerung ausmachen würde. Der Historische Verein des Kan-

tons Schwyz mit seinen stolzen 1470 Mitgliedern umfasst hingegen nur 1,1% der Kantonseinwohner. Alle Marchring-Mitglieder sind daher stets aufgefordert, neue Interessenten als Mitglieder anzuwerben. Helfen Sie alle mit, dass sicherlich nicht zu hoch gegriffene Ziel von 1000 Mitgliedern zu erreichen! Es geht nicht allein um Mitgliederbeiträge, sondern um eine breite Unterstützung in der Bevölkerung der Landschaft, um dem einmaligen kulturellen und historischen Erbe Sorge zu tragen.

Mitgliederübersicht seit 1990

Jahr	Bestand	Neueintritte	Austritte	Tote
1969	170			
1978	242			
1990		8		
1991		9		
1992		10		
1993		11		
1994		38		
1995	589	25	8	2
1996	594	16	7	4
1997	584	20	25	2
1998	589	17	9	7
1999	589	13	9	4
2000	577	13	24	5
2001	584	16	3	6
2002	603	31	11	1
2003	606	12	2	7
2004	588	34	12	8
2005	597	31	18	5
2006	595	20	18	4
2007	616	31	7	3

Vermögen

Immerhin steht der Marchring finanziell eigenständig da. Von den an der Generalversammlung 1989 ausgewiesenen Fr. 30 520.- konnten wir alle zusammen das Vermögen

nicht zuletzt dank zweier Legate auf Fr. 117 451.- Ende 2006 steigern. Diese Finanzen würden bei einem Bezug eines neuen Museums schmelzen wie der Frühlings Schnee an der Sonne. Lassen wir uns nicht täuschen! Wer das Vermögen von Jahr zu Jahr analysiert, erkennt sofort heftige Schwankungen, die mit den Tätigkeiten und Aufgaben einhergehen. Je nach Aufgabe und Ausstellung kann das Vermögen rasch um Fr. 30 000.- schwinden. Wir benötigen dieses Polster, um unsere Ziele zu verfolgen.

Finanzübersicht seit 1952

Jahr	Vermögen	Jahr	Vermögen
1957	1 261.00	1988	24 345.00
1958	1 073.00	1989	30 520.00
1961	1 156.00	1990	23 983.00
1962	2 050.00	1991	42 046.00
1965	2 732.00	1992	63 670.00
1966	3 923.00	1993	62 798.00
1969	2 800.00	1994	42 726.00
1970	2 931.00	1995	50 696.00
1975	1 583.00	1996	69 077.00
1976	7 949.00	1997	78 100.00
1977	2 920.00	1998	¹ 80 026.00
1978	1 373.00	1999	82 395.00
1979	1 929.00	2000	91 537.00
1980	8 194.00	2001	² 121 397.00
1981	11 035.00	2002	90 546.00
1982	10 008.00	2003	³ 71 623.00
1983	9 666.00	2004	86 278.00
1984	12 099.00	2005	102 515.00
1985	14 779.00	2006	96 574.00
1986	21 132.00	2007	96 686.00
1987	20 442.00		

¹ Budget Nationale Ausstellung 1998: Fr. 43 232.-

² Legat von Silvio Wichert: Fr. 25 000.-

³ Museumsgüter: Fr. 25 000.- Anschaffungen, Inventarisierung Fr. 5 000.-; MR-Hefte Fr. 20 000.-; Legat Elisabeth Zeller-Müller Fr. 10 000.-

Ziele

Noch immer bezweckt der Marchring gemäss seinen Statuten «*die Förderung der praktischen Volks- und Heimatkunde im Gebiet der Landschaft March. Der Feststellung, Erhaltung und Sammlung historisch und kulturell wertvoller Objekte der March gilt die besondere Tätigkeit des Vereins.*»

Diesem Ziel lebt der Vorstand seit vielen Jahren nach, indem er die folgenden fünf Zwecke umsetzt:

1. Das Museum anziehender gestalten mit
 - Wechselausstellungen
 - periodischer Umgestaltung
 - moderner Ausstellungstechnik
 - digitalem, laufend nachgeführtem Inventar.
2. Exkursionen fördern und in das Jahresthema einbeziehen.
3. Pro Jahr ein Marchringheft herausgeben
 - mit einem Beitrag aus dem Jahresthema
 - einzelne Marchgemeinden einbeziehen.
4. Den Mitgliederbestand verjüngen und vermehren.
5. Neue Museumsstandorte abklären, ohne das heutige Museum zu vernachlässigen.

Alle Mitglieder sind aufgerufen, an diesem Werk teilzuhaben, mitzuwirken und mitzuarbeiten.

Der Marchring darf auf eine stolze und erfolgreiche Geschichte zurückblicken dank des unermüdlichen Einsatzes vieler Vorstandsmitglieder und sehr vieler, aktiver Mitglieder, welche sammelten, Gegenstände dem Museum übergaben und auch an den Anlässen teilnahmen. Helfen Sie mit, diese Zahl der Geschichtsfreunde in der March zu vermehren!

JFW

Geschichte des Marchmuseums

Vorbereitungen

Bereits mit der Gründung des Marchrings 1952 war allen Initianten klar, dass man so rasch wie möglich ein Museum einrichten wollte, um die vielen, sich in den Jahren angehäuften Sammelwerte gebührend auszustellen. Die Frage war offen gestellt und liest sich im ersten Protokoll vom 27. September 1951, «*ob die anwesenden Herren nach der Erstellung eines Museums ihre Schätze als Selbstverständlichkeit zu Lebzeiten oder testamentarisch diesem neuen Heim anvertrauen, ob sie gewillt sind, eine grosse Inventarisations- oder Forscherarbeit zu übernehmen, sich in die Risiken und grossen Vorarbeiten einer Ausstellung zu wagen... ganz zu schweigen, von den finanziellen Opfern, die zur Erreichung des vorgesteckten Zieles in nützlicher Frist aufzutreiben wir gezwungen sind.*» Man bejahte diese Frage, schritt zügig voran, «*referierte über finanzielle Möglichkeiten und deren Grenzen, skizzierte einen notwendigen Arbeits- und Organisationsplan und nannte Fachleute und Mitarbeiter.*»

Die positive Antwort des Bezirksrats der March vom 29. März 1952 auf das gestellte Gesuch zur Gründung einer Museumsstiftung wurde an der Vorstandssitzung vom 31. März 1951 freudig aufgenommen. Die wenigen Sammlungsstücke im Besitze des Vereins wurden sorgfältig auf Karteikarten aufgenommen und registriert.

Schwierige Museumssuche

Schon im November 1952 brachten Mitglieder erste Vorschläge von möglichen Häusern ein, um ein Museum einzurichten. Teils löste dies allerdings Kopfschütteln aus, als angeblich der Unternehmer Emil Bamert-Hess von Tuggen den so genannten Steinhaufen, die 1608 erstellte alte Sust, vorschlug, die damals von vielen als abbruchreif bezeichnet wurde.

Am Montag, den 24. Juni 1957, fand vor der Sitzung die Besichtigung der Sammlung des Marchrings auf dem Dachboden der Kirche Galgenen statt, wo Pater Johannes

Heim mit der Registrierung begonnen hatte. Das Protokoll notiert: «*In Gesellschaft der Fledermäuse, zwischen alten Geräten und Bildern, hält uns Herr Gentsch einen interessanten Vortrag über die Entdeckungen von Höhlen im Wägital. Wenn HH. Pfarrer Wyrsh nicht darnach verlangt hätte, uns wieder bewirten zu können, wären wir wohl noch lange in unserem Museum – gesessen.*» Zudem wird von aussen angeregt, das «Schlössli» in Lachen sei das geeignete Gebäude für das kommende Museum. Daher beschloss man, Notar Bruhin soll dieser Frage nachgehen. Mit dem Tod des Besitzers 1958 und dem Verkauf zu einem möglichst hohen Preis ging auch diese Hoffnung auf ein Museum verloren.

Die Sammler

Die Sammlung Wyrsh mit dem reichen Schatz an kirchlichen Gegenständen bildete den Grundstock der Sammlung des Marchrings, der später dem Bezirk übergeben und dem Marchring zur Aufbewahrung und Konservierung übertragen wurde. Otto Gentsch sammelte über Jahre alle Sachen aus der Landschaft, so dass Pater Johannes Heim als Verwalter im Dezember 1960 mitteilen konnte, dass er bereits 353 Gegenstände als alleiniger Besitz des Marchrings inventarisiert habe. 1961 waren es bereits 476 Objekte. Bis zum Schluss hatte Otto Gentsch dem Marchring über 1400 Sammlungsstücke für ein Museum geschenkt.

Ende November 1966 konnte Otto Gentsch nach langer Arbeit das exakte Inventar der 280 Gegenstände der Sammlung von Pfarrer Wyrsh vorlegen. Die Sammlung ging nach dessen Tod auf Betreiben des Staatsarchivars Dr. Willy Keller und des ehemaligen Vorstandsmitglieds Lenz Mächler nicht an den Marchring, sondern an den Bezirk March. Dieser nahm die Sammlung von Pfarrer Wyrsh nur unter der Auflage an, dass der Marchring die Sammlung betreue, inventarisiere und auch gut aufbewahre.

Mögliche Räume für ein Museum

Seit 1951 wurde verzweifelt ein Museum gesucht. Mindestens fünfzehn Objekte wurden evaluiert und teils besonders aus Geldmangel wieder verworfen. Noch 1973 schrieb Otto Gentsch: *«Doch zeichnet sich leider immer noch keine Möglichkeit ab, dieses Ziel in naher Zukunft zu verwirklichen.»* Geprüft wurden in Lachen: Rathaus; Schlössli, Marktgasse; Eremitenhäuschen bei der Rietkapelle; Dr.-Steinegger-Haus, Herrengasse; Gangyner-Haus, Kirchplatz; Reichlin-Haus, Herrengasse; Weber-Appert-Haus, Zürcherstrasse; Ehemaliger «Adler», Rathausplatz; Schwesternhaus, Bahnhofstrasse. In Siebnen prüfte man das Mädchenheim am alten Postplatz; in Tuggen den Grinauturm, den Rainhof, den Steinhäufen; in Wangen das Bürgerheim an der Zürcherstrasse und in Vorderthal den Hof bei der Kirche. Folgende sechs Objekte wurden genauer abgeklärt: Schlossturm zur Grinau, Rathaus, Schwesternhaus, Weber- oder Appert-Haus und das Schlössli in Lachen sowie das Mädchenheim in Siebnen. Es liegen Grundbuchauszüge, Fotos, Ausstellungskonzepte für einzelne Häuser, Geschichten der Häuser und Ausmasse von Grundstück- und Gebäudefläche vor. Bei den Akten liegen auch Schreiben mit Behörden, mit der eidgenössischen Denkmalpflege und mit dem Regierungsrat des Kantons. Hartnäckig wurde auch durch Staatsarchivar Dr. phil. I Willy Keller versucht, den Turm zur Grinau durch den Kanton zu erwerben und als Museums dem Marchring zu überlassen. Am 17. September 1968 erschien sogar Landammann Dr. iur. Alois Ab Yberg beim Marchringvorstand, erläuterte die Situation und erteilte Ratschläge für ein künftiges Museum. Das Justizdepartement in Schwyz übernahm nun die Verhandlungen, die leider an der Uneinsichtigkeit der alten Besitzer sogar in einem Baurechtsvertrag über 99 Jahre scheiterten. Dabei wäre der Turm gemäss einem Gutachten von Dr. Hugo Schneider, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, durchaus geeignet gewesen. Die damals geschätzten Kosten von Fr. 700 000.– für Restaurierung und Einrichtung hätte der Kanton übernehmen sollen. Dem Marchring wären dann die Kosten der Museumsausstattung geblieben. Das Pro-

jekt scheiterte zunächst an den grossen Widerständen der Eigentümer, dann an den viel zu hohen Restaurierungs- und Einrichtungskosten. Das alte Rathaus wurde von beiden, erst seit drei Jahren im Vorstand einsitzenden, Bezirksräten abgeklärt. Aber noch 1973 schrieb Otto Gentsch verzweifelt: *«Alle Bemühungen um ein historisches Gebäude sind ohne jegliches Echo von Behörde-, Besitzer- oder Bevölkerungsseite geblieben».* Dabei wusste gerade er, der einen Grossteil der zerstreuten Sammlung betreute, eifrig weiter zusammenzutragen und alte Sachen vor dem Untergang rettete, dass alle Lager übertoll waren. Er klagte, schon über 30 Gebäude geprüft und abgeklärt zu haben.

Prekäre Einstellräume

Man gab nicht auf. 1973 lagerte die ganze Sammlung an 12 Orten. In Lachen wurden in der Papeterie Schnellmann ein Teil der grossen Bibliothek und Stiche aufbewahrt, im Schwesternhaus der Gemeinde ein Teil der Sammlung Wyrsh, im Rathaus der Rosenkranz. In Galgenen lag auf dem Dachboden der Kirche allgemeines Sammelgut, im Pfarrhaus Möbel der Sammlung Wyrsh, im Haus Ernst Grütter, Galgenen, die Fenster-Steinsäule, in Wangen im Hause von Josef Vogt der zweite Teil der Bibliothek und die Röllisammlung. In Siebnen lagerte die Kantonalbank die Gangyner-Sammlung, Otto Ruoss die Seidenwebstoffe und Otto Gentsch den Rest der Bibliothek. In der Kraftwerkzentrale Rempen waren die grossen und sperrigen Objekte eingestellt wie Fahrzeuge und Webstühle. Früher waren es noch einige Räume mehr gewesen, darunter auch zwei Wohnungen des Kraftwerks Wägital und das Schalthaus in Siebnen. Damit wohl war das Kraftwerk näher in Kontakt mit der Sammlung gekommen. Zudem arbeitete Gentsch im Kraftwerk.

Ausstellungen und Schaufenster

Die ungestüme Absicht, die gesammelten Objekte nicht einfach wieder verstauben zu lassen, zeigt sich in den Ausstellungen, die seit 1957 an wechselnden Orten gezeigt wurden. Die erste Ausstellung von «Sammlungs-Gegen-

ständen» konzipierte Ernst Grütter im Hotel Bären in Siebnen, gefolgt von Ausstellungen 1958 im Bären in Lachen, 1959 im Schwanen in Altendorf, 1962 wieder im Bären in Siebnen mit den Bildern des Kunstmalers Georg Weber. Schon 1972 übten sich die späteren Museumsgestalter Egon Ganz und Max Schnellmann mit einer Ausstellung im Pfarrheim Altendorf und 1973 sogar in Bäch, wo Otto Gentsch «Gebrauchszeichen 1910–1950» in der Faktorei ausstellte.

Dr. Otto Hahn stellte in Siebnen das Schaufenster seiner Apotheke von 1965 bis 1973 für zehn Ausstellungen zur Verfügung, wo der Märchler Röllli, die Sammlung der Pferdekämme, alte Waffen, Zinngeschirr, Hinterglasmalerei und Bilder von Georg Anton Gangyner und die Wappenscheibe von 1642 ausgestellt wurden.

Dadurch wurden nicht allein Behörden und Bevölkerung auf die Sammlung aufmerksam. Der Vorstand hielt den Druck politisch geschickt dauernd aufrecht für einen guten und geeigneten Museumsstandort.

Lichtblick im Rempen

Es bedurfte eines guten Überblicks, um die Sachen nicht aus den Augen zu verlieren, und ein gutes Inventar auf Karteikarten, um alles einigermaßen zu überblicken. Doch war ein Lichtblick zu erkennen, die Sammlung an einem vor Einbruch, Feuchtigkeit, Feuer und Wasser geschützten Ort aufzubewahren. Vorgängig aber mussten einige Gegenstände gereinigt, repariert und restauriert werden. Zudem waren Gestelle, Schaukästen und Vitrinen anzufertigen. Das Kraftwerk Wägital stellte nämlich 1973 in Aussicht, drei grosse, zusammenhängende Räume in der Zentrale Rempen gratis zur Verfügung zu stellen. Hier meinte Otto Gentsch, dass «unser Sammelgut ausstellungswürdig präsentiert und somit zur periodischen Besichtigung frei gegeben werden» könnte.

Marchmuseum im Rempen

Nach fünfundzwanzig Jahren war es endlich so weit. Dank des Entgegenkommens der AKW, der Aktiengesellschaft Kraftwerk Wägital, konnte am 30. April 1977 das Museum im Rempen eröffnet werden, vorläufig und provisorisch, wie der Vorstand unter Präsident Egon Ganz damals meinte. Sozusagen als Geburtstagsgeschenk zum Jubiläum 25 Jahre Marchring konnte das Museum eröffnet werden, welches sich gemäss der Beschreibung von Dr. Albert Jörger im MR-Heft 15/1977 in folgende Sektionen unterteilte:

- I. Religiöse Kunst mit Plastiken, Malerei, Hinterglasmalerei, Exvotos, kirchlichen Geräten und Kostbarkeiten;
- II. Archäologie mit Blick in die Märchler Vor- und Frühgeschichte mit den Alemannenfunden in der Kirche Tuggen und den römischen Münzen von Altendorf;
- III. Der Märchler Alltag in der Vergangenheit mit Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe, Verkehr, Waffen, Bauteilen und Rechtsaltertümern; Haus- und Wohnkultur mit Wappenscheiben, Bildnissen, Andenken, Hafnerhandwerk und Ofenbaukunst;
- IV. Die March in alten Abbildungen.

Kern und Konzept dieser ersten Dauerausstellung überdauerten bis heute, wurden jedoch mehrfach verändert und umgestellt. Gegenstände wurden ausgewechselt und vor wenigen Jahren ist die Ausstellung «March am Anfang» neu erstellt worden.

Wechselausstellungen

Lassen Sie mich die verschiedenen Ausstellungen und besonders die Wechselausstellungen im Marchmuseum tabellarisch auflisten (siehe Tabelle S. 26).

Neue Museumsstandorte

In den Jahren 1992 bis 1994 versuchte der Präsident, die Idee des Grinauturms wieder zu beleben. Der Turm wäre nun erhältlich gewesen. Studien zeigten, dass nur zusammen mit dem Stall eine Lösung vernünftig war. Machbarkeitsstudien zusammen mit dem Gemeinderat Tuggen,

Ausstellungen im Marchmuseum im Rempen und auswärts

Datum	Thema der Ausstellung	Bemerkungen
1977, 30. April	Offizielle Eröffnung des «provisorischen» Marchmuseums in der Kraftwerkzentrale Rempen	mit Marchringheft
1978, 9. Sept. bis 1979, April	100 Jahre Protestantische Kirche Siebnen 1878–1978	
1980, 8. Nov. bis 1981, April	March und Höfe auf chromolithographischen Ansichtskarten um 1900	mit Ausstellungskatalog
1981, 13. Dez. bis 1982, Sommer	Kanton Schwyz Äusseres Land 1831–1833	mit Marchringheft
1982, 20. Nov. bis 1983, April	Joachim Raff zum 100. Todestag	mit der Raff-Gesellschaft
1984, 4. April bis 1985, April	Georg Weber, 1884–1978, Maler aus dem Linthgebiet	mit Marchringheft
1991, Mai bis 1992, Herbst	Schwyzer Demokrat	mit Marchringheft
1994, Februar	Bilder der March	mit Marchringheft
1994, Dez. bis 1995, Nov.	Der Alte Zürichkrieg und die March	
1995, 21. April bis 1995, 7. Mai	Wald und Holz, Fichtenholz und Schindeldächer	in der alten Turnhalle Lachen, mit Marchringheft
1996, Nov. bis 1997, Frühling	75 Jahre Kraftwerk Wägital	mit Marchringheft
1997, Okt. bis 1998, April	Die ersten Blasmusikvereine in der March: Tuggen 1896, Lachen 1897, Siebnen 1898	mit drei Marchringheften
1998, 11. Juli bis 1998, 28. Juli	Nationale Ausstellung: 150 Jahre Bundesstaat – 100 Jahre Industriekultur und Regionale Ausstellung: Caspar Honegger: Industriepionier der Oberen Zürichseegegend	in der alten Turnhalle Lachen, mit Marchringheft
2001, 8. April	Die Büsten von Hugo Silvio Wichert und Laufbodenkamera	
2001, 17. Nov.	March am Anfang, vom Nuoler Steinbeil zu Karl dem Grossen	Neukonzeption des Museums, mit Marchringheft
2003, 20. Sept.	Raritäten aus der Sammlung	mit Marchringheft
2004, 12. April	Märchler Trachten	mit Vorführung von Goldstickereien
2004, 24. Mai	150 Jahre Sekundarschule Lachen	mit Marchringheft und Ausstellung im Schulhaus
2004, 14. Nov. bis 2004, Dez.	Weihnachtsausstellung: Weihnachtliche Klosterarbeiten von Trudi Ziegler-Baumann, Flüelen	teils aus Beständen des Marchmuseums

Datum	Thema der Ausstellung	Bemerkungen
2005, 2. Juli bis 2006, 8. Juli	Altes Handwerk, Ausstellung mit Beständen des Museums	Bauernwagnerei
2005, 13. Nov. bis 2005, 18. Dez.	Weihnachtsausstellung: Adventskalender, aus der Sammlung von Eveline Gasser	
2006, 11. Februar	Röllimasken der March, Neukonzeption der Röllimasken nach wissenschaftlichen Grundlagen	mit Marchringheft
2006, 12. Nov. bis 2006, 10. Dez.	Weihnachtsausstellung: Von Hirten, Engeln und Krippen: Schnitzarbeiten von Markus Kläger, Pfäffikon SZ	Schnitzvorführungen mit Markus Kläger
2007, 18. August	30 Jahre Marchmuseum: Ausstellung «100 Gegenstände»	mit Marchringheft
2007, 11. Nov. bis 2007, 9. Dez.	Weihnachtsausstellung mit Carl Deuber, Reichenburg	

dem Amt für Kulturpflege des Kantons Schwyz und mit Museumsexperten ergaben, dass sich beide für ein Museum durchaus eigneten und es von der Zonenplanung her möglich gewesen wäre, sogar den Stall an einem für die Landwirtschaft günstigeren Ort neu zu erstellen. Eine Stiftung hätte als Trägerschaft auch die Finanzen beschaffen sollen, was sich damals in einer Rezessionsphase als unmöglich erwies. Man empfahl jedoch, das Museum in einen lebendigen Gesamtbetrieb mit Gastronomie einzubetten, was sich ebenfalls nicht verwirklichen liess.

Das Projekt des Kulturzentrums von Gemeinde und Genossame Lachen am Standort der «Alten Turnhalle» schien von 1996 bis 1999 einen lebendigen Gesamtbetrieb rascher und leichter zu erreichen als in der Grinau. Der Marchring wurde freundlicherweise seit Beginn des Projektes in die Planung einbezogen. Was sich anfänglich bis zum Architekturwettbewerb, zum optimalen Raumprogramm und zur idealen Lage als zukunftssträftig erscheinen liess, platzte leider an politischen Schwierigkeiten.

1997 studierte der Marchring auch eine Anfrage des Gemeinderates Galgenen, das Altersheim Galgenen als Marchmuseum zu verwenden. Eine Kommission gelangte zum Urteil, das Gebäude wäre grundsätzlich als Museum

geeignet, böte aber gegenüber dem heutigen Standort wenig Vorteile und der Marchring könne weder Um- noch Renovationsarbeiten bezahlen, die durch die Gemeinde Galgenen oder durch eine Stiftung aufzubringen wären. Bereits 1968 war dieser Standort vom Vorstand als ungeeignet verworfen worden. Damit war leider auch diese Möglichkeit entglitten, was nicht derart schmerzte, da das Lachner Projekt damals noch Hoffnungen weckte.

Eine weitere Option, weiter ins Wägital ins Dorf Vorderthal zu rücken, scheiterte ebenfalls an den Finanzen. Die Geschichte der Museumssuche dreht sich wie ein Rad weiter, immer wieder scheitert alles an ähnlichen Umständen. Museen mit Niveau übersteigen die Kräfte eines Vereins. Es bedarf der grossen öffentlichen Hand, um professionell auszustellen.

Studien zur Museums-umgestaltung

Parallel und gleichzeitig liess der Vorstand eine Projektstudie durch Prof. Dr. phil. I Roger Sablonier, Ordinarius für Geschichte der Universität Zürich und Leiter der Beratungsstelle für Landesgeschichte BLG in Rapperswil, zur «Umgestaltung Regionalmuseum Marchring» im Rempen erarbeiten. Sie brachte wesentliche Erkenntnisse für eine neue Ausstellung, für Museumsführung, Öffentlichkeits-

arbeit, Finanzierung und für den Ausführungsplan. Leider hätten die notwendigen Kosten die finanziellen Kapazitäten des Marchrings als Verein weit überschritten. Es zeigte sich einmal mehr, dass die Unterstützung der Öffentlichen Hand, von Kanton, Bezirk und Gemeinden, zu gering war und das Museum sich praktisch einzig auf die Mitglieder- und Gönnerbeiträge und die ehrenamtliche Tätigkeit der Vorstandsmitglieder stützt. Der grosse Schritt in eine neue Richtung musste daher in Teilschritten unterteilt werden. Die Ausstellung «March am Anfang» wagte den ersten dieser Schritte. Andere müssen folgen.

Eine weitere Diplomarbeit am Schweizerischen Ausbildungszentrum für Marketing, Werbung und Kommunikation SAWI in Dübendorf von Frau Sonja Gerster Meier, Altendorf, von 2000 als Abschluss der Ausbildung zur Kulturmanagerin wies uns wirtschaftlich den Weg mit ihrer Diplomarbeit.

Zurzeit beginnt Herr Armando Auf der Maur eine Diplomarbeit unter der Aegide seines Lehrers K. Elsasser, Historiker und Museumspädagoge, an der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz, Goldau. Er wird darin Vorschläge zur besseren pädagogischen Gestaltung und Kinderfreundlichkeit des Museums erarbeiten.

Damit erhält der Vorstand immer wieder Anregungen, das Museum zu verbessern, den Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen, um möglichst attraktiv und in der Publikumsgunst zu bleiben. Die ehrenamtliche Tätigkeit des Vorstandes setzt immer wieder enge Grenzen. Jahresbudgetzahlen, die deutlich über dem vorhandenen Vermögen liegen, scheinen dem Vorstand unrealistisch. Ob die Besucherzahl bei verlangten Eintrittsgebühren nicht drastisch sinken würde, ist die Kernfrage. Mit einem zentralen, einladenden Museumsstandort wäre diese Frage einfacher zu beantworten.

Optimistische Zukunft

Trotz aller Misserfolge ist der Vorstand zuversichtlich, dass sich auch nach über dreissig Jahren noch Lösungen finden

werden, den Standort an einen besser geeigneten, besser erreichbaren, zentralen und vielleicht sogar touristisch gelegenen Standort zu verlagern. Der Vorstand wird alles geben, um auch künftig am heutigen, guten Standort, der uns seit dreissig Jahren gratis vom Kraftwerk Wägital zur Verfügung gestellt wird, gute Ausstellungen mit einer modernen Gestaltung des Museums, wie uns dies Studien und Vorschläge von Dr. phil. I Albert Jörger und Prof. Dr. phil. I Roger Sablonier in Zusammenarbeit mit lic. phil. I Susanne Summermatter-Steinegger aufzeigten, zu erarbeiten, dies mit schmalem Budget und einfachen Mitteln. Seit 2002 ist das Marchmuseum nach eingehender Prüfung durch den Verband auch Mitglied des Verbandes der Museen der Schweiz (VMS). Dies ermöglicht auch Schulungen der Mitglieder, des Vorstandes und Zugang zu Informationen über das Museumswesen der Schweiz und Europas.

Dank

Mit grossem Dank blicken wir auf 30 Jahre Museum des Marchrings im Rempen zurück. Die vielen Ausstellungen, alle ehrenamtlich konzipiert, erstellt, aufgebaut und betreut, dürfen sich sehen lassen. Jährlich zählen wir rund 600 Besucher, in guten Jahren sogar das Doppelte. Wir passen uns an, verbessern laufend und zählen auf viele interessierte Besucherinnen und Besucher auch in kommenden Jahren. Wir danken der Aktiengesellschaft Kraftwerk Wägital für die Überlassung der Räume im Rempen ohne Entgelt, ja sogar mit einer Unterstützung im Infrastrukturbereich.

Der Dank gilt allen Vorstandsmitgliedern der vergangenen dreissig Jahre und besonders den jeweiligen Verantwortlichen des Museums. Lassen Sie mich die zwei letzten namentlich nennen: Frau lic. phil. I Susanne Summermatter-Steinegger, Lachen, und Frau lic. phil. I Brigitte Diethelm-Zollinger, Pfäffikon SZ, welche die vergangenen fast 20 Jahre prägten.

JFW



XVIII. Neujahrsblatt
 von der Gesellschaft der Feuerwerker in Zürich
 auf das Jahr 1823.

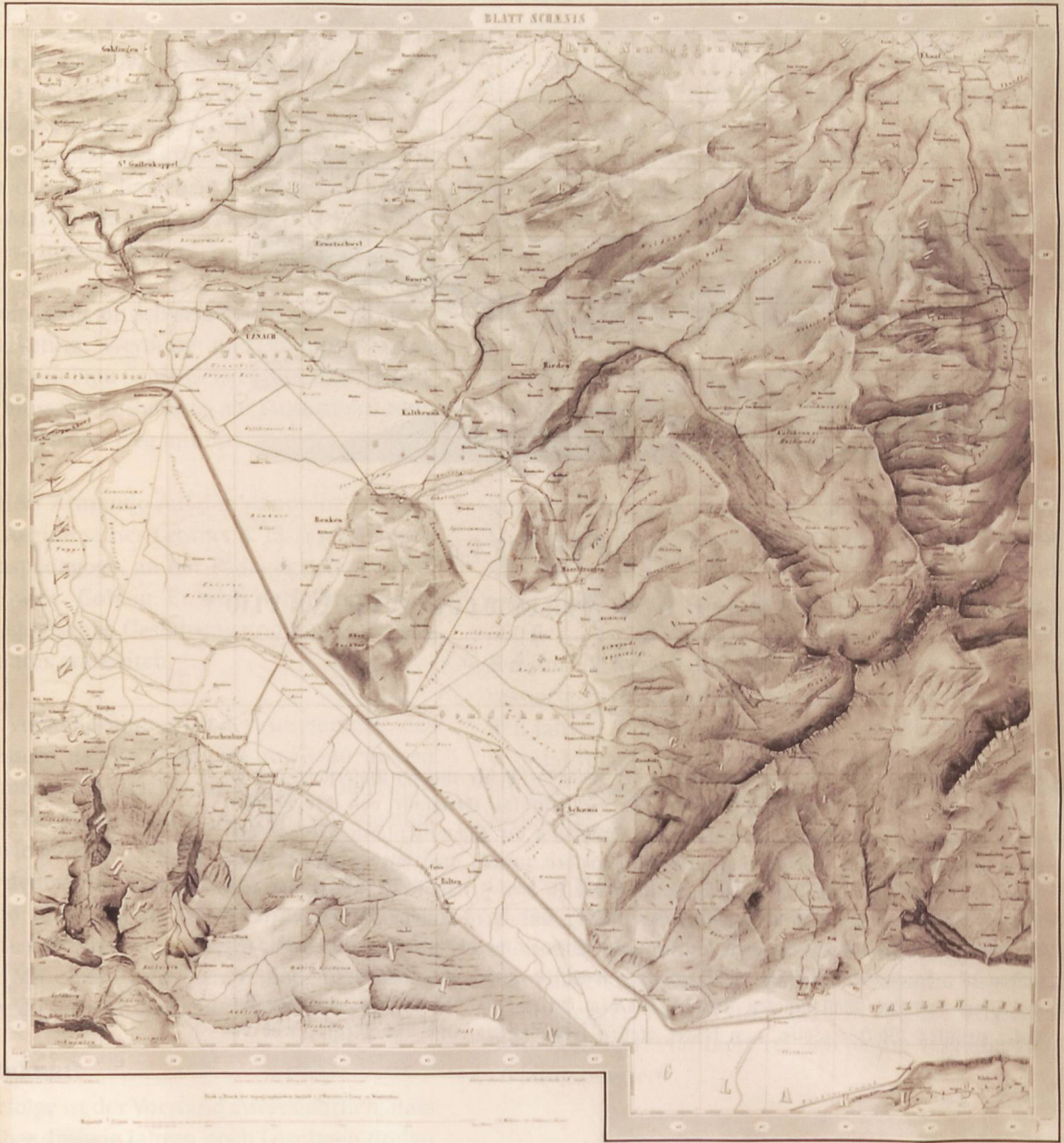
Seit dem Jahr 1814 haben unsere Blätter der Kriegsgeschichte unserer Vaterstadt nur im Vorbeygong und flüchtig erwähnt, da uns die Zeitfolge Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit vor Augen stellte, aus denen die Gründung der Schweizerischen Freyheit hervorgegangen ist, wir kehren nun aber zu derselben zurück, und werden Dich, lieber Jüngling, in diesem und den nächsten Blättern bis zu dem Zeitpunkt hinführen, wo auch Deine Väter dem Bund der Waldstätte beytraten, und ihren Enkeln dadurch diejenige Unabhängigkeit erwarben, die noch zur heutigen Stunde ihr höchstes Gut ist, und, wir hoffen es, durch Gottes Güte, auch auf ihre spätesten Enkel übergehen wird.

Zwar sind die Thaten Zürichs seit dem Gesecht vor Winterthur, welches Die unser neuntes Blatt erzählte, von keiner großen Erheblichkeit, und das Meiste, was das

MR 209 a (Text siehe S. 42)

Topographische Karte
des
Canton's St. Gallen.

BLATT SCHRIS



Staat und Politik

Staat und Politik gehören zusammen. Der organisierte Verband, der eine eigenständige hoheitliche Gewalt über ein Gebiet und die sich darin befindlichen Menschen ausübt, wird Staat genannt. Zu den heutigen Existenzbedingungen des Staates gehören Territorium, Volk und staatliche Macht. Politik wirkt über die Gesamtheit der öffentlichen Belange.

Die Geschichte der Landschaft March ist historisch jung. Sie lässt sich erst im 9. Jahrhundert als alemannische Mark Tuggen, «marca tucunnie», fassen. Damals wurde das Gebiet eher durch den Feudalismus, den Lehenseid, als durch Grenzen zusammengefasst. Neben den Klöstern Pfäfers und St. Gallen waren die Rapperswiler dominierend, die von den Habsburg-Homburgern und später von den Toggenburgern abgelöst wurden. Wohl war die Selbstverwaltung schon vor dem Landrechtsbrief mit Schwyz 1414 weit entwickelt. Schwyz setzte seine staatliche Macht damals gegen konkurrenzierende Kräfte durch. Die Märcbler wurden nicht als Untertanen, aber auch nicht als gleichberechtigte Partner angenommen, behielten aber ihre Selbstverwaltung bis zur Zeit des Absolutismus fast uneingeschränkt.

Die politischen und administrativen Institutionen entwickelten sich stetig mit Landsgemeinde, Landammann und Rat sowie Gericht. Die Bedeutung des Landammanns zeigt sich auch in der Besiegelung von auswärtigen Urkunden und mit der Teilnahme an der Tagsatzung. Auch das Militär gehörte zum Staat, welches im «Alten Zürichkrieg» eigenständig Schwyz unterstützte. In Marignano verloren die Märcbler ihren Landammann Konrad Schmid und 57 Mann.

Allmählich begann Schwyz die Kompetenzen der Landschaft zu beschneiden. Dies gipfelte im Memorial von 1792, als man sich gegen neue, wirtschaftlich hemmende Kompetenzbeschneidungen wehrte. Während der Helvetik gehörte die March zusammen mit Reichenburg zum Kanton Linth. Mit der Mediation

wieder bei Schwyz wechselte die March in den 1830er Jahren von Schwyz zum Kanton Schwyz äusseres Land. Seit 1848 ist die Landschaft March ein Bezirk im Kanton Schwyz.

Unter der Überschrift «Staat und Politik» sind 17 Gegenstände zusammengefasst, welche mit den staatlichen Insignien zu tun haben.

Die reichen archäologischen Funde aus der Pfarrkirche Tuggen gehörten der damals regierenden Oberschicht, welche weite Ländereien besass und die Kirche stiftete. Der Grenzstein zwischen der Landschaft March und Reichenburg deutete nicht allein auf das eigene, von der March abgegrenzte Territorium hin, sondern auch auf den Zustand, dass Reichenburg unter dem Kloster Einsiedeln stand und de facto erst 1832 zur March gehörte. Es folgen schriftliche Zeugnisse der Wirren um die Kantonstrennung samt einem privaten Brief eines damaligen Protagonisten. Das 19. Jahrhundert begann, Territorien exakt kartografisch aufzunehmen und damit Grenzen darzustellen. Die zwei Degen von Offizieren wiesen auf das eigene Militär hin und die Schulprämie auf die Funktionen des Landammanns vor der Gewaltentrennung. Die March hatte nie eigenes Geld, benutzte solches von Schwyz, aber auch von Zürich als Zahlungsmittel. Die Rechnungseinheiten waren so unübersichtlich, dass sie für uns kaum mehr benutzbar wären. Ebenso verschieden waren Masse und Gewichte von den Einheiten in Schwyz, wie Ellenstab, Hohlmass und Waagen andeuten. Der Grundbuchplan der Gemeinde Lachen weist auf die wachsende staatliche Kontrolle und Macht hin, wo der Staat Grund und Boden regelt und exakt vermisst. Das Tagebuch der Luftschutzorganisation zeigt eine weitere Institution, welche eine wertvolle Funktion in schweren Zeiten des Zweiten Weltkrieges ausübte, worauf auch die Uniformteile fremder Soldaten hinweisen. Die Runde wird vom immer wieder auftauchenden, falschen und neu erfundenen Wappen des Kantons Ausserschwyz abgeschlossen.

JFW

Herrschaftliche Grabbeigaben

Erstes und zweites Drittel 7. Jahrhundert

Gefunden in Tuggen bei der Kirchgrabung 1958

Spatha, drei Scramasax, vier Gürtel

Damaszierte Eisenklinge 84.1 cm lang, verjüngt sich gegen das Ort von 5 auf 4.2 cm

Leihgabe des Staatsarchivs Schwyz STASZ

Ganz überraschend rief die Erweiterung der Kirche Tuggen wegen Funden von Skeletten mit Beigaben nach archäologischen Grabungen, welche vom 17. Juni bis Ende August 1958 durchgeführt wurden. Die Archäologie belegte drei Vorgängerkirchen an gleicher Stelle und drei bedeutsame Gräber in der Mittelachse der merowingischen Saalkirche. Bei den drei Gräbern auf gleicher Höhe dürfte es sich um die Sippe des Kirchenstifters der ersten Eigenkirche um 620 handeln.

Im mittleren Grab 1 waren dem Bestatteten Spatha (zweischneidiges Langschwert) und Scramasax (einschneidiges Kurzschwert) samt den entsprechenden Gürtelgarnituren mitgegeben. Die Spatha ist von auserlesener Pracht. Der Griffknauf, das Griffband und die Parierstange sind mit Tierornamenten verziert. Reich tauschiert ist das Wehrgehänge des Sax mit Gürtelriemenbeschlägen, bei denen Silber-, Messing- und gar Bronzedrähte ins Eisen eingelassen sind.

Die Funde in Grab 2 und 3 lassen sich in der Pracht nicht mit Grab 1 vergleichen. Dennoch bieten beide einen Sax mit Spuren der Lederscheide, Randnieten und Gürtelschnallen, Grab 3 einen Feuerstahl und zwei Rasiermesser. Die Funde helfen bei der Datierung.

Besonders die Gürtelbeschläge lassen sich gut einordnen, repräsentieren doch Form und Verzierungen verschiedene Moden. Grab 3 zeigt einen für das erste Drittel des 7. Jahr-

hunderts typischen, im Burgund und der Westschweiz verbreiteten Männergürtel. Die Übergangsform von Grab 2 war im schweizerischen Mittelland im mittleren Drittel des 7. Jahrhunderts heimisch. Der Gürtel aus Grab 1 hingegen stammt aus dem Mittelmeergebiet und setzte sich in der Schweiz im Gegensatz zu Süddeutschland nicht durch. Einzig in Altdorf und Schöftland gibt es auch solche Gürtel.

Die prachtvollen Grabbeigaben mit damaszierter Schwertklinge, reich tauschierten Verzierungen in Silber, Bronze und Messing mögen der Sippe des Kirchenstifters gehört haben. Damit schrieb die Archäologie die Marchgeschichte um: Sie hatte die älteste Kirche der March entdeckt und auf Grund der Beigaben ins erste Drittel des 7. Jahrhunderts datiert. Noch 1848 mit der neuen Verfassung wurde die Reihenfolge der Marchgemeinden entsprechend der Annahme des Alters aufgelistet. Nach Lachen und Altdorf folgt Tuggen weit hinten, was damit widerlegt wurde.

JFW

Literatur:

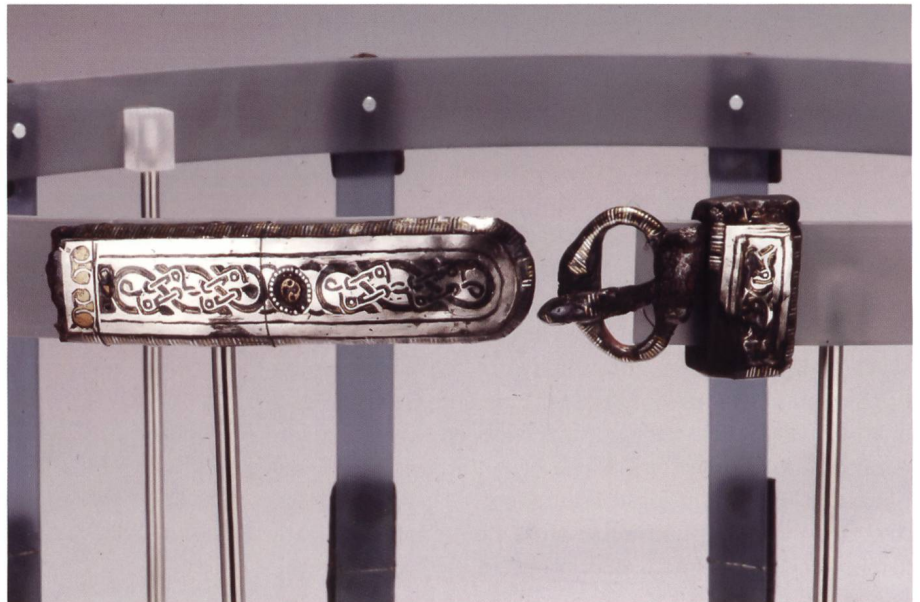
Drack Walter, Moosbrugger-Leu Rudolf, Die frühmittelalterliche Kirche von Tuggen (Kt. Schwyz) in: ZAK Bd.20, Heft 4, Basel 1960, S. 176–207.

Windler Renata, Schmuck als Zeichen der Herrschaft in: Riek Markus, Bamert Markus (Hg.) Meisterwerke im Kanton Schwyz, Bd. I, Bern 2004, S. 22–25.

Wyrsch Jürg, March am Anfang, vom Nuoler Steinbeil zu Karl dem Grossen, MR-Heft 47/2006, Lachen 2006.



Spathagriff aus Grab 1.



Gürtelschnalle aus Grab 1.

Grenzstein March – Reichenburg

1654

Aus dem Gebiet der Zolllrüti, Buttikon

Behauener Sandstein

67 x 28 x 18 cm

Sammlung Marchring, MR 530

Der Begriff des «Territoriums» setzt voraus, dass diesem benachbarte Gebiete und Rechtskreise deutlich unterschieden werden. Die «Grenze» wird gemeinhin als Linie begriffen, obwohl es sich beim germanischen Rechtskreis – der «Mark» (gotisch und althochdeutsch «marka») – in der Regel nicht nur um Linien, sondern um ganze Gebiete gehandelt hat. Die «March» ist ein bewährter Zeuge eines solchen Grenzgebietes. Sie trennte ursprünglich den rätoromanischen Raum vom alemannischen und schliesslich auch das Bistum Konstanz vom Bistum Chur. Die «Grenze» weist in ihrer wörtlichen Urbedeutung aus dem altslawischen «Granica», was so viel wie Eiche bedeutet, auf ihre Funktion als Unterscheidungsmerkmal im Gelände hin. Die «Granica» hat als Grenzbaum somit die Aufgabe eines allgemeinen Grenzzeichens übernommen. Auch Grenzsteine haben als Nachfolger der Grenzbäume die Bestimmung, verschiedene Territorien voneinander abzugrenzen.

Der Grenzstein von 1654, welcher seit 1961 Bestandteil der Sammlung des Marchmuseums bildet, zeigt auf der einen Seite das Wappen der Landschaft March mit dem Marchring und auf der anderen Seite dasjenige des Benediktinerklosters Einsiedeln. Über dem Märchler Wappen ist die Datierung eingemeisselt. Das Rechtsaltertum stammt aus dem Gebiet der Zolllrüti südlich von Buttikon, wo der Weg zwischen Chälenbach und Rufibach entlang der Bergflanke nach Reichenburg führt. Die beiden Raben weisen auf das fürstbischöfliche Gebiet hin, das man in Reichenburg betreten hat.

Anfangs des 14. Jahrhunderts gehörten grosse Teile des Gebiets von Reichenburg dem Kloster Einsiedeln. Später kam es in die Hände der Edlen von Aspermont, welche die Güter im Jahre 1368 für 800 Pfund an den Rapperswiler Bürger Ulrich Tumpter, genannt «Keller», verkauften. Dieser machte ein Geschäft, indem er zwei Jahre später dem Kloster Einsiedeln den Hof Reichenburg für 1200 Gulden weiterverkaufte. Der Fürststab von Einsiedeln herrschte nun also über Eigengüter und Eigenleute von Reichenburg. 1464 liess sich das Kloster seine Rechte an der Vogtei sowie die Gerichtsbarkeit in Reichenburg bestätigen. Diese Besitzverhältnisse dauerten – mit einem mehrjährigen Unterbruch nach 1798 – bis 1833 an. Reichenburg war demnach eigentliches «Fürstenland» und gehörte im Ancien Régime nicht zum Territorium der March respektive des Landes Schwyz. Die Reichenburger Hofleute genossen unter der äbtischen Vogtsherrschaft eine grosse ökonomische und politische Autonomie. Gleichwohl zeigt der Zolllrüti-Grenzstein auf der Reichenburger Seite das Wahrzeichen des fürstlichen Stiftes – die zwei Meinradsrabben von Einsiedeln.

KM

Literatur:

Glaus Beat, Reichenburgs Ablösung vom Kloster Einsiedeln 1798–1833, in: Marchringheft 42/2000.

Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, Berlin 1971.

Ringholz Odilo P. OSB, Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes U.L.F. von Einsiedeln, Einsiedeln, Waldshut und Köln 1904.

Zehnder Meinrad Benedikt, Zur vierten Säkularfeier der Pfarrei Reichenburg 1498–1898, Lachen 1900.



«Memorial der elf Punkte»

1830, 29. November

Druck auf Papier

Folioformat

Sammlung Marchring, MR 3189

Die Schwyzer Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist geprägt von heftigen Verfassungswirren. Nach der Franzosenzeit führte die Schwyzer Obrigkeit 1815 die alten politischen Verhältnisse wieder ein und brachte die ehemals angehörigen Landschaften in den vorrevolutionären Abhängigkeitsstatus. Doch die einmal errungenen Freiheiten liessen sich die nunmehrigen «äusseren» Bezirke nicht mehr wegnehmen. Schon 1814 bestanden sie auf der Ausarbeitung einer auf der Gleichheit aller Bürger basierenden Verfassung. Schwyz wehrte konsequent ab. Anfangs der 1830er Jahre trieb der Konflikt dem ersten Höhepunkt – der Kantonstrennung – zu. Im November 1830 verfassten die Führer der Verfassungsbestrebungen in der March, die Lachner Franz Joachim Schmid (1781–1839) und Dr. Melchior Diethelm (1800–1873), das so genannte «Memorial der elf Punkte». Dieses wurde von den jeweiligen Bezirksbehörden beraten und den Bezirkslandsgemeinden vorgelegt. Der «dreyfache Landrath» der March unter der Leitung von Bezirksammann Josef Anton Wattenhofer (1780–1861), Wirt zum Hirschen in Altendorf, behandelte den politischen Katalog am 29. Wintermonat (November) 1830. Die Bezirkslandsgemeinde genehmigte das «Memorial» am 5. Dezember 1831.

In elf Punkten wurde von den äusseren Bezirken hauptsächlich eine Verfassung sowie die Schaffung einer nach dem Verhältnis der Bevölkerung gebildeten Kantonsbehörde gefordert (1). Reichenburg sollte definitiv der March zugeschlagen werden (2), Schwyz Hauptort des Kantons und Sitz der Kantonsregierung bleiben (3) und die Kan-

tonslandsgemeinde in Rothenthurm der oberste Souverän, bestehend aus allen Bürgern des Kantons, sein (4). Ein Kantonsrat sei aus je einem Repräsentanten pro 200 Einwohner in den Bezirken zu konstituieren (5) und eine «Comission» sollte in denjenigen Zeiten, in welchen der Kantonrat nicht tagt, die Geschäftsführung übernehmen (6). Eine Substitutenregelung müsste die Verdoppelung respektive Verdreifachung des Kantonsrats erlauben (7), ein Kantonsgericht nach den Bestimmungen der Verfassung von 1803 errichtet (8) und die Anerkennung der Hoheit und Freiheit der Bezirkslandsgemeinden, -behörden und -gerichte gewährleistet werden (9 und 10). Schliesslich sollen auch die ehemaligen Beisassen vollberechtigte Kantonsbürger sein und die Vorrechte des Klosters Einsiedeln aufgehoben werden (11).

Diese Forderungen des Memorials wurden von Alt-Schwyz nach wie vor ignoriert. Deshalb sprach sich der Bezirk March am 20. Februar 1831 als erster für eine administrative Trennung vom alten Land Schwyz aus. Die Bezirke Einsiedeln, Küssnacht und Pfäffikon folgten ihm. Nachdem alle Vermittlungs- und Versöhnungsversuche scheiterten, nahmen die vier Bezirksgemeinden am 6. Mai 1832 die Verfassung des «Kantons Schwyz äusseres Land» an und vollzogen die Lostrennung von Schwyz auch formell. Unter dem «feierlichen Vorbehalt der Wiedervereinigung» sanktionierte die eidgenössische Tagsatzung die Lostrennung am 22. April 1833 – der «Kanton Schwyz äusseres Land» war nun hochhoffiziell anerkannt. KM

Literatur:

Adler Benjamin, Die Entstehung der direkten Demokratie. Das Beispiel der Landsgemeinde Schwyz 1798–1866, Zürich 2006.

Hüsser Peter, Geschichte der Unabhängigkeitsbestrebungen in Auser-schwyz 1790–1840, Einsiedeln [s.a.].

Meyerhans Andreas, Der Kanton Schwyz 1798 bis 1848 – Der Weg in den Bundesstaat, Schwyzer Heft Nr. 72, Einsiedeln 1998

V e r h a n d l u n g e n

des
dreifachen Landraths vom Bezirke March am 29^{ten} Wintermonat 1830.

Der dreifache Landrath erklärt alles dasjenige, was der Bezirksrath und die Bezirksvorsteher in Bezug der Bearbeitung einer Kantonal-Verfassung in einer an den Hochm. Kantonsrath gerichteten Zuschrift gethan und erklärt haben, als ganz seinem Wunsche entsprechend, genehmiget dastelbe gänzlich und verlangt, daß der am 17ten Aprilmonats nächsthin zu verhandelnden Bezirksgemeinde nachstehende Punkte als Gutachten vorgebracht, und nach erfolgter Bestimmung auch als deren Seite als Ergebnis eines einstimmigen Beschlusses dem Bezirksrath und dem Volke von Schwyz bekannt gemacht werden.

1. Fordern wir eine die Freiheiten und Rechte der Bezirke und Privaten sichere vollständige Verfassung, und eine auf das genaue Verhältnis der Bevölkerung berechnete Repräsentation in den Kantonalbehörden.
2. Anerkennen wir die bisherige Eintheilung des Kantons in Bezirke, und verlangen dabei, daß die Gemeinde Reichenburg mit dem Bezirke March wiederum vereinigt werde.
3. Anerkennen wir ferner den Rufen Schwyz als den Hauptort des Kantons, semit als den Sitz der Kantonsregierung und den Versammlungsort aller Kantons-Autoritäten.
4. Ehen und lässen wir das bisher Volk von Schwyz, und verlangen mit demselben nur eines und das gleiche, freie Volk zu sein. Deswegen soll auch die Versammlung aller Landleute des Kantons oder der sieben Bezirke fernerehin die Kantonsgemeinde heißen, und die höchste Gewalt oder der Souverain des Kantons sein und bleiben. Es soll jedoch an dieser Versammlung nichts über das besondere Eigenthum der Bezirke, Gemeinden, Corporationen und Privaten verfügt werden, über alle andere Gegenstände aber frei und ungeschunden Berathung statt finden.
5. Verlangen wir einen Kantonsrath, wie er im Jahre 1802 und 1803 zusammengesetzt war, und zwar namentlich, daß jeder Bezirk auf 200 Landleute ein Mitglied in denselben zu erwählen berechtigt sein solle, und daß diese vereint mit dem regierenden Landammann des Kantons, Statthalter und Cämelmeister den Kantonsrath bilden sollen.
6. Wir verlangen eine aus allen Bezirken nach dem Verhältnis der Bevölkerung zusammengesetzte Commission, welche zur Zeit, da der Kantonsrath nicht versammelt ist, die Geschäftsführung übernimmt, jedoch gegen Beschlüsse der Bezirksbehörden nichts verfügen kann; auch alle übrigen wichtigeren Gegenstände nicht von sich aus entscheidet, sondern Mos für die künftige Berathung des Kantonsraths begutachtet, die über ihre Verhandlungen ein besonderes Protocoll führt, und dem sich versammelnden Kantonsrath jedesmal zu seiner Genehmigung vorlegt.
7. Wir verlangen auf jedes Mitglied des Kantonsraths zwei Substituten, welche mit den Mitgliedern des Kantonsraths den zwei- und dreifachen Kantonsrath ausmachen.
8. Wir verlangen ein Kantons-Appellations-Gericht von zwölf Mitgliedern und auf gleiche Weise gewählt und zusammengesetzt, wie die auf das genaue Verhältnis der Bevölkerung gegründete Verfassung vom Jahre 1803 bestimmt. Wir anerkennen auch Alles, was in dieser Verfassung über den Civil-Prozessgang enthalten, und bis auf diesen Augenblick unangestastet geblieben ist.
9. Wir anerkennen in jedem Bezirk eine Volksversammlung oder die Landgemeinde als die höchste Gewalt desselben, die, so wie die Kantonsgemeinde, ebenfalls nichts über das besondere Eigenthum verfügt, über alle andern Gegenstände aber frei und ungeschunden beraten kann.
10. Wir erkennen in den Bezirken wirklich bestehenden Bezirksräthe und Bezirkegerichte, und verlangen, daß die zum Errichten einer neuen Verfassung derselben, so wie die laut vorhergehenden Articulen zu errichtenden Kantonsbehörden in ihren Herrrichtungen nach den ihnen angemessenen Competenzen fortführen sollen; daß aber der auf angegebene Weise zusammengesetzte Kantonsrath die Wünsche, die ihm in Bezug auf Verbesserungen und Änderungen in der Verfassung vorgelegt werden, in Ueberlegung nehme, eine möglichst vollständige, auf Billig- und Gerechtigkeit begründete Verfassung für den ganzen Kanton beförderlich bearbeite, und solche dann der Kantonsgemeinde zur Entscheidung vorlege. Jedoch soll über das eben angeführte Repräsentationsverhältnis keine Änderung statt finden.
11. Um jede Trennung in dem Kanton zu verhindern, Friede und Eintracht wieder aufleben zu machen, und die vortelste brüderliche Vereinigung unter allen Bewohnern des Kantons zu bewirken, wünschen wir, daß, so wie der Genus der politischen Rechte nie mehr das ausschließliche Privilegium einer Klasse der Kantonsbürger sein kann, dem Kloster Einsiedeln keine Vorrechte vor Privaten zugehoben, und die ehemaligen Weissen in allen Bezirken als politische Landleute angesehen und behandelt werden.

Kanzlei March.

MR 317

Proklamation der Wiedervereinigung des getrennten Kantons Schwyz

1833, 28. August

Druck auf Papier

Folioformat

Sammlung Marchring, MR 3191

Die starre Haltung des alten Landes Schwyz in der Frage der Ausarbeitung einer Kantonsverfassung führte in den Jahren 1831/32 zum endgültigen Bruch zwischen den vier Bezirken March, Einsiedeln, Küssnacht und Pfäffikon sowie dem Bezirk Schwyz. Die Gleichberechtigung aller Bürger und vollwertige politische Mitwirkung der äusseren Bezirke wurden verwehrt, die zahlreichen demokratischen Forderungen vom konservativen Regime in Schwyz konsequent abgelehnt. Auch der Druck der Tagsatzung und einzelner grosser Kantone (z.B. Zürich und Bern) nützte wenig, um den Bezirk Schwyz zu einem Einlenken zu bewegen. Deshalb anerkannte das gemeineidgenössische Gremium am 22. April 1833 den bereits seit 1831 administrativ vom alten Land Schwyz getrennten «Kanton Schwyz äusseres Land». Bis sich das innere und äussere Land Schwyz unter einer gemeinsamen Kantonsverfassung wieder vereinigt hätten, sollten beide Kantonsteile mit je einer halben Standesstimme in der Tagsatzung repräsentiert bleiben. Alt Schwyz war über diesen Entscheid ausserordentlich verärgert und sah darin eine unzulässige Einmischung der übrigen Kantone in seine inneren Angelegenheiten.

Die politischen Fronten waren zu verhärtet, als dass unter dieser Voraussetzung eine fruchtbare Verfassungsdiskussion hätte stattfinden können. Im Gegenteil, die Wogen gingen hoch, der Kanton Schwyz stand am Rande eines Bürgerkrieges. Aufgrund eines provozierten Zwischenfalls in Küssnacht zogen am 31. Juli 1833 rund 600 Schwyzer unter der Führung von Landesstatthalter Theodor ab Yberg (1795–1869) in Küssnacht ein und besetzten das Dorf. So-

fort reagierte die Tagsatzung auf diesen Landfriedensbruch und entsandte ihrerseits Truppen zur Abwendung des drohenden «Überfalls» des alten Landes auf die äusseren Bezirke. Bis zum 8. August 1833 besetzten die eidgenössischen «Friedenstruppen» den ganzen Kanton und sorgten für die Wahrung von Ruhe und Ordnung. Die hohen Besatzungskosten, der vermittelnde Abt von Einsiedeln sowie die zwei eidgenössischen Kommissare, der Ausserrhodener Landammann Jakob Nagel (1790–1841) und der Freiburger Schultheiss Charles de Schaller (1772–1843), trugen dazu bei, dass die Einigung der separierten Kantonsteile und die Ausarbeitung einer Verfassung sofort an die Hand genommen wurden. Die Voraussetzungen für die Wiedervereinigung und die Verfassungsausarbeitung wurden in einem «Grundvertrag» vereinbart. Das Dokument vom 28. August 1833 bildete die Diskussionsbasis für die erzwungene Wiedervereinigung der beiden Kantonsteile. Am 17. September 1833 tagte der gemeinsame Verfassungsrat ein erstes Mal. Im neuen Grundgesetz wurden die demokratischen Anliegen der äusseren Bezirke in nie gekanntem Ausmass berücksichtigt. Beachtung schenkte man dieser neuen Staatsverfassung in den Folgejahren allerdings kaum. Die Benachteiligung der äusseren Bezirke durch das konservative Regime in Schwyz setzte sich im politischen Alltagsleben fort. Erst die Kantonsverfassung von 1848 sollte den Kanton Schwyz – nach dem Sonderbundkrieg – in verfassungsrechtlicher Hinsicht zur Ruhe kommen lassen. KM

Literatur:

- Adler Benjamin, Die Entstehung der direkten Demokratie. Das Beispiel der Landsgemeinde Schwyz 1798–1866. Zürich 2006.
- Hüsler Peter, Geschichte der Unabhängigkeitsbestrebungen in Ausserschwyz 1790–1840, Einsiedeln [s.a.].
- Meyerhans Andreas, Der Kanton Schwyz 1798 bis 1848 – Der Weg in den Bundesstaat, Schwyzer Heft Nr. 72, Einsiedeln 1998
- Wyrsch Paul, Landammann Nazar von Reding-Biberegg (1806–1865), Baumeister des Kantons Schwyz, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, 69/1977 und 70/1978.

Die Abgeordneten des innern Landes
Schwyz und Nollerau
und des äußern Landes
March, Einsiedeln, Rüssnacht und Pfeffikon,
sowie des Bezirks Gersau
entsprechend der Aufforderung
der
Eidgenössischen Commissarien
der Wohlgeborenen hochgeachteten Herren
Landammann Nagel und Schultheiß Schaller
und aus Auftrag und auf Ratifikation ihrer Committenten
sind zur Wiedervereinigung sämtlicher Theile des Kantons Schwyz des folgenden
Grundvertrages übereins gekommen:

1. Die sämtlichen Bezirke des Kantons Schwyz innern und äußern Landes anerkennen und verbürgen sich gegenseitig die vollste politische Rechtsgleichheit aller Kantonsbürger und Gebietsteile als den obersten Grundfah und die Grundlage der von ihnen zu beordnenden Verfassung.
2. Sie verpflichten sich ebenfalls gegenseitig, gemeinschaftlich eine Verfassung zu entwerfen und darin den Grundfah der vollsten politischen Rechtsgleichheit durchgreifend und vollständig zu verwirklichen und geltend zu machen.
3. Die Bearbeitung dieser anmit bedungenen Verfassung wird einem Verfassungsrath übertragen, der aus siebenzehn Mitgliedern besteht. Hierzu giebt, unvorgesehlich der künftigen Volkszählung, das innere Land mit Nollerau acht, das äußere Land mit Gersau neun Mitglieder. Den Präsidenten wählt der Verfassungsrath aus sich selbst.
4. Die Verfassung soll am letzten Sonntag des Monats April 1803, als an dem ordentlichen Versammlungstage der Malien-Landes-Gemeinde den sämtlichen Bezirks-Landsgemeinden zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Zur Annahme sind zwei Dritttheile der gesammten stimmfähigen Kantonsbürger erforderlich; die Mehrtheit der an der Bezirksgemeinde stimmenden Bürger zählt für die Gesamtheit der stimmfähigen Bürger des betreffenden Bezirkes. Keiner ist stimmfähig, der nicht das 16. Jahr zurückgelegt hat und in bürgerlichen Ehren steht. Für die Zukunft wird kann die Verfassung die zur Stimmfähigkeit erforderlichen Eigenschaften bestimmen.
5. Als Grundlinien zu dieser Verfassung werden folgende festgesetzt:
 - a. Das Volk ist der Souverän oder die höchste Gewalt und giebt die Befehle selbst; es übt dieses Souveränitätsrecht an den verfassungsmäßig schicksaligen Bezirksgemeinden aus, allwo alle Befehle zur Abstimmung vorgelegt werden müssen. Es giebt daher keine Kantonsgemeinde mehr.
 - b. Bei jeder an den Bezirksgemeinden vorzunehmenden Abstimmung über Befehle gilt der in Art. 4 angenommene Grundfah.
6. Schwyz ist der Hauptort des Kantons und der Sitz aller Kantonalbehörden.
7. Politischer Landmann oder Kantonsbürger ist jeder, der durch die Verfassung von 1803 als solcher anerkannt worden ist, oder sich ausweisen kann, daß er das besagte Bürgerrecht seither rechtlich erworben und ausgeübt hat.
8. Jeder rechtliche Kantonsbürger kann sich überall im Kanton niederlassen und alda sein Gewerbe treiben, so wie er auch sein politisches Bürgerrecht da ausüben und den Steuern unterworfen ist, wo er säßhaft ist.
9. Jedem Bezirke, jeder Gemeinde, sowie auch jeder geistlichen und weltlichen Korporation bleibt ihr rechtlich erworbenes Eigenthum und die Verwaltung desselben gesichert.

HR 3191

Neujahrsbrief von Joachim Schmid

1833, 3. Januar

Schreibpapier (Doppelblatt)

25,4 x 40,4 cm

Sammlung Marchring, MR 1978

Die Neujahrsglückwünsche, welche der Märchler Landammann Franz Joachim Schmid (1781–1839) dem Amtsstatthalter des Bezirks Schwyz, Fridolin Holdener (1803–1847), zukommen liess, datieren vom 3. Januar 1833. Schmid stand anno dazumal an der Spitze der «Provisorischen Regierung der äusseren Bezirke», welche im Frühjahr 1833 bereits die feste Absicht verfolgte, bei der eidgenössischen Tagsatzung die Anerkennung des «Kantons Schwyz äusseres Land» zu erlangen. Überhaupt galt der umtriebige Fürsprech und Ochsenwirt aus Lachen als Kopf der liberalen Bewegung im Kanton Schwyz, die sich die Durchsetzung von Volksrechten und Gleichberechtigung gegenüber der Schwyzer Obrigkeit zum Ziel gesetzt hatte. Sein freundschaftlicher, über weite Teile des Textes sehr unterwürfig anmutende Brief an Fridolin Holdener erstaunt vor diesen realpolitischen Hintergründen. Fridolin Holdener war ein konsequenter Verfechter der so genannten Altschwyz Linie, welche die demokratische Bewegung in den äusseren Bezirken ablehnte und die Separationsbestrebungen bekämpfte. Als langjähriger politischer Gefährte des Schwyzer Bezirksammanns Oberst Theodor Ab Yberg (1795–1869), des Führers der Altschwyz Konservativen, konnte er mit dem Märchler Landammann kaum «das Heu auf der gleichen Bühne» haben. Der Schwyzer Fridolin Holdener war 1836, 1840 und 1844 für je zwei Jahre Landammann und führte den Kanton und das alte Land Schwyz in Jahren harter Auseinandersetzungen mit den übrigen Bezirken. Wie also ist das servile und ehrerbietige Neujahrschreiben zu bewerten, das selbst für die überschwängliche Sprache der damaligen Zeit das übliche Mass übersteigt?

Franz Joachim Schmid hat ein politisch sonderbares Schicksal genommen. Einst treibende Kraft hinter den Autonomiebestrebungen der äusseren Bezirke und der liberalen Bewegung, überwarf er sich noch 1833 – während der kurzzeitigen Selbständigkeit des anerkannten «Kantons Schwyz äusseres Land» – mit den übrigen Parteiführern, namentlich mit dem Einsiedler Bezirksamman Josef Karl Benziger (1799–1873) und dem «Ausserschwyz» Kantonsstatthalter und intellektuellen Kopf der Liberalen, Dr. Melchior Diethelm (1800–1873) aus Lachen. Schmid wechselte kurzerhand das politische Lager und übernahm, nunmehr von den altschwyzersch Gesinnten unter der Führung von Fridolin Holdener und Theodor Ab Yberg protegiert, leitende Staatsämter. Der «Neo-Konservative» Schmid wurde schon bald Grossrats- und Kantonsgerichtspräsident. 1836 bekleidete er, zusammen mit Fridolin Holdener als Landammann, das Kantonsstatthalteramt. Seine grosse Zeit war allerdings vorbei: In Schwyz galt er als Überläufer, in weiten Teilen der äusseren Bezirke als Verräter. Am 8. Januar 1839 stirbt er in Lachen – eine glanzvolle Karriere hatte ihr bitteres Ende gefunden. Schon für Schmid's Korrespondenzen nach Schwyz in den 1820er Jahren hält Josef Wiget fest, dass er sich sichtlich Mühe gibt, «bei den Herren gut dazustehen, als anständig und dienstfertig zu erscheinen». So gibt auch der Brief vom Januar 1833 an Holdener unverkennbare Hinweise auf die schon von den Zeitgenossen beklagte, anscheinend intrigenhafte Persönlichkeit von Schmid. Dem politischen Erzfeind auf der Höhe der Auseinandersetzungen in einem privaten Schreiben so zu hofieren, vermag kaum das Bild eines standhaften und charakterfesten Politikers zu zeichnen. Aber schliesslich gilt: «De mortuis nihil nisi bene!» (Von Toten soll man nur gutes reden!). KM

Literatur:

Wiget Josef, Die Lotterie von Lachen und Franz Joachim Schmid, in: Marchringheft 20/1980, S. 25 ff.

Laufen den 3ten Januar 1833.

Liebgewesteren Herrn und Freund!

Auf die Wünsche Ihres verehrten Vaters und
 auch glücklichst. Ich werde die gütige
 Gott die gnade Eurer freundlichen Besorgungen über
 die Angelegenheiten, und Ihnen selbst zu Teil
 werden lassen, was zu Ihrem Wohl, zu
 Ihrer Zufriedenheit, und zum Wohlstand und
 Fortgang der lieben Angelegenheiten, mit einer
 vortrefflichen und geduldfähigen Herz. Mit einem
 Wohl, ich wünsche Ihnen ausdrücklich alles dasjenige
 was Sie selbst wünschen, und was ich zu schick-
 ung der einen oder anderen Angelegenheiten
 beitragen, so sehr, so wird es mit unserm Glück
 geschehen. Ich wünsche auch keine anderen
 als einzig und allein auf das Beste der
 tief nicht zu sehr verlassen, denn die, ich wünsche es
 zu meiner Ehre schreiben, sollte nicht im
 Stillstand in die Handlung Ihrer Angelegenheiten

mitzutheilen. In allem übrigen aber bin ich sehr
 bereit, und ich werde mir best Comandiret sein.
 Damit verbunden: Sie wissen auch von welcher
 Seite nicht erfüllt ist, was daher lassen Sie
 misstrauig, sonst lassen Sie von welcher Seite
 werden.

Diesem Einverständnis werde ich Ihnen
 Einladung zu folgen bei Ihnen unterlassen von
 die also wieder besorgen mögen. Sollten
 Willens sein, wir mit also, und dann sage ich
 Ihnen auch mündlich dass ich soja

Ihre
 sehr geehrter Freund Joseph
 Schmid, Resident

P.S. Mögen Sie so gütig sein, und meine herzlichsten
 Glückwünsche und Empfehlungen für die
 anhaltende Gesundheit und Glück Ihrer lieben
 Mutter zu melden!

Plan des Linthlaufes

März 1807

Gezeichnet von Johann Conrad Escher von der Linth,
Kupferstecher unbekannt

Papier, Kupferstich

44 x 19,5 cm

Sammlung Marchring, MR 694

1804 zeichnete der Zürcher Johann Konrad Escher als Teil seines «Sumpfpackes» einen Plan über die Linthebene als Projektskizze für die Tagsatzung. Diese wurde später mit Kupferstichen reproduziert. Sie zeigen den alten Lauf der Glarner Linth bis zur Ziegelbrücke, wo bis 1811 der «Maag» genannte Ausfluss des Walensees einmündete. Das Projekt von 1804 sah die Begradigung der Linth zwischen Schänis und Grinau noch nicht vor. Die vielen, stetig wechselnden Lintharme der unteren Linthebene bieten ein Zeitdokument.

«Der Plan des Ausflusses des Wallensees und des Laufs der Linth bis in den Zürichsee nebst Vorschlägen, die zur Austrocknung der Sümpfe dieser Gegend der Eidgenössischen Tagsatzung in Bern Ao 1804, aus Auftrag derselben gemacht wurden. Gezeichnet von H. Conrad Escher v. Zürich».

Beigefügt wurde der Kupferstich 1807 dem «Aufruf an die Schweizerische Nation zu Rettung der durch Versumpfung ins Elend gestürzten Bewohner der Gestade des Wallen-Sees und des untern Linth-Thales, nach dem von der eidgenössischen Tagsatzung im Jahre 1804 beschlossenen, von sämtlichen hohen Cantonen ratifizierten, und von Sr. Excellenz dem Herrn von Reinhard, Landammann der Schweiz, zur Ausführung angeordneten, hydrotechnischen Plan.»

Auch die Schifffahrt auf den Lintharmen wurde im 18. Jahrhundert vielfach durch wiederkehrende Überschwemmungen behindert. Viele Tagewerke an Handarbeit waren jedes Jahr nötig, um die Schifffahrt offen zu

halten. Stures behördliches Verhalten erschwerte zusätzlich, indem man den befahrbaren Lintharm vorschrieb.

Escher zielte mit seinen Vorschlägen darauf, die vielen Hochwasser mit Überschwemmungen am Walensee zu verhindern und die obere Linthebene zu entsumpfen. Daher wurde zunächst nur die Umleitung der Glarner Linth in den Walensee gegen grosse Widerstände durchgeführt.

Erst während des Baus wurde auch die Linth zwischen Schänis und Grinau begradigt, was allerdings zur Entsumpfung dieser Gegend wenig half.

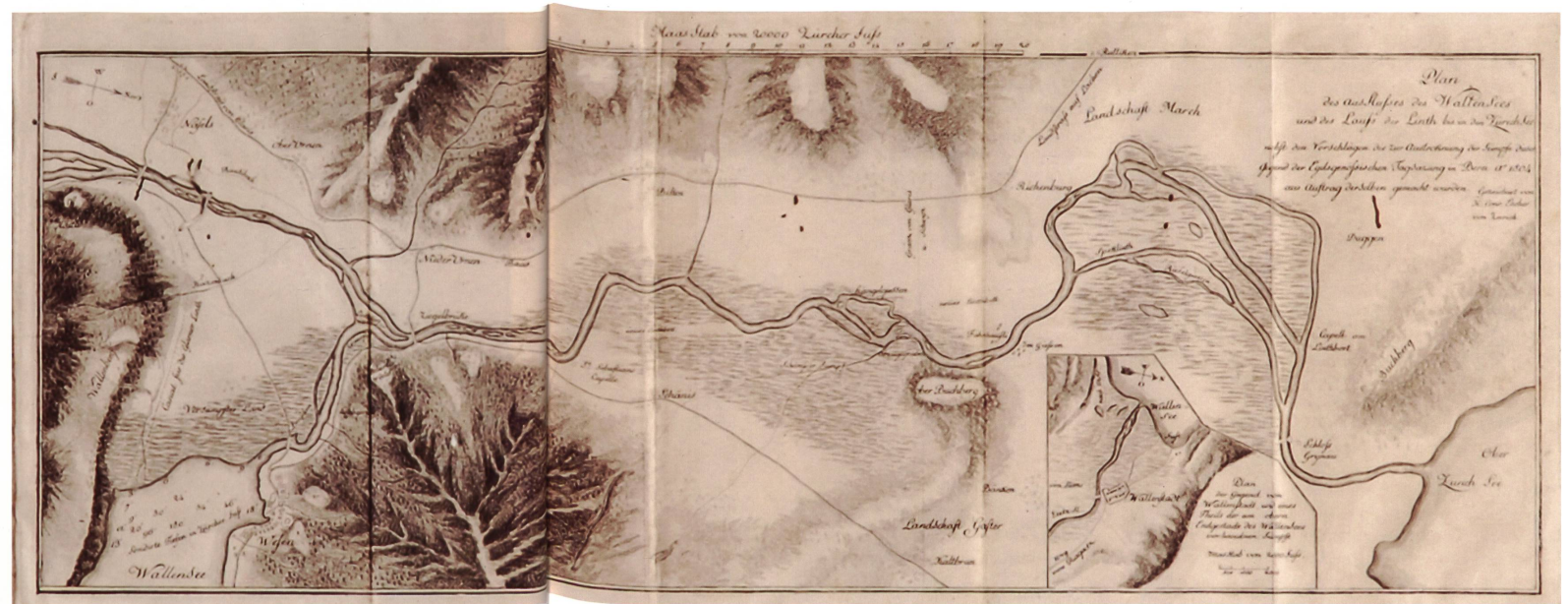
Eschers Plan zeigt die geografischen Verhältnisse von 1804. Seine Originalskizze belegt nur schematisch die Begradigung der Linth. Der Kupferstich half mit anderen Beilagen des Aufrufs, Aktionäre zu werben. 1807 zeichneten 2000

statt der ursprünglich erwarteten 1600 Aktionäre je Fr. 200.–. Nach der Bauzeit waren total 4070,5 Aktien eingelöst. JFW

Literatur:

Linth-Escher-Gesellschaft, Das Linthwerk – ein Stück Schweiz, Glarus 1993.
Speich Daniel, Linth Kanal, die korrigierte Landschaft – 200 Jahre Geschichte, Glarus 2002.

Speich Daniel, Helvetische Meliorationen, Die Neuordnung der gesellschaftlichen Naturverhältnisse an der Linth (1783–1823), Zürich 2003.



Plan der Grinau

1823

Gezeichnet von Franz Hegi

Papier, Aquatinta und Radierung

a) 6,9 x 11,5 cm und b) 17 x 12,2 cm

Sammlung Marchring, MR 209 a und b

Die Gesellschaft der Feuerwerker in Zürich gab 1823 ihr 18. Neujahrsblatt heraus, das der Grinau gewidmet ist. Das kleine Heft schildert die bewegte Geschichte und zeigt zwei Abbildungen, die von Franz Hegi (1774–1850) stammen. Die Aquatinta, in Sepia gehalten, stellt den alten Turm und das neue Schloss Grinau dar, welches von Balthasar Kyd 1652 mit der ersten Brücke erbaut worden war. Weitere Bauten, die heute teilweise nicht mehr existieren, sind zu erkennen. Bereits ist der Linthkanal abgebildet mit einem Boot, das offensichtlich linthaufwärts segelt. Die treidelnden Pferde fehlen. Der Blick schweift in die Berge vom Hirzli bis gegen den Stockberg.

Der radierte Plan mit dem Titel «Das Schloss Grynau mit der Umgebung» zeigt die Topographie am oberen Ende des Zürichsees mit einem kurzen Teil des Linthkanals, den alten, einmündenden Lintharmen aus der Linthebene sowie dem Ausläufer des Buchbergs und dem Schlosswald. Die Situation zeigt die damalige Geografie. Der Kanal unterhalb der Grinau bis zur Mündung wurde erst 1865 ausgebaut. Im Bereich des Kanals und der alten Linth von Tuggen her sind der alte und der neue Zustand überschritten.

Die ganze Umgebung ist hüben und drüben ein grosses Sumpfbereich, auf der Tuggner wie auf der Schmerkner Seite. Die Linthbordkapelle fehlt, die Kreuzkapelle, die Uzna-bergmühle samt Mühlebach und das Dorf Schmerikon sind dargestellt. Interessant sind die Verbindungen. Bei der Grinau führte die Strasse von Tuggen und Lachen nicht

mehr durch das Schloss über die Linth, sondern zwischen Schloss und Turm über die neue Linthkanalbrücke und weiter nach Uznach. Eine andere zweigte über den Mühlebach nach Schmerikon ab.

Der Plan führt die strategische Lage der Grinau vor Augen. Hier kämpften 1336 in der Schlacht bei Grinau Zürcher und Toggenburger gegen die Grafen von Habsburg-Laufenburg, die Nachfolger der Rapperswiler. Diese verloren hier ihr Leben. 1799 siegten die Franzosen am 25. September gegen die Koalitionsarmee von Russen und Österreichern beim Übergang über die Brücke, die teils zerstört wurde. 1833 bei der Kantonstrennung und wieder 1847 im Sonderbundskrieg spielte der Übergang eine strategische Rolle. Diese Bedeutung wurde im Ersten Weltkrieg mit Manövern und Feldbefestigungen und weit mehr im Zweiten Weltkrieg mit dem Bau des grossen Infanteriewerks im Buchberg unterstrichen, welches auch im Kalten Krieg noch teilweise benutzt wurde.

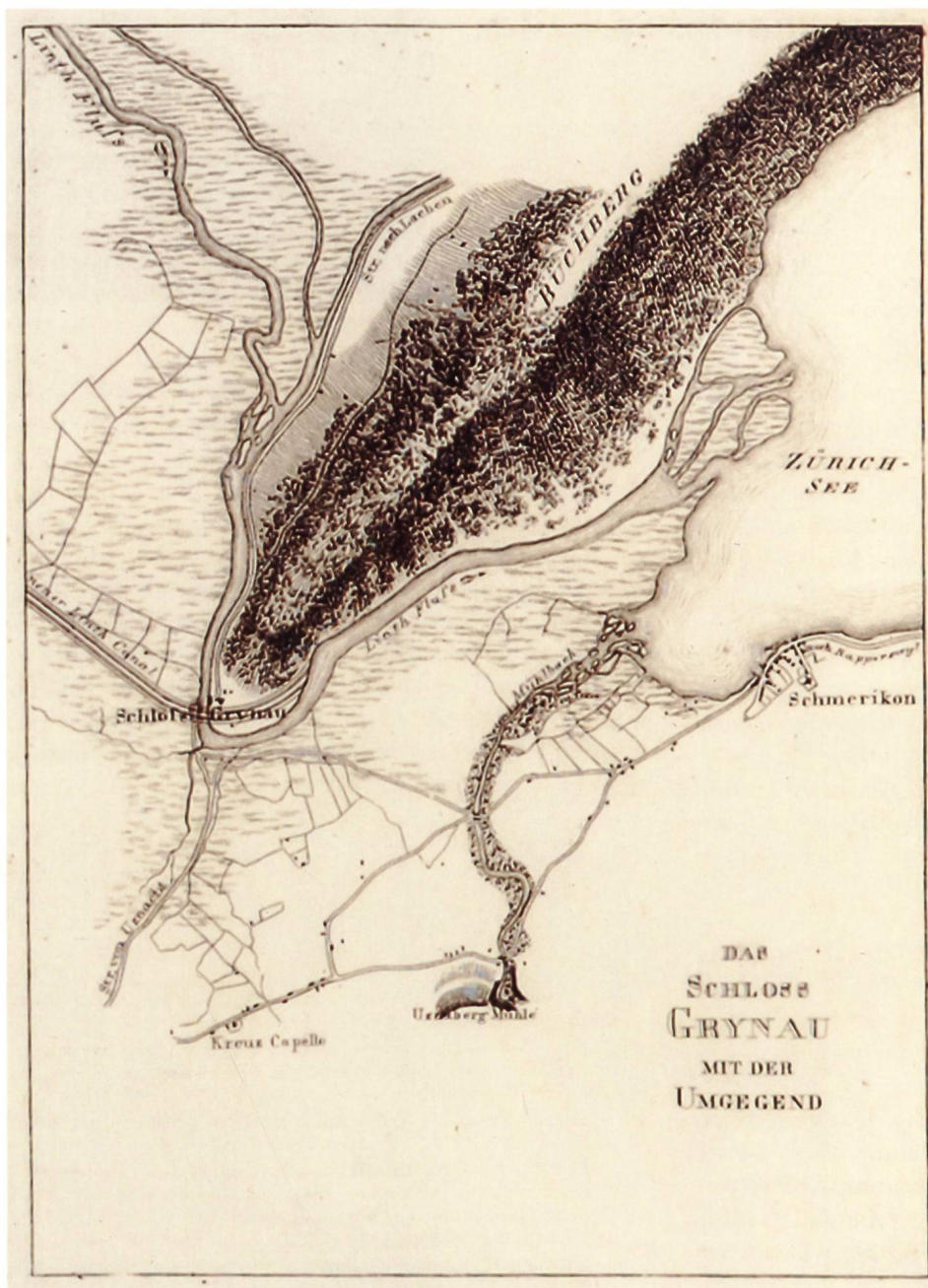
JFW

Literatur:

Rutschmann Werner, Die Linthstellung 1939–1945 mit der vorgesehenen Überflutung der Linthebene in: Terra plana 2/1996, S. 15–24.

Speich Daniel, Linth Kanal, die korrigierte Landschaft – 200 Jahre Geschichte, Glarus 2002.

Wyrsch Jürg, Bluttriefende Bajonette auf der Grinaubrücke, MA 28.9.1999, S. 4.



MR 209b (MR 209a siehe S. 27)

Topographische Karte des Kantons St. Gallen

1846 bis 1854

Aufgenommen von Johannes Eschmann

Blatt Rapperswil und Schänis

Papier, Lithographie (Faksimile)

Massstab 1:25 000

Sammlung Marchring, MR 125

Bereits die Karte Eschers der Linthebene ist trigonometrisch aufgenommen. Nach ersten Vermessungen auf eidgenössischer Ebene 1809 beschloss die Tagsatzung 1822 die Vermessung der Schweiz. Guillaume-Henri Dufour übernahm diese Aufgabe 1832 als Oberstquartiermeister (Generalstabschef) der Armee. Man wollte eine Karte 1:100 000 herstellen.

1834 übernahm der 1808 in Wädenswil geborene Johannes Eschmann nach Studien in Mathematik, Astronomie und Geodäsie in Zürich, Paris und Wien die Arbeiten der Triangulation erster Ordnung der Ost- und Zentralschweiz. Er doktorierte in Naturwissenschaften, wurde 1833 Privatdozent für Astronomie in Zürich und 1847 Major im Generalstab, dessen topographische Arbeiten er leitete. Er starb 1852 in Zürich-Enge.

Sekundär trigonometrisch vermessen Eschmann 1842–1844 mit Detailaufzeichnungen den Kanton Zürich und wurde von der St. Galler Regierung beauftragt, von 1840 bis 1846 diesen Kanton im Massstab 1:25 000 aufzunehmen.

In den Jahren 1846 bis 1854 wurden die Pläne gezeichnet, auf die Lithographiesteine übertragen und die 16 Blätter bei Ziegler in Winterthur gedruckt. Etwa zur gleichen Zeit vermessen der Franzose Claude Marie Jules Anselmier (1815–1895) die Kantone Aargau, Bern, Zug, Schwyz und Uri. Seine ungenauen Ergebnisse ergaben für die Dufour-Karte

Probleme, da sich die Pläne angrenzend zu St. Gallen nicht deckten. Er wurde von Hermann Siegfried nicht mehr eingestellt.

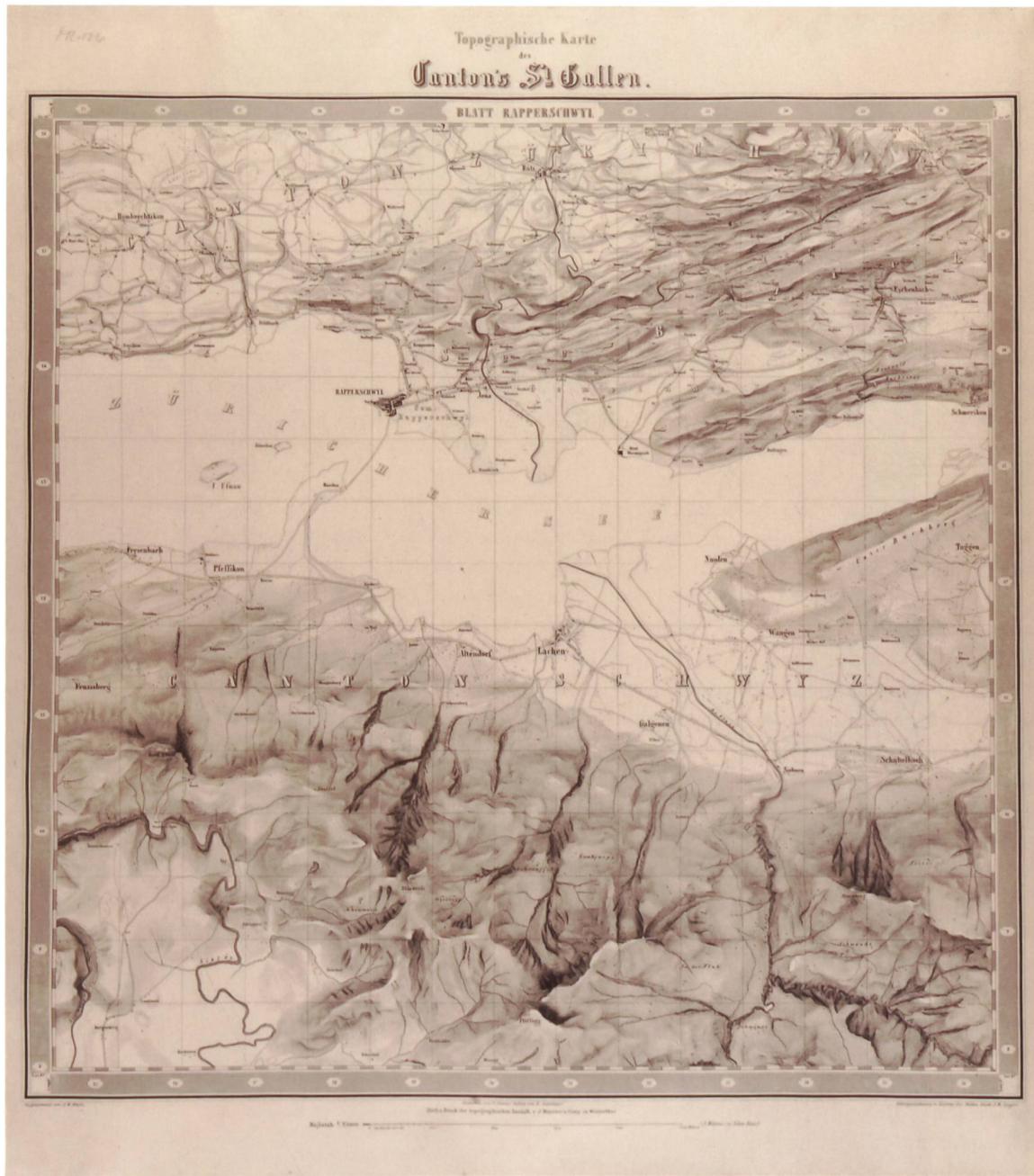
Die Daten für die Teile der beiden Blätter der Topographischen Karte des Kantons St. Gallen aus dem Kanton Schwyz dürften wohl von den Messtischblättern Anselmiers stammen. Leider enthalten sie gerade über die Bewachung wenig Hinweise. Der Wald fehlt in Glarus und Schwyz ganz, ist in St. Gallen nicht allzu detailliert. Die Karte zeigt erstmals die March im Massstab 1:25 000.

Die Schweizer Karte, welche Dufour mit grösster Sorgfalt zusammengestellt hatte, erzeugte nachgerade jenen nationalen Raum, den abzubilden sie sich vorgenommen hatte. Die Teilkarten des Kantons St. Gallen bilden somit die Grundlage der einmaligen Dufourkarte. Die helvetische Triangulation von Kartografie, Politik und nationaler Repräsentation schuf den geografischen Raum der Schweiz nicht nur transparenter, sondern stiftete damit auch nach 1847 eine neue Einheit.

JFW

Literatur:

- Dürst Arthur (Hg.), Die Ostschweiz im Bild der frühen Kartenmacher in: *Cartographica Helvetica*, Sonderheft Nr. 6, Murten 1994.
- Gugerli David, Kartographische Assemblagen einer vermessenen Schweiz in: Schweizerisches Landesmuseum (Hg.), *Die Erfindung der Schweiz 1848–1998. Bildentwürfe einer Nation*, Zürich 1999, S. 138–145.
- Rickenbacher Martin, Die Basismessung im Grossen Moos zwischen Wälperswil und Sugiez in: *Cartographica Helvetica* 34/ 2006, S. 3–15 (als Einführung in die Vermessung).
- Richenbacher Martin, Dufour Map – Spitzenkartografie in der vierten Dimension. Eine Zeitreise mit General Guillaume-Henri Dufour in: *Geomatik Schweiz*, Heft 12/2003, S. 676–680.
- Umbricht Michael Johannes, *Welche Landschaft wollen wir? Denkmodelle für die Landschaft der Zukunft*. Dissertation, ETHZ 2003.



Blatt Rapperswil
(Blatt Schänis
siehe S. 28)

Schwyzter Infanteriesäbel

Ordonnanz 1852

Eisen, Messing

75 x 2,3 cm (13 cm)

Sammlung Marchring, MR 388a

Ein Charakteristikum des militärischen Säbels ist die einseitig geschliffene Klinge mit Spitze. Somit wird der Säbel zu einer Stich- und – bei entsprechender Krümmung – einer Hiebwaffe. Die Säbel waren vor allem die Hauptwaffe der leichten Kavallerie, kamen aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts auch bei der Infanterie in Gebrauch. 200 Jahre später wurde der Säbel für den «gemeinen Soldaten» nach und nach durch das Bajonett ersetzt, das sich in der Regel auch auf das Gewehr aufpflanzen liess. Der Säbel, dessen Funktion als Nahkampfwaffe in der modernen Kriegsführung allmählich überflüssig wurde, mutierte zu einem Statussymbol und überlebte in den Armeen höchstens noch als repräsentativer Offizierssäbel. Dieser war aber mehr zur Zierde und für den Kampf gänzlich unbrauchbar. Das Marchmuseum hat in seiner Sammlung mehrere Säbel und Degen. Stellvertretend für diese Waffen steht an dieser Stelle ein Schwyzter Infanteriesäbel nach der Ordonnanz des Jahres 1852. Das Stück stammt aus der Sammlung von Dr. med. Carl Ebnöther, Lachen, und wurde 1961 von Max und Dora Müller-Ebnöther dem Marchmuseum geschenkt. Auf der messingenen Parierstange ist das Schwyzter Wappen eingestanz, die Waffe trägt die Nummer N 133. Das Staatsarchiv Schwyz verwaltet aus den ehemaligen Beständen des kantonalen Zeughauses noch 31 Stück dieses Waffentyps.

Zur Zeit der Anschaffung dieser Waffen – in der Mitte des 19. Jahrhunderts – lag das schwyzzerische Militärwesen noch im Argen. Die Rechenschaftsberichte des Regierungsrats respektive des Militärdepartements geben ausführlich

Auskunft über diesen Umstand. So war die einigermaßen einheitliche Bewaffnung der einzelnen kantonalen Truppen mittlerweile vollzogen, an eine identische und korrekte Uniformierung war aber noch nicht zu denken. Vor allem die «verschiedenartigen Beinkleider» gaben immer wieder Anlass zu Klagen des eidgenössischen Inspektionsoffiziers. Die Ausrüstung der Schwyzter Soldaten lag damals noch im Verwaltungs- und Kompetenzbereich der einzelnen Bezirke. Auch die Zeughäuser wurden von den Bezirken geführt. Nur gerade die wenigen jährlichen Ausbildungstage der Truppe organisierte der Kanton. Bestrebungen, mit einer neuen Militärverordnung den dramatischen Missständen und Mängeln des kantonalen Wehrwesens Abhilfe zu verschaffen, scheiterten in den Anfangsjahren des «modernen Kantons Schwyz» (nach 1848). Als man 1853 endlich eine Vorlage, die eine Vereinheitlichung vorsah, ausgearbeitet hatte, wurde die anstehende Kantonsverfassungsrevision als verfahrensrechtlicher Hinderungsgrund angeführt. So zögerte sich eine Besserung des Schwyzter Militärwesens immer weiter hinaus. Ein merklicher Fortschritt konnte erst mit der Militärorganisation der Schweizerischen Eidgenossenschaft von 1875 festgestellt werden. Uniformen, Bewaffnungen, Diensttafelkontrolle, Ausbildungsinhalte usw. wurden auf Bundesebene zentralisiert. Die Infanterie aber, welcher unser Säbel aus dem Marchmuseum zugehörig ist, verblieb noch bis ins Jahr 2003 in der Obhut der Kantone. KM

Literatur:

Rechenschaftsberichte des Regierungsrats an den Kantonsrat, Schwyz 1848 ff.



Altes Schwyzergeld

18./19. Jahrhundert

1 Gulden 1785, 10 Schilling 1786 (Silber), 1 Angster 1845,
1/2 Batzen 1799 (Kupfer)

Durchmesser: 3,4 cm, 2,4 cm, 1,4 cm, 2,2 cm

Sammlung STASZ AT 7, 6, 54, 25

Bis 1850 prägte jeder Stand seine eigenen Münzen. Schwyz lag zwischen zwei Währungsräumen, gehörte aber seit dem Mittelalter mit der Innerschweiz zum Zürcher Münzkreis. 1424 verlieh König Sigismund Schwyz das Recht, das Währungssystem selbst zu bestimmen, hatte damit aber wohl kein eigenes Münzprägerecht verliehen. Dennoch liess Schwyz erst 1503 mit Uri und Nidwalden seine Münzen in Bellinzona, ab 1548 in Altdorf prägen. Später prägten Private in Schwyz. 1730 liess Schwyz in Bäch Schillinge durch den Münzmeister Lorentz Brentano prägen und stiess auf heftigen Widerstand der Züricher, sodass David Anton Städelin den Betrieb in Schwyz wieder aufnahm. Die letzten Prägungen erfolgten 1846.

Der grandiose Münzen-Wirrwarr, kurz durch die Helvetik beendet, wucherte bis 1848. Ein Geldwechsler musste neben ausländischen über 800 schweizerische Münzsorten mit ungefähr 8000 Münzprägungen kennen. Reiseführer warnten vor Abstechern in die Schweiz, da für jeden Kanton die richtigen Münzen zu tauschen waren. 1850 löste der Franken als offizielle Währung das Chaos des mittelalterlichen Taler- und Guldensystems ab.

Der abgebildete Gulden von 1785 war in Silber und enthielt 40 Schilling. Auch die 10-Schilling-Münze von 1786 war eine Silbermünze. Ein Schilling galt 6 Angster. Der kupferne Angster von 1845 ist eine der letzten Prägungen in Schwyz. Der halbe Batzen à 5 Rappen der Helvetischen Republik wurde zentral in Kupfer geprägt und bedeutete den

ersten Ansatz zur Vereinheitlichung des Geldes mit einem Franken zu 10 Batzen à 10 Rappen.

Ein Grossteil der Bevölkerung brauchte Geld im lokalen Bereich und dafür reichten Gulden, Schillinge und Angster, womit man auch rechnete. Daneben gab es aber eine Vielzahl anderer Münzen wie Örtli, Batzen, Kreuzer, Groschen und Rappen. Sie waren für den Kenner relativ einfach einzuordnen. Einem Örtli entsprachen 60 Angster, einem Batzen vier Kreuzer, einem Kreuzer gut vier Angster. Zusätzlich gab es aber noch Louis d'or, Dukaten, Taler, Dicken, Rössler und Plapparte. Einem Rössler entsprachen 26 Angster.

Der Wechsel zum in der ganzen Schweiz einheitlichen Schweizer Franken gelang 1850 ohne grosse Probleme, wurde doch der Wert einer Einheitswährung erkannt. Erst seit 1907 gab es einheitliche Banknoten. JFW

Literatur:

- Furrer Norbert, Das Münzgeld der alten Schweiz, Zürich 1994.
 Horat Erwin, Kleine Schwyzer Münz- und Geldgeschichte, Schwyzer Hefte Bd. 57, Schwyz 1993.
 Körner Martin et al., Währungen und Sortenkurse in der Schweiz 1600–1799, Untersuchungen zur Numismatik und Geldgeschichte Bd. 3, Lausanne 2001.
 Wieland Friedrich, Münz- und Geldgeschichte des Standes Schwyz, Einsiedeln 1964.



1 Gulden 1785



10 Schilling 1786



1 Angster 1845



Halber Batzen 1799



Märchler Schulprämie

18. Jahrhundert, 1779/1780

Von Landammann Josef Heinrich Huber, Tuggen

Silber, vergoldet

D 4,7 cm

Sammlung Marchring, MR 317

Diese Schulprämie ist ein Geschenk des Marchring-Gründers Pfarrer Eduard Wyrsh, Galgenen. Die Schulprämie wurde von Schülern in Galgenen 1957 gefunden. Die Bedeutung blieb ihm verborgen. Erst die acht in der Riedkapelle Lachen vorhandenen Schulprämien erhellten die Bedeutung. In Lachen liegen auch noch zwei Schulprämien aus Luzern, welche Licht ins Dunkel brachten.

Seit dem 16. Jahrhundert gab es eine Landesschule. 1597 wurde das Schulhaus in der Haab gebaut, welches bis ins 19. Jahrhundert auch als Sust, also Lagerhaus, und als Zeughaus diente. In der Haab wurde die Deutsche Schule abgehalten. Erst 1690 entschieden sich die Lachner Kirchengenossen für eine Lateinschule, welche durch eine Frühmesserpfünde ermöglicht wurde. Der Frühmesser hatte neben der ersten Messe am Morgen auch Latein zu unterrichten, die damalige Wissenschaftssprache.

Die Schulprämien wurden bei den Examen der Deutschen Schule an gute Schüler verliehen und zwar vom Landammann persönlich, welcher diese nicht nur aus dem eigenen Sack bezahlte, sondern zusammen mit den beiden Visitatoren auch am Examen teilnahm. Der Rat der March bestimmte am so genannten Nikolausrat den Schulmeister der Deutschen Schule in der Haab, also der eigentlichen Landesschule der March.

Ab 1750 sind solche Schulprämien fassbar. Acht der neun erhaltenen Schulprämien zwischen 1765 und 1780 tragen

ein Familienwappen, nämlich Diethelm (viermal), Pfister, Knobel, Oetiker und Huber. Alle sind kreisrunde Silbermedaillen im Durchmesser von 33 bis 51 mm mit einer Öse zum Aufhängen. Vier davon zierte ein lateinischer Spruch, meist mit einem Chronogramm, welches die Datierung erlaubt. Die Familienwappen bilden in der Schweiz wegen des Münzregals ein Unikum. Dies lässt sich dadurch erklären, dass die weitaus meisten Märchler Verträge und Kaufurkunden bis ins 18. Jahrhundert mit dem persönlichen Siegel des Landammanns und nur selten mit dem Kanzleisiegel der March versehen wurden.

Die Wappen, Sinnsprüche und das Wappen der March sind eingraviert. Die Prämie trägt die Beschau (Meisterzeichen) March, Meister ST. Zwei andere Prämien sind dank der Goldschmiedemarke (Beschau March und Meisterzeichen IFST oder IFSI) als Werke einheimischer, namentlich noch nicht identifizierter Goldschmiede – Albert Jörger vermutet Steinegger – verbürgt.

Landammann Josef Heinrich Huber lebte in Tuggen von 1734 bis 1817 und amtierte als Landammann von 1779 bis 1780. Er ist der Erbauer des Huber-Hauses, des heutigen Gemeindehauses in Tuggen. JFW

Literatur:

Hegner Regula, Geschichte der March unter Schwyzerischer Oberhoheit, in: MHVSZ 50, 1953, besonders S. 104.

Jörger Albert, Die Schulprämien der Schweiz, March in: Helvetische Münzzeitung, 7/8, Juli/August 1998, Zürich, S. 339–342.

Spiess August, Die Landammänner der March, in: March-Anzeiger 23.1.1925.

Wyrsh Jürg, Huber-Haus Tuggen, Festschrift zur Einweihung des Huber-Hauses als Gemeindeverwaltung, Tuggen 1989.

Marchwappen



Huberwappen



Ellenstab und Hohlmass

19. Jahrhundert

Ellenstab, Tannenholz mit Loch

Hohlmass in Holz, beschriftet 10 L 203 388

71,7 x 4,4 x 0,8 cm; D 28 cm, H 16,4 cm, Innenmasse 10 l

Sammlung Marchring, MR 66, MR 774

Messen und Wägen bedeutet ein Vergleichen zwischen einer bestimmten und einer zu bestimmenden Grösse. Naheliegender Mensch benutzte dazu den eigenen Körper mit Fuss, Elle und Schritt. Das Recht, Masse zu bestimmen, war seit jeher mit dem Marktrecht verbunden. Der Marktherr betraute den Fechtmeister, auch Eichmeister, mit der Aufsicht über Masse und Gewichte. Er bestimmte aber die Masse nur in seinem Einzugsgebiet. Daher treffen wir vor 1851 respektive 1875 auf ein ähnliches Durcheinander wie beim Geld. Masse differierten von Ort zu Ort.

Der vorliegende Ellenstab stammt nicht aus der March. Mit 71,7 cm Länge entspricht er dem Ellenmass für Leinwand in Rapperswil. Die March mass mit einer Elle von 61,1 cm, Schwyz mit 63,5 cm. Man mass buchstäblich mit verschiedenen Ellen, auch im Tuchhandel, abhängig vom Wert der Ware. Die im Land produzierte Leinwand hatte die grösste, Wolle eine kleinere und Seide die kleinste Elle. Die March lag im Einfluss des Nürnberger-Fusses von 30,38 cm, in der March genau 30,6 cm, der französisch beeinflusste Berner-Fuss mass 32,5 cm. Die Initialen B R sind unbekannt, der Ellenstab dürfte aber einem Schneider gehört haben.

Mit dem Hohlmass wurden Getreide und Flüssigkeiten gemessen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Getreide nicht gewogen, sondern gemessen. Das hölzerne Gefäss enthält 10 Liter und ist so angeschrieben. Die Berechnung der Innenmasse stimmt. Getreide wurde im

Zürcher Wirtschaftsraum in Malter gemessen. 1 Malter = 4 Mütt = 16 Viertel = 256 Immi. Das Märchler Viertel mass 20,7 Liter und entsprach exakt dem Zürchermass, das Schwyzer Viertel aber war 34,5 Liter.

Flüssigkeiten wurden in der March mit einem Saum = 1,5 Eimer = 6 Viertel = 90 Mass (1 Eimer = 60 Mass), das Mass zu 1,9 Liter gemessen. Die Schwyzer Einheit war 1 Saum = 4 Eimer = 100 Mass = 400 Schoppen, wobei das Mass 1,7 Liter betrug. Diese Angaben galten für Wein. Für Öl oder Honig war das Mass 1,38 Liter und für Milch 1,63 Liter.

Schwyz blieb bis 1851 bei seinen alten Masseinheiten, als 1838 die Mehrheit der Kantone das metrische System einführte. Trotz des Bundesgesetzes von 1851 blieben Genf, Tessin, Waadt und Wallis bei den alten Massen. Erst das Bundesgesetz von 1875 zwang diese Kantone zum einheitlichen Meter, Liter und Kilogramm. JFW

Literatur:

Dubler Anne-Marie, Masse und Gewichte im Staat Luzern und in der alten Eidgenossenschaft, Luzern 1975.



Ellenstab



Hohlmass 10 Liter

Handwaage und Apothekerwaage

1875 und 18. Jahrhundert

Handwaage: Guss- und Schmiedeisen

Apothekerwaage: Holzschatulle, Waage, 9 Gewichtsteine.

25 x 35,5 x 3,7 cm; 17,7 x 7 x 2 cm.

Sammlung Marchring, MR 769;

Sammlung Wyrtsch, W 127 a-l

Obwohl auch die einzelnen Gewichte durch Jahrhunderte eigener Entwicklung weit voneinander abwichen, so beruhen sie doch auf dem römischen Pfund zu 327 Gramm: 1 libra = 12 unciae = 72 soldi = 576 oboli. Teils wurden das Gewicht, teils nur Begriffe und Einteilung übernommen. Während das deutsche Pfund und die französische Livre etwa 473 bis 578 Gramm wogen, galt in Italien und im Tessin noch das alte, ungefähr 330 Gramm schwere, römische Pfund zu 12 Unzen.

Im deutschen Gewichtssystem, dem ein grosser Teil der Eidgenossenschaft angehörte, bestand als starre Gliederung 1 Unze = 2 Lot = 8 Quentlein. Lot und Quentlein variierten daher entsprechend dem Unzengewicht. Die Gewichte hatten eine enge Beziehung zum Handel. Die Ausstrahlungskraft wichtiger Handelszentren war in diesem Sektor aber wesentlich grösser als bei anderen Masseneinheiten. Daher wirkt das Gewichtssystem einheitlicher. Die March und der ganze Kanton wogen bis 1851 nach dem Alten Zürcher oder Zurzacher Pfund von 528 Gramm. 1 Pfund = 18 Unzen = 36 Lot = 144 Quentlein, was somit 528 Gramm (g), 29,3 g, 14,6 g und 3,6 g entsprach.

Die Handwaage mit den Gewichtsteinen mit dem Schweizerkreuz wog bereits in Kilogramm und Gramm des metrischen Systems, wobei der Hebel das zu messende Gewicht nach dem Hebelgesetz vervielfacht. Anders balancierte die alte Apothekerwaage, welche nicht nur viel kleinere

Gewichte erfasste, sondern noch alten Masseinheiten verpflichtet war. Das System des Apothekergewichts wich zudem deutlich ab. Das Nürnberger Medizinalpfund entsprach 357,95 Gramm zu 12 Unzen, zu 8 Drachmen, zu 3 Skrupel und zu 20 Gran. Münzen wiederum wurden nach dem Pariser Münzgewicht erfasst, wobei 1 Pfund 2 Mark enthielt zu 8 Unzen, zu 8 Quent, zu 3 Skrupel und zu 24 Gran.

Die Apothekerwaage, in einer Holzschatulle verpackt, stammt aus Lyon und trägt auf der Deckelinnenseite die Inschrift: «LAURENS GROSSET, RUE D 4 CHAPAUX A LYON». Diese Waage misst in der Balance eins zu eins mit gleichem Hebelarm auf beiden Seiten. Initialen in den Waagschalen und die Krone als Gütezeichen sind Zeichen beginnender Qualitätskontrolle.

So war auch das alte Gewichtssystem in der ganzen Schweiz nicht nur regional uneinheitlich, sondern wich von Beruf zu Beruf beträchtlich vom Standard ab. JFW

Literatur:

Dubler Anne-Marie, Masse und Gewichte im Staat Luzern und in der alten Eidgenossenschaft, Luzern 1975.



Handwaage



Apothekerwaage



Übersichtsplan der Gemeinde Lachen

1934 (nachgeführt bis Ende Dezember 1933)

Originalaufnahme Grundbuchgeometer Meyer

Papier, photomechanische Reproduktion

Massstab 1:5000

Sammlung Marchring, MR 3126

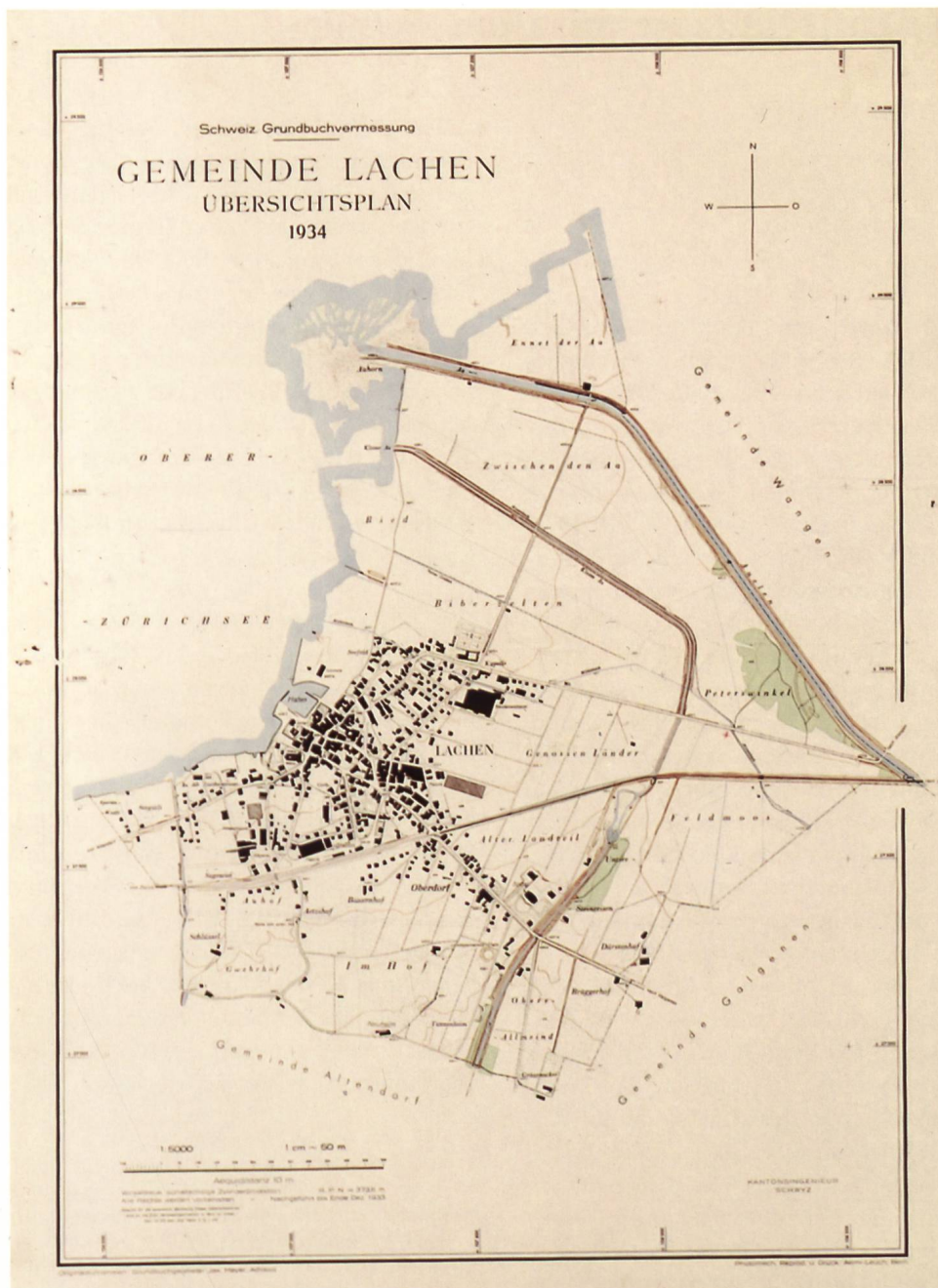
In den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts wurden Karten im Massstab 1:5000 aller Marchgemeinden hergestellt, die auf der amtlichen Grundbuchvermessung basierten. Diese Karten, Lachen ist die kleinste und auf einem Blatt zusammengefasst, ermöglichten erstmals, genau zu planen.

Die Karte ist ein Werk des Geometers Meyer und wurde in Bern bei E. Collioud & Cie. photomechanisch gedruckt. Die winkeltreue, schiefachsige Zylinderprojektion entspricht noch heute unseren Karten mit der Annahme des R.P.N. (Repère Pierre de Niton) von 373.6 Meter über Meer. Dies ist der Ausgangspunkt der Höhenmessung in der Schweiz, der 1902 neu festgelegt wurde, berechnet von verschiedenen Pegeln Europas. Alte Höhenangaben der Siegfriedkarte sind um 3.26 m höher, da der alte Punkt 376.86 Meter über Meer lag.

Die Karte zeigt den Hauptort Lachen mehrheitlich nördlich der Bahnlinie mit Hafen und alter Turnhalle. Noch fehlt das 36er-Schulhaus. Entlang der Oberdorfstrasse, damals noch mit Bahnübergang ohne Brücke, zeigt sie das alte Spital mit dem 1931 erbauten Tuberkulose-Absonderungshaus. Der neue Friedhof, 1934 neben die Kapelle im Riet verlegt, ist deutlich erkennbar. Gross imponieren auch an der Seidenstrasse die seit 1894 bestehende Seidenweberei Stünzi mit dem 1928 angebauten Bürohaus und nördlich des Bahnhofplatzes die Möbelfabrik Rothlin, 1911 wegen eines Arbeitskonflikts bei Max Stählin als Genossenschaftsschreinerei gegründet. Die von 1899 bis 1948 rasch expandierende Möbelfabrik Max Stählin sticht heraus.

Der Spreitenbach ist kanalisiert und der Kiessammler vorhanden. Deutlich sind auch der Rotbach und der noch offen geführte Mühlebach zu erkennen. Auffallend ist die schnurgerade Hauptstrasse Richtung Wangen. Die Allmeinden der Genossame Lachen imponieren als Freiflächen. Noch waren weder Biberzelten, Genossenländer, alter Landteil noch die Gegend im Hof überbaut. Die Waldgebiete blieben fast gleich, nur die Mündung der Wägitaler Aa scheint auf modernen Karten grüner. Noch fehlen die erweiterten Hafenanlagen, Schulhäuser und Sportanlagen am Seeufer und die Einfamilienhäuser im früheren «Ennet der Aa». Ein Vergleich zu heute belegt ein enormes Wachstum in 70 Jahren.

Landkarten, besonders wenn sie kartografisch genau vermessen und erfasst sind, liefern ein treues, historisches und sehr aussagekräftiges Dokument. JFW



Tagebuch der Luftschutzorganisation Siebnen

1941–1943

Buchform, handgeschriebene Einträge

20,8 x 14,3 cm

Sammlung Marchring, MR 1931.3

In fast schon weiser Voraussicht auf die bedrohliche Zeit der 1940er Jahre wurde 1934 ein dringlicher «Bundesbeschluss für den passiven Luftschutz der Zivilbevölkerung» gefasst. Deshalb wurden durch eine bundesrätliche Verordnung örtliche Luftschutzorganisationen gebildet. Sie gelten als die Vorläufer des noch heute existierenden und an Bedeutung stets wachsenden Zivilschutzes, der 1954 offiziell gegründet wurde. Die Zeichen der Zeit wurden erkannt: Dass der Luftkrieg und seine grausamen Bombardierungen der zivilen Infrastrukturen ein fester Bestandteil der modernen Kriegsführung sein würden, war spätestens seit dem 1936 ausgebrochenen Spanischen Bürgerkrieg offensichtlich. Bald nach Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 wurde deshalb eine erste «Eidgenössische Luftschutz-Alarmübung» durchgeführt. Die neuen, in jedem grösseren Dorf aus Einwohnern der Gemeinde organisierten Luftschutzkompanien waren einerseits für die Bewerkstelligung von Schutzmassnahmen vor Luftangriffen und andererseits für die Hilfe und Unterstützung nach erfolgten Bombardierungen vorgesehen. Als Schutzmassnahmen galten vor allem die Kontrolle der «Verdunklungsaufgebote» und das Durchführen von so genannten «Verdunklungspatrouillen». Ebenso war die Anordnung und Begleitung der «Entrümpelungsaktionen» eine wichtige Aufgabe. Durch das Auslagern und Entsorgen von «Gerümpel» (Möbel, Altwaren usw.) in den Dachstöcken der Häuser sollte die Brandgefahr bei Angriffen stark minimiert werden. Bei einem Bombenangriff wäre die Luftschutzkompanie das Einsatzelement vor Ort gewesen. Aus diesem Grunde bildeten die Dienstzweige Beob-

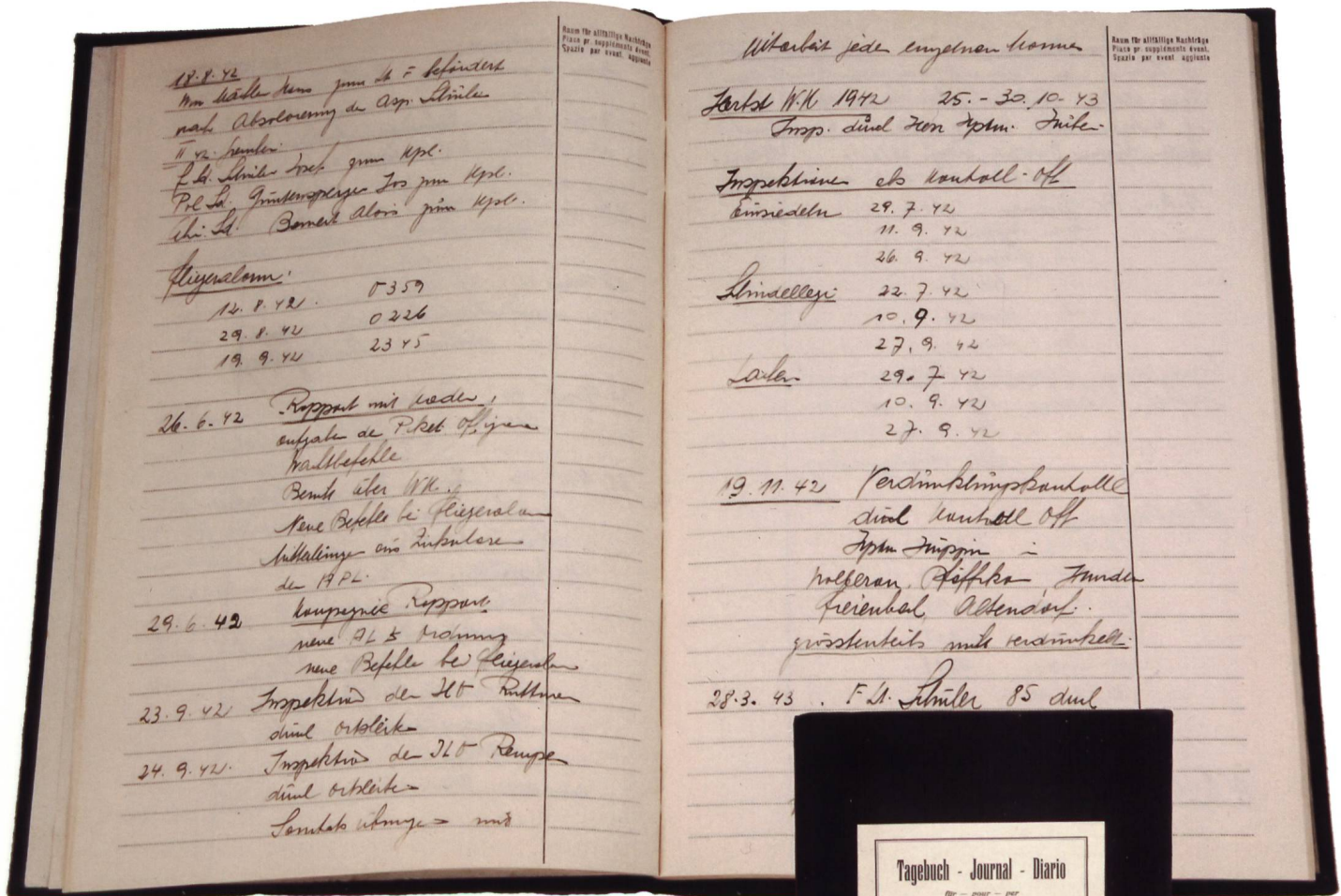
achtung und Verbindung, Alarm, Feuerwehr, Sanität, chemischer Dienst und technischer Dienst sowie die polizeilichen Truppenteile auch die Hauptabteilungen einer Luftschutzkompanie. Zum Zeitpunkt der höchsten Bedrohung der Schweiz, im Mai 1940, verfügte das Eidgenössische Militärdepartement die Bewaffnung der Luftschutzorganisationen. Widerhandlungen gegen die Anordnungen des Luftschutzes standen unter Strafe. Gerade auch bei nachlässiger Handhabung der Verdunklungsmassnahmen schritt der Luftschutz ein. Ab November 1940 war von 22 Uhr abends bis sechs Uhr morgens absolute Verdunklung. Im Spätherbst 1942 verschärfte sich die Kriegslage, sodass bereits ab 20 Uhr die Lichtquellen strikte eliminiert werden mussten.

Die Kompanien des «passiven blauen Luftschutzes» waren streng militärisch organisiert, hatten einen Kommandanten, einen Stab und Dienstzweige als Züge. Das im Marchmuseum aufbewahrte Kompanie-Tagebuch der Luftschutzorganisation Siebnen, begonnen am 14. März 1941, gibt mit seinen interessanten Einträgen repräsentativ Auskunft über die Tätigkeit des blau uniformierten Luftschutzes. Rapportzeiten, Ausbildungssequenzen, Inspektionen, Kontrollgänge, besondere Vorkommnisse und natürlich ein genaues Verzeichnis (Datum und Uhrzeit) der unzähligen Fliegeralarme, welche die Bevölkerung über sich ergehen lassen musste. Ein schlichtes Buch mit handschriftlichen Einträgen, das den heutigen Generationen nur noch einen wagen Eindruck von der beschwerlichen, entbehrungsreichen und unsicheren Zeit des Zweiten Weltkrieges offenbart. KM

Literatur:

Bericht des Chefs des Generalstabes der Armee an den Oberbefehlshaber der Armee über den Aktivdienst 1939–1945, Bern 1945

Michel Kaspar, Lachen – Streifzüge in die Vergangenheit, Band II, Die Luftschutzkompanie Lachen, Lachen 1980



18.8.42
 von ...
 nach ...
 11.9.42
 P. ...
 P. ...
 Ch. ...

Flugzeug:
 14.8.42 0359
 29.8.42 0226
 19.9.42 2345

26.6.42 Rapport mit ...
 aufgabe de P. ...
 Bericht über ...
 neue Befehle bei ...
 ...

29.6.42 lempagne rapport
 neue ...
 neue Befehle bei ...

23.9.42 Inspektions de ...
 ...

24.9.42 Inspektions de ...
 ...

Witabit jede einzelnen ...

Lebst WK 1942 25.-30.10.43
 Insps. ...

Inspektoren ab ...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

19.11.42 ...
 ...
 ...
 ...

28.3.43 F. ...

Tagebuch - Journal - Diario
 pour - pour - per
 Luftschutz-Org Siebner
 vom 1. März 1942 bis ...

Polnische Schirmmütze

2. Weltkrieg (1939–1945)

Stoff mit Metallschnalle

Sammlung Marchring, MR 2700

Am 1. September 1939 griff Nazideutschland Polen an, das wenige Wochen später kapitulierte. Teile der polnischen Armee konnten sich retten und wurden auf anderen europäischen Kriegsschauplätzen, auf französischer oder englischer Seite, eingesetzt. Deshalb kämpfte die 2. Polnische Infanterieschützendivision bei der Verteidigung Frankreichs im Frühsommer 1940 zugunsten der französischen 8. Armee (General Garchery) in der Region von Belfort. Am 19. und 20. Juni 1940 musste diese polnische Division, weil sie von der vorrückenden deutschen Wehrmacht abgedrängt wurde, südlich der Ajoie die Schweizer Grenze überschreiten. Damit hatte die Schweizer Armee rund 12 000 polnische Soldaten zu entwaffnen und gemäss den völker- und kriegsrechtlichen Usancen der Genfer Konvention zu internieren. Ab 1941 setzte man ihre Arbeitskraft jedoch gezielt ein: Die Polen wurden in kleinen Gruppen über das ganze Land auf 500 Lager verteilt und leisteten Arbeiten zugunsten des Infrastrukturbaus (Strassen- und Brückenbau), der Landwirtschaft, aber auch der Landesverteidigung. Fünf solcher Interniertenlager mit polnischen Offizieren und Soldaten waren auch im Kanton Schwyz: in Küssnacht, Schwyz (Ibergereg), Seewen, Reichenburg und Tuggen. Sie wurden jeweils in der Nähe ihrer Unterkunftsorte in der Landwirtschaft, vor allem aber für den Strassenbau eingesetzt. So wurden die Ibergeregstrasse, die Strecken Alosentobel–Hasenweg, Oberarth–Rigi, Rinderweidhorn–Pfifegg sowie die Satteleggstrasse auch von polnischen Soldaten gebaut. Die Satteleggstrasse hatte ursprünglich einen rein militärischen Zweck. Verkehrs- oder erschliessungstechnisch gab es keinen Grund, eine Strasse von Vorderthal nach Willerzell zu bauen. Das

vierte Armeekorps brauchte jedoch die Strasse, um sich allfällig aus dem Linthgebiet ins Réduit zurückziehen zu können. Am 1. Mai 1940 wurde mit dem Bau begonnen, im Herbst 1941 war sie fertig gestellt.

In der March sind die Erinnerungen an die durch die Kriegsumstände zum Verbleib gezwungenen Gäste noch lebhaft. Älteren Personen – gerade im Wägital – sind die damaligen Begegnungen mit den Nordosteuropäern noch sehr präsent, obwohl Kontakte zwischen der Schweizer Zivilbevölkerung und den Internierten vom Eidgenössischen Kommissariat für Internierung und Hospitalisation (EKIH) keineswegs erwünscht waren. Da die Polen aber zum Beispiel den Sonntagsgottesdienst in Vorderthal besuchen durften, begegnete man sich trotzdem.

Von den einigen hundert Polen in der March haben sich im Marchmuseum drei Uniformteile erhalten: eine Kurzjacke, ein so genanntes «Schiffchen» und die abgebildete polnische Schirmmütze, eine «Rogatywka». Die Schirmmütze ist – mit ihrer kurzen Blende und der in vier Spitzen auslaufenden Kopfbedeckung – charakteristisch für eine polnische Militärmütze. Dieser traditionellen Rogatywka-Mützenform begegnet man bis heute in der polnischen Armee. Die Schirmmütze und weitere Uniformteile im Marchmuseum stammen vom polnischen Leutnant Eugen Wosinski (1915–1976), der im Lager Reichenburg interniert war. Die Stücke stehen somit stellvertretend für die interessanten Gäste, welche die March in den Kriegsjahren beherbergen durfte. KM

Literatur:

Bote der Urschweiz vom 18.06.1980.

Einsiedler Anzeiger vom 27.10.1995.

Ludwig Carl, Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955, Bericht an den Bundesrat, 1955.



Aufziekleber «Kanton Ausserschwyz»

1975, Juli

Farbdruck auf Selbstklebepapier

10,7 x 9,2 cm

Sammlung Marchring, MR 1582

Die politischen Auseinandersetzungen rund um die Ausarbeitung einer auf Gleichheit und Freiheit beruhenden Kantonsverfassung nach 1814 gipfelten anfangs der 1830er Jahre in einer zeitweiligen Abspaltung der «Äusseren Bezirke» (March, Einsiedeln, Küssnacht und Hof Pfäffikon) vom «Alten Land Schwyz». Das kurzlebige politische Gebilde eines eigenständigen Kantonsteils, auch schlicht «Ausserschwyz» genannt, hat sich jedoch im politischen Bewusstsein der Bürgerinnen und Bürger noch lange festgesetzt. Auch in den hektischen Jahren nach 1848 wurde die Drohung einer Abspaltung der mit der Politik des offiziellen Schwyz oft unzufriedenen äusseren Bezirke immer wieder ausgestossen. Mit den Kantonsverfassungen von 1876 und 1898, die viele der geforderten Bürgerrechte umsetzten und auch einen allmählichen Ausgleich zwischen den Bezirken brachten, verstummte der Ruf nach einem Kanton Ausserschwyz. Schon nach 1848 war er nie viel mehr als nur ein Relikt aus der Zeit der turbulenten Verfassungskämpfe.

Ein wenig ernst zu nehmendes Aufblühen erfuhr die Idee eines Kantons Ausserschwyz Mitte der 1970er Jahre. Damals schalteten einige politische Hitzköpfe Inserate in der Lokalpresse, welche die Gründung eines selbständigen Kantons «nördlich der Mythen» anregten. Hochstilisierte Fragen um ausgeglichene Darstellungen aller Kantonsteile in touristischen Publikationen, Ungereimtheiten bei Abgeltungen für den Nationalstrassenbau in der March sowie eine vermeintliche «allgemeine Unzufriedenheit» der Bürgerinnen und Bürger der Bezirke March, Höfe und Einsie-

deln mit der «Selbstherrlichkeit» der «Residenz» (gemeint war Schwyz) motivierten eine Handvoll «Aktivisten» zur Propagierung eines Kantons Ausserschwyz. Unter anderem wurden Kleber gedruckt, die ein Schwyzerwappen zeigten, dessen untere Schildhälfte in der Art des Zürcherwappens in Weiss gehalten wurde. Es sollte quasi das Wappen des neu zu errichtenden Kantons Ausserschwyz zeigen, war aber ein gänzlich unhistorisches Phantasieprodukt ohne heraldischen Hintergrund. In den kantonalen Zeitungen und sogar der nationalen Presse wurde die Separationsbewegung im Kanton Schwyz journalistisch wohl vermerkt und auch ziemlich überbewertet dargestellt. Dafür bildete jedoch mehr der schwelende Konflikt im Jura der Grund, als die Ernsthaftigkeit der Aktion, die vorab im Bezirk Höfe ihren Ursprung hatte. Angesichts der ansehnlichen Publizität bekamen die Protagonisten der Ausserschwyzer Bewegung im Spätsommer 1975 schnell kalte Füsse und ein Unbehagen. Es formierte sich zwar noch eine Arbeitsgruppe, welche einen Forderungskatalog zur Verbesserung der Beziehungen zwischen dem inneren und dem äusseren Kantonsteil verfasste. Über ein eigentliches «Sommertheater» hinaus kam die ursprünglich «Aktion Ausserschwyz» genannte Bewegung allerdings nie. Mit den politisch turbulenten Zeiten der 1830er Jahre, als es um die Sicherung der Volksrechte und die Gleichberechtigung der Kantonsteile ging, hatte die Pseudo-Separation vom Sommer 1975 nichts gemeinsam. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass die akribische Bundespolizei umfassende Staatsschutz-Dossiers über die Vorgänge im Kanton Schwyz anlegte. Und das Gespenst einer Kantonstrennung scheint im Kanton Schwyz sowieso seit über 150 Jahren begraben zu sein.

KM

Literatur:

Meyerhans Andreas, Der Kanton Ausserschwyz – Scherz oder Ernst im Sommer 1975?, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, 95/2003, S. 173–186.





Wirtschaft und Arbeit

Betrachtet man die «Arbeit» als zielgerichtete Tätigkeit des Menschen, in der Regel zum Zwecke der Bestreitung des Lebensunterhaltes, so wird offensichtlich, dass der Begriff untrennbar mit der «Wirtschaft» verbunden ist. Denn die Wirtschaft ist wiederum die Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, welche zur Deckung des menschlichen Bedarfs dienen. Die Herstellung, der Verbrauch, der Umlauf und die Verteilung entsprechender Güter, welche durch Arbeit entstehen, bilden hierzu den Rahmen.

Arbeit gehört somit zum ständigen Begleiter des Menschen und dies von alters her. Sie ist die Lösung seines täglichen Überlebenstriebes, sie garantiert die Versorgung und den Wohlstand. Selbst wenn die Spannweite zwischen den notwendigen Verrichtungen zur Bewältigung der Existenz und den modernen industriellen, gewerblichen Ausprägungen der heutigen Arbeitswelt enorm gross ist, bleibt doch der Motor immer der gleiche.

Schon die prähistorischen Funde in unserer Gegend zeugen von Arbeit und Vorformen der Wirtschaft. Steinbeile aus den Seeufersiedlungen sind gleichwertige Zeugen von wirtschaftlicher Tätigkeit wie die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Werkzeuge, die wir im Marchmuseum bestaunen können. Die wirtschaftliche Entwicklung der March ist zudem überaus interessant. Als Gebiet einer wichtigen Transversale und als wirtschaftliches Schlüsselgelände am Oberen Zürichsee war die March seit je her für alle Herrschaftsträger, aber auch für die heimische Bevölkerung, ein ökonomisch attraktiver Landstrich. Die Verleihung des Marktrechtes an Lachen durch König Sigismund im Jahre 1415 darf hierbei als eigentlicher wirtschaftspolitischer Quantensprung für die Landschaft bezeichnet werden. Der Erfolg fand schliesslich in der Ansiedlung der Textilmaschinenindustrie im 19. Jahrhundert und dem Aufblühen der Möbelfabriken um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert erste industrielle Höhepunkte, die allerdings von den heute dominierenden Dienstleistungszweigen weitgehend abgelöst wurden.

Über ein Dutzend der in diesem Heft beschriebenen Gegenstände berühren das Arbeiten und Wirtschaften vergangener Zeiten oder sind Objekte des täglichen Arbeitslebens. Werkzeuge wie bronzezeitliche Beile oder auch die komplette Werkstatt einer Bauernwagnerei versinnbildlichen die dauernde Präsenz der Arbeit, seit sich Menschen in unseren Breiten dauerhaft niederliessen bis hinein in die Gegenwart. Mit verschiedenen Erzeugnissen handwerklicher und kunsthandwerklicher Richtung wird exemplarisch die ausgedehnte Palette der einheimischen Gewerprodukte vorgestellt. Hierzu gehören zweifelsohne die Ofenkacheln bekannter Hafner, textile Artikel wie Stoffe oder etwa Waren aus einer frühen Glasbläserei-Manufaktur. Der wichtige Schritt der Landschaft March in die Grossindustrie wird anhand mehrerer Objekte aus dem Umfeld des Textilfabrikanten Caspar Honegger aufgezeigt. Dass auch der Tourismus und der Verkehr wichtige ökonomische Faktoren sind, verdeutlicht die schöne Postkutsche aus dem Jahre 1911. Schliesslich sind selbst die Rationierungsmarken und Zuteilungskarten aus der Weltkriegszeit Belege für eine besondere Form der Wirtschaft: die Kriegswirtschaft. Und auch die Schattenseiten der Arbeit oder eben die Arbeitslosigkeit haben im Marchmuseum ihre Spuren hinterlassen. Das Türschild des Unterstützungsvereins Siebnen ist ein Beweis des während Jahrhunderten grassierenden Bettlerwesens, dem mit ersten Ansätzen geordneter sozialer Massnahmen entgegengetreten wurde.

KM

Steinbeilklinge und Bronzebeile

1)	2)	3)
3300–2400	2200–1550	1100–900 v. Chr.
Gefunden in:		
Nuolen	Schübelbach	Lachen
Stein	Kupfer	Bronze
168 g	135 g	478 g
10,3 x 4,4 x 2,7 cm	14,3 x 5,4 x 1,3 cm	16,7 x 5,3 x 4,2 cm
STASZ	SLM A-56423	SLM A-22075

Archäologische Funde aus der Urgeschichte sind in der March sehr selten. Ganze acht sind angeblich bekannt. Dabei ist nur die Hälfte heute noch auffindbar. Die restlichen Funde sind verschollen und weder wissenschaftlich fassbar noch sind Besitzer oder Aufbewahrungsorte bekannt. Neueste Grabungen oberhalb Siebnen lassen aufhorchen.

Die spitznackige Steinbeilklinge (1) wurde in der Nähe des Bads Ryfen in Nuolen entdeckt. Die Fundumstände sind unbekannt. Obschon die Form selten ist, vereiteln die fehlenden wesentlichen Merkmale eine Kulturzuordnung. Die Klinge wurde in einen Stil geklemmt, der gespalten wurde, und war mit Schnüren festgebunden. Die aufgerauten Spuren sind deutlich sichtbar.

Um 1930 fand man das Randleistenbeil vom Typ Salez (2) im Bügeli zu Schübelbach. Die Klinge wiegt 135 Gramm, ist aus Kupfer gefertigt und weist eine typische Farbe auf. Der Name des Beiltyps stammt von einem Fund mit 66 ähnlichen Bronzebeilen in Salez im Rheintal, offensichtlich einer Produktionsstätte dieser Beile. Der private Klingensbesitzer ist unbekannt. Daher ist eine Reproduktion als Leihgabe des Schweizerischen Landesmuseums ausgestellt.

Das Schaftlappenbeil (3) mit seitlicher Öse vom Typ Homburg wurde 1910 auf dem Gemeindegebiet Lachen gefun-

den. Der genaue Fundort ist leider unbekannt. Der erste Blick trägt. Man glaubt, es könnte sich um ein Eisenbeil handeln, da das Beil im Wasser lag und daher im Unterschied zum Bronzebeil vom Bügeli die Bronzepatina fehlt. Dafür aber sind Reste von Egelkokons vorhanden. Dies bekräftigt die Vermutung, es hätte im Wasser gelegen. Das Beil wurde von oben in einen Astabgang des Stils gezwängt und festgebunden. Der kräftige Seitenast wurde dabei gespalten.

Eine Mohnkopfnadel mit gestrepptem Kopf wurde 1906 in der Ziegelwiese Nuolen ausgegraben. Der private Besitzer muss sie später dem Musée Cantonal d'Archéologie et d'Histoire in Lausanne übergeben oder verkauft haben.

Eine zwar 1923 wissenschaftlich beschriebene bronzene Lanzenspitze fehlt leider ebenso wie ein angeblich prähistorisches Hirschgeweih, Steinwerkzeuge, Pfeilspitzen und eine Lappenaxt verschollen bleiben. Eine prähistorische Siedlung lässt sich daher in der March weder belegen noch bestreiten, da die Funde fehlen. Wird man je Siedlungsspuren finden? Einzig Zufälle und viel Sinn für solche Funde lassen hoffen, mehr zu finden. JFW

Literatur:

Wyrsh Jürg, March am Anfang, vom Nuoler Steinbeil zu Karl dem Grossen, MR-Heft 47/2006, Lachen 2006



3

1



2



Römische Münzen

1. bis 3. Jahrhundert

Gefunden in Altendorf bei der Kirchgrabung 1960

Münzlegierungen

1,3 x 1,9 cm kleinste Münze, 2,8 x 2,6 cm grösste Münze

Leihgabe des Staatsarchivs Schwyz STASZ

Bei der Erweiterung der Kirche Altendorf wurde in mehreren Etappen von 1960 bis 1961 archäologisch gegraben. Altendorf liegt auf dem Schuttkegel des Mühlebachs, der heute westlich des Dorfes dem Zürichsee zufließt. Damit hängen Rinnen zusammen, in denen eingeschwemmte Erde lag, die eine grosse Menge römischer Scherben, Leistenziegel- und Hypokauplatten-Fragmente sowie einige Münzen und Sigillaten enthielt. Alle stammten aus dem 2. und 3. Jahrhundert.

Die sechs ausgestellten Münzen wurden von Fachleuten klar als römische Münzen bestimmt, auch wenn dies nicht einfach ist, weil sie schlecht erhalten sind. Ein römisches As ist unbestimmbar, die anderen Münzen zeigen Kaiserbildnisse von Tiberius (14 n. Chr.), Claudius (41–54 n. Chr.), Nero (54–68 n. Chr.) bis Hadrian (117–138 n. Chr.). Die jüngste «Sequani» Billon wurde ins 2. oder 3. Jahrhundert datiert. Auch die Sigillaten erlaubten eine gute Datierung. Zudem glichen die grauen Tonscherben denen aus dem römischen Vicus Kempraten.

Trotz Grabungen auf dem gewachsenen Boden liessen sich keine Mauern oder Spuren von Holzbauten feststellen. Die Schicht wurde eindeutig von der leichten, südlichen Erhöhung eingeschwemmt. Beim Bau des Pfarreiheims 1962 fand man weder Scherben noch Münzen. Die Experten rieten damals, weiterhin vorsichtig zu sein bei weiteren Bauten in der Gegend.

Es handelt sich also klar um römische Münzen in einer eingeschwemmten Schicht zusammen mit Scherben, typischen Sigillatascherben von gebranntem Geschirr und Ziegeln einer römischen Bodenheizung. Alles zusammen könnte auf eine südlich der Kirche gelegene römische Villa hinweisen, die bis ins dritte Jahrhundert bestanden hatte. Ging sie in den stürmischen Jahren um 260 unter wie so viele römische Siedlungen im schweizerischen Mittelland, als Alemannen einbrachen, was viele vergrabene Münzschatze belegen?

Auch in Lachen fand ein Schiffer 1850 angeblich zwölf römische Münzen mit Kaiserbildnissen von 68 bis 361 n. Chr. Aus Tuggen werden 1856 sogar 19 Münzen erwähnt, von denen wie von den Ziegelsteinen auf der «Burg» Reichenburg jedoch jede Spur fehlt.

Die Münzen aus Altendorf könnten durchaus auf eine heisse Spur aus der Römerzeit hinweisen, die bei Bauten oberhalb der Kirche noch immer archäologisch zu beachten ist.

JFW

Literatur:

Sennhauser H.R., Die älteren Pfarrkirchen von Altendorf, Kt. Schwyz, Bericht über die Grabungen der Jahre 1960/1961 in: MHVSZ Heft 57, Einsiedeln 1964, S. 111–132.

Wyrsch Jürg, March am Anfang, vom Nuoler Steinbeil zu Karl dem Grossen, MR-Heft 47/2006, Lachen 2006.



As, Hadrian



As, unbestimmbar



As, Nero



Sequani Billon



As, Tiberius



Halbes As, Claudius I.

Ofenkacheln

1727, 1786 signiert

Von Anton Fuchs und Josef Kaspar Ruhstaller

Keramik gebrannt und bemalt

Diverse Masse

Sammlung Marchring, MR 334.1–24, 801.1–18

Stuben mussten in unseren Breitengraden immer, erst recht seit der kleinen Eiszeit nach 1600, geheizt werden. Offene Feuerstellen in Küchen wärmten teilweise auch das Haus. Kachelöfen in Bauernhäusern waren ein grosser Fortschritt, da sie die Wärme speichern. Das Handwerk des Ofenbauers war gefragt und stieg sogar zur Kunst auf. Die Öfen waren nicht nur Zweck, sondern auch Schmuck und Kunst in der Wohnung. Davon zeugen die beiden Namen Fuchs und Ruhstaller. Das Hafnerhandwerk war angesehen, um gute Öfen herzustellen, die sicher vor Feuerbrünsten und zudem auch eine Zierde der Wohnung waren.

Josef Kaspar Ruhstaller entstammte einer angesehenen Hafnerfamilie aus Lachen. Bereits 1669 wurde Meister Hans Ruhstaller als Hintersäss in der March angenommen. Johannes Ruhstaller (1675–7.12.1742) erwarb 1717 das Landrecht der March. Seine zwei Söhne Johann Josef, Zunftmeister (um 1703–18.3.1751), und Johann Kaspar (16.7.1707–5.9.1777) führten das Handwerk weiter und bauten viele Öfen. Sie lieferten bis nach Chur und ins Glarnerland. Der Sohn des Jüngeren, Josef Kaspar (26.8.1744–31.10.1825), folgte seinem Vater und schuf diesen Ofen. Über mindestens drei Generationen übten vier, eventuell sogar fünf Hafnermeister das Handwerk in Lachen aus, wovon viele Öfen zeugen. Unsere blau bemalten Kacheln zeigen an der signierten Stelle eine Säule und eine geköpfte Pyramide mit einem sitzenden Mann, der in die Landschaft blickt. Die Signatur lautet: «Mstr. Joseph Casper

Ruostaller. Haffner in Lachen 1786». Die vielfältigen Szenen in blauer Malerei zeigen Hirten- und Schäferszenen, Flötenspieler, liebliche, urchige Landschaften und viele Blumen, Schlösser und ein Wasserschloss, Kirchen und Ruinen. Ein prachtvoller Ofen, obschon nicht signiert, steht im Huberhaus in Tuggen, einer wurde im Rainhof abgebaut und im Keller gelagert. Zudem steht ein Ofen der Gebrüder Johann Josef und Johann Kaspar aus dem abgebrochenen Gasthaus Löwen zu Lachen im alten Gerichtssaal des Rathauses mit der Jahreszahl 1751. Die abgebildeten Kacheln stammen vom Ofen von Schlosser Gwerder in Vorderthal.

Zur Illustration, dass auch andere Hafner solche Öfen herstellten, dienen die Kacheln von 1727 mit dem grün-schwarz patronierten Nelkenmuster des Hafners Anton Fuchs aus Einsiedeln. Das Obersims trägt die Signatur: «Meister Anttoni Fuchs Hafner in Einsiedeln 1727». Die Kacheln stammen aus dem Oberen Brand im Innerthal. Der Ofen wurde bestellt von «Kasper Luntzi Thobler zu Wegithal». JFW

Literatur:

Gentsch Otto, 500 Jahre Kunst- und Kunsthandwerk in der Landschaft March, Siebnen 1976.

Paradowski Stefan, Georg Weber (1884–1978), Marchringheft 24, Lachen 1984.

Ofenkachel mit Nelkenmuster, 1727



Signierte Ofenkachel

Seidenwebstuhl und Halstuch

Vor 1870

Vorderthal, Josef Schwyter, Oberstöss

Webstuhl aus Holz; Tuch aus Seide

173 x 115 x 170 cm; 66 x 66 cm

Sammlung Marchring, MR 747, MR 1176

In der March ist die Heimindustrie seit Beginn des 18. Jahrhunderts nachgewiesen. Meist wurde damals Seide und Baumwolle gewoben, welche Hanf und Flachs, also Leinen, ablösten. Nachgewiesen sind die Familie Guntlin in Wangen und die Familie des Landammanns Bruhin in Schübelbach. In alten Gülten werden oft auf Bauernhöfen Hanfländer ausgewiesen, Stellen also, die mit Hanf oder Flachs bepflanzt waren. Die «St. Galler» Leinwand, aus Leinen, bzw. Flachs hergestellt, erfuhr im Spätmittelalter internationalen Ruf und gilt als ältester schweizerischer Exportartikel der Industrie. Bestimmt nutzten die Bauern, welche sich praktisch selbst versorgten, auch Flachs und Hanf, den sie selbst woben. Die Hanffasern erlebten im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Damit waren Webstühle und das Können vorhanden. Bei der Produktion von Hanffasern fallen als Nebenprodukt Schäben an, die als Einstreu verwendet wurden. Die meisten Seile waren aus Hanf geflochten. Ober- und Arbeitskleidung wurden oft aus Hanf hergestellt.

Seide und Baumwolle, da immer billiger importiert, lösten Flachs und Hanf ab. Damit begann auch in der Schweiz langsam die industrielle Spinnerei und Weberei. Immerhin ist in Nuolen 1827 eine erste Spinnmaschine erwähnt. Die Nutzung der Wasserkraft, an welche sich in Siebnen zuerst einzig Caspar Honegger wagte, brachte der March die erste eigentliche Industrie, die nicht nur, wie die Hausindustrie, Zusatzverdienst eintrug, sondern vielen zum Hauptverdienst wurde.

Der Seidenwebstuhl stammt aus Vorderthal, aus dem Hof von Josef Schwyter, gestorben 1964, und diente wohl über lange Zeit als Nebenerwerb auf dem Hof, wo selbst Kinder weben mussten. Die Seidenfergger brachten den Rohstoff, welcher dann gemäss Auftrag von Hand gewoben wurde, und holten das Tuch ab.

Beim Webstuhl werden von hinten nach vorne die Längs- oder Kettfäden eingezogen und auf den Kettbaum aufgewickelt, bevor sie zum Gewebe verarbeitet werden. In unterschiedlicher Art werden sie angehoben oder abgesenkt, entweder durch Schäfte oder Litzen. Das so entstehende Fach ermöglicht senkrecht dazu den Eintrag der Schussfäden, auch Querfäden, Schuss oder Einschlag genannt. Von Schuss wird gesprochen, weil das Schiffchen durch das Fach der Kettfäden getrieben wird. Muster ermöglichen die verschieden gefärbten Kett- und/oder Schussfäden, wie das kunstseidene, handgewobene Tuch mit grauen, weissen, schwarzen und roten Schussfäden zeigt, welches noch auf diesem Webstuhl gewoben wurde.

JFW

Literatur:

Oetiker Peter, Textilindustrie auf einen Blick in: March-Anzeiger Nr. 297, Do 19.12.1996

Webstuhl mit Seidentuch



Seidenstickereibordüre

Um 1910/1920

Aus der Maschinenschiffstickerei Spiess, Tuggen

Musterrapport: 45 x 8 cm. Stoffstück: 110 x 450 cm

Sammlung Marchring, MR 2690.10

Das Stoffstück aus Baumwollmusselin wurde in der Maschinenschiffstickerei Spiess in Tuggen bestickt (Leinenbindung). Seit Ende des 19. Jahrhunderts entstanden in Schübelbach, Tuggen, Reichenburg, Siebnen und Lachen Stickereigebäude in unterschiedlichsten Dimensionen. Als grösstes Unternehmen galt die 1896 gegründete Stickerei Rohner in Buttikon. Angesehen war überdies die beinahe gleichzeitig gegründete Maschinenschiffstickerei Spiess in Tuggen. 1905 liessen die beiden Schwäger August (1870–1945) und Erhard Spiess (*1869) ein neues Fabrikgebäude in Tuggen Eneda errichten. Etwa 40 Maschinen standen im eingeschossigen Bau. Doch in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts erlagen die einst blühenden Stickereien Rohner und Spiess der allgemeinen Stickereikrise.

Aus dem Bestand der Spiessschen Produktion erhielt das Museum Stoffbahnen und Volants mit Stickereien und Bohrwarpspitzen (maschinell hergestellte Lochstickerei). Dazu gehörten überdies vor allem Zierbänder und Einsätze mit Ätz-, Tüll- und Bohrwarpspitzen. Solch schmückende Streifen und Bordüren waren damals äusserst beliebt. Denn seitdem man in den 1880er Jahren Spitzen mechanisch herstellte, erreichte die Stickerei- und Spitzenverzierung ihren Höhepunkt. Unterwäsche, Bettwäsche, Kleider, Schürzen, Blusen und Gebrauchsgegenstände wurden mit diesen Verschönerungen bereichert. Der ganze Haushalt war in die textile Dekoriersucht eingebettet. Erst der nüchterne Lebensstil nach dem 1. Weltkrieg brachte die Wende. Seither haben Spitzen und Stickereien nicht mehr den gleichen Wert.

Als illustratives Beispiel aus dem Tuggner Betrieb sei das abgebildete Stoffstück aus Baumwollmusselin vorgestellt. In der Mitte der breiten Seidenstickereibordüre befinden sich grosse Blumenmotive in goldfarbener Maschinenschiffstickerei, die nach oben in feine, sich wiederholende Wellenlinien mit sternförmigen Blüten auslaufen. Unten enden dieselben Linien in einem festonierten Randabschluss. Derartige naturalistische Blumenmotive entsprechen den Blumenmustern, wie sie um 1910/1920 üblich waren. Vermutlich wurden solch volantartige Stoffstücke für Damenoberkleider benutzt.

Bei der sichtbaren, gedruckten Zahl am seitlichen oberen Rand handelt es sich zudem um eine Fabrikationsnummer. Darüber befindet sich ein interessanter Echtheitsstempel mit einer Stickerin, die in freier Natur am Stickrahmen sitzt. Dieser Stempel gilt als Bestätigung für Schweizer Produktion. Mit solchen Erzeugnissen lässt sich die Spiesssche Produktion der ostschweizerischen Stickereiindustrie zuordnen. Deren Niedergang, bedingt vor allem durch den radikalen Wandel in der Mode, entging auch das Tuggner Unternehmen nicht. BD

Literatur:

Dobler Kaspar, 100 Jahre Textilindustrie in der March, in March-Anzeiger Nr. 38, 15. Mai 1934.

Heim Johannes, Kleine Geschichte der March, Bd. I, Wangen-Nuolen 1985, S. 143.

Tanner Albert, Das Schiffchen fliegt – Die Maschine rauscht, Weber, Sticker und Unternehmer in der Ostschweiz, Zürich 1985, S. 193.



Bäuerliche Wagnerei

Werkstatt des Josef Leonhard Fässler (1870–1956)

Schwändistr. 150, Pfäffikon

Sammlung Marchring

Ins Museum gelangte die vollständige Werkstatt des Josef Leonhard Fässler (1870–1956), der oberhalb von Pfäffikon den Hof seines Vaters betrieb. Bei den dortigen bäuerlichen Heimen handelte es sich meist um Klein- und Mittelbetriebe mit Viehzucht und Obstbau. Dies traf auch für das genannte Bauerngut zu. Wie so mancher Kleinbauer war Josef Fässler auf einen Nebenerwerb angewiesen. So arbeitete er in einem holzhandwerklichen Unternehmen und richtete in seinem Heustall eine Werkstatt ein, um mit Reparaturen und einfachen Wagnerarbeiten mehr zu verdienen.

Eigentlich gehört die Wagnerarbeit zu den ältesten handwerklichen Tätigkeiten. Radfunde sind aus Vorder- und Mittelasien seit der Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. belegt. Doch ein Rad mit Nabe, Speichen und Felgen herzustellen, erfordert präzises, gekonntes Arbeiten und sehr viel Geschick. Eine solch hochwertige Arbeit kann nur einem ausgebildeten Wagner zugemutet werden. Josef Fässler vermochte deshalb nur einfache hölzerne Scheibenräder zu fertigen. So fehlen in seiner Werkstatt charakteristische Einrichtungen und Geräte zur Herstellung von Speichenrädern wie beispielsweise der Radstock, der Nabenbohrer oder Nabenausreiber.

Anhand von Schablonen, Werkzeugen, Gerätezubehör und Arbeitsgeräten lässt sich feststellen, dass Josef Fässler seine Erzeugnisse für die Bauern der nahen Umgebung herstellte. Gelagerte Sprossen weisen darauf hin, dass er Leitern fertigte. Auf die Herstellung von Rechen deuten Rechenworbe, die Rechenzähne und der «Zandstock». Zudem

zählten Sensen-, Schaufel-, Gabel-, Zappi-, Hauen- und Axtstiele, Kehljoche, Kehlbacken, Waschgelten und Moststanden zu seinem Sortiment. Da im Winter das Holzen zu den Hauptarbeiten der nahen Bauern gehörte, schuf er Trämel-, Horn- und Mennschlitten sowie Schubkarren für den Holztransport. Diese Schubkarren wurden laut Peter Bretscher vom Historischen Museum des Kantons Thurgau im Sommer zudem mit einem Korb als Graskarren benutzt. Als Universalhandwerker in Holz schärfte und schränkte er überdies mit Feilen, Schränkeisen und -zangen die Sägen seiner Kunden.

Zu den charakteristischen Ausstattungsstücken seiner Werkstatt zählten die Fussdrehbank mit Bandsäge-Aufsatz und eine Hobelbank mit Bankknecht. Zu letzterer gehörten Spitzbank- und Hobelbankhaken, Feilkluppen, Zwingen und verschiedenste Hobel wie Speichen- und Stielhobel, Rauhbänke, Profil-, Schiff- und Schrupphobel. Zum Bohren benutzte er Stangenbohrer in der Ausführung als Schlangen-, Schnecken- und Löffelbohrer oder die Bohrwinde mit entsprechenden Einsätzen. Anzutreffen sind überdies Spann- und Klobsägen, Stechbeitel und Stemmeisen, die Wagnerbreitaxt und Messwerkzeuge wie Zirkel, Winkel, Streichmass und Schmiegen. So musste Josef Fässler mit einfachsten Werkzeugen und Maschinen zurechtkommen.

BD

Literatur:

Schüle Bernard A., Studer Daniel, Oechslin Christa, Das Rad in der Schweiz vom 3. Jt. vor Christus bis um 1850, Katalog zur Sonderausstellung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich 22. August bis 26. September 1989, S. 10.



Suppenlöffel und Suppenschöpfer

Suppenlöffel:

2. Hälfte 19. Jh.

Marianus Düggelin (1832–1908), Goldschmiedezeichen: M. D.

Unterseite: Initialen B. Z.

Silber, geschmiedet

Länge 21,5 cm

Sammlung Marchring, MR 816

Suppenschöpfer:

Um 1820

Caspar Anton Gallati (1777–1851), Goldschmiedezeichen: CAG

Initialenmedaillon mit Monogramm: HL BB

Silber, teilvergoldet, geschmiedet

Länge 38 cm

Sammlung Marchring, MR 2589

Die Lachner Goldschmiede standen im Schatten der bekannten Rapperswiler Goldschmiedefamilien wie der Ruch, Domeisen oder Rüssi. Doch lassen sich hier seit dem 16. Jahrhundert Genossen dieses Handwerks nachweisen. Denn Lachen war als Marktflöcken und Hauptort der Landschaft March seit dem Spätmittelalter ein regionaler Anziehungspunkt. Da die Kirche in gegenreformatorischer Zeit ein wichtiger Auftraggeber war, sind heute überwiegend Objekte der sakralen Kunst anzutreffen. Bemerkenswert sind beispielsweise die Werke aus der Lachner Werkstatt des Johann Sebastian Heinrich Gruber (1676–1742) oder im 18. Jahrhundert die qualitätvollen Arbeiten der anonymen Meister mit den Marken «FS», «IFST» oder «IFSI». Anfang des 19. Jahrhunderts nahmen die kirchlichen Aufträge allmählich ab und als neue Aufgabe trat die Herstellung von Silberbesteck hinzu. Denn seit der Restaurationszeit entwickelte sich beim aufstrebenden Bürgertum ein zunehmendes Repräsentationsbedürfnis. Das Essbesteck differenzierte sich, für jeden Gang und jede Speise ge-

brauchte man ein eigenes Besteck. So zählte das Bestücken mit Silberbesteck noch bis in die 1960er Jahre zum obligaten Patengeschenk in besseren Familien.

Den silbernen Suppenlöffel fertigte Marianus Düggelin (1832–1908), der in Lachen als anerkannter Goldschmied im so genannten Düggelinhaus wohnte. Die aus dem 18. Jahrhundert stammende Spatenform mit dünnem Mittelteil sowie die einfache, biedermeierliche Gestaltung lebten während des ganzen 19. Jahrhunderts fort. Den besonderen Reiz dieses Löffels bildet die klare Form mit spitzovaler Laffe und geschwungenem Stiel sowie die glänzend polierte Oberfläche, auf der das Licht sein Spiel betreibt.

Neben dem eigentlichen Essbesteck kamen seit dem 18. Jahrhundert neue Sonderformen und Tischgeräte auf. Die Suppenkelle aus Silber begann sich in der Schweiz um 1790 zu verbreiten. So zeichnet sich der Museumsschöpfer durch seine einfache, elegante Form mit spitzem, nach unten gebogenem Stielende aus. Auf seinen glatten Aussentflächen entfaltet sich effektiv der Zauber von Gold- und Silberglanz. Von der schlichten Unterseite hebt sich das feine Initialenmedaillon wirkungsvoll ab und weist auf Besitzer hin, die offenbar eine vornehme Tafelkultur pflegten. Schöpfer dieses qualitätvollen Stücks war Kaspar Anton Gallati (1777–1851) von Näfels, der sich seit 1805 erfolgreich als Meister in Lachen betätigte. BD

Literatur:

Gruber Alain, Weltliches Silber, Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums, Bern 1977, S. 22 ff.

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 30 f./235

Lanz Hanspeter, Silberschatz der Schweiz, Gold- und Silberschmiedekunst aus dem Schweizerischen Landesmuseum, Karlsruhe 2004, S. 27 ff.

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst Bd. I, Leipzig 2004, S. 511 f.



Drei Fussgläser (Glaskelche)

2. Hälfte 18 Jh.

Farbloses Glas mit Schliffdekor

H 14 cm

Sammlung Marchring, MR 2644.1-3

Im Juni 2002 konnte der Marchring drei schöne Glaskelche erwerben. Feilgeboten wurden sie an einer Auktion in Luzern, in welcher das gesamte Inventar aus dem so genannten Palais Friedberg (auch Palais von Weber oder Palais Büeler), einem der eindrücklichsten Herrenhäuser in Schwyz aus dem 18. Jahrhundert, veräussert wurde. Auch das zugehörige Palais verkaufte die Erbgemeinschaft, deren Mitglieder Nachfahren der Familie von Rechtsanwalt Dr. Anton Büeler-Smulders (1900–2001) waren. Dessen Grossvater, Josef Anton Georg Büeler-Marty (1824–1891), war 1848 der erste Gemeindepräsident von Lachen unter der neuen Kantonsverfassung und wurde 1852 in den Regierungsrat gewählt (Regierungsrat bis 1862). Er bekleidete zahlreiche Ämter auf allen Stufen und war noch bis kurz vor seinem Tod als Kantonsrichter tätig. 1864 übersiedelte er von Lachen nach Schwyz, wo er sich seit 1856 an der neuen Spinnerei in Ibach beteiligte. Weniger erfolgreich war die Betriebsaufnahme einer Glashütte beim Lachner Rotbach, die nur rund zehn Jahre existierte. Über die Frau von Josef Anton Georg Büelers Sohn, Landammann Josef Ferdinand Anton Büeler-Auf der Maur (1858–1939), bestanden intensive verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Gangyner in Lachen. Die Gangyners waren ein bedeutendes und wohlhabendes Geschlecht im Märchler Bezirkshauptort, das sich 1557 im Land eingekauft hatte und mehrere einflussreiche Geistliche und Politiker hervorbrachte. Bekanntester Spross der Familie ist der Musiker und Kunstmaler Georg Anton Gangyner (1807–1876), der sich vor allem als ausnehmend guter Porträtist einen Namen machte. Die Familie Gangyner be-

wohnte im 18. Jahrhundert das so genannte «Gangynerhaus» gegenüber der Lachner Pfarrkirche sowie – wohl schon früher als das Bürgerhaus am Kirchplatz – das «Gasthaus zum Hirschen» (heute Drogerie Krähenmann). Aus dem renommierten Gasthaus Hirschen stammen deshalb mit grosser Wahrscheinlichkeit auch die drei kleinen Gläser. Deren Schliffdekor zeigt nebst Ornamenten auch einen Hirsch, der einerseits einen Hinweis auf den Namen des Gasthauses oder aber auf das Familienwappen der Gangyner gibt. Dieses zeigt unter anderem einen heraldischen, aufsteigenden Hirsch. Zudem ist durchaus möglich, dass das eingeschliffene Kürzel T·A·G·G auf Tobias Anton Gangyner, den mutmasslichen Erbauer des Neubaus des «Hirschen» nach 1780 Bezug nimmt. Über die Frau, respektive die Erbschaft des letzten Gangyner auf dem «Hirschen», Johann Babtist Gangyner-Marty (1824–1903), sind die drei Gläser zu den Büelers nach Schwyz gelangt. Nach einer gut hundertjährigen Fremdplatzierung sind sie wieder zurück in ihrer Heimat – in der March. KM

Literatur:

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, Der Bezirk March, Basel 1989, S. 237.



Fabriken von Caspar Honegger

Um 1860

Lithographie (Anstalt von J. Drescher, Zürich)

35 x 43 cm (mit Rahmen)

Sammlung Marchring, MR 1057

Caspar Honegger (1804–1883) ist für die March der bedeutendste Industrielle. Er gründete mehrere Betriebe und verhalf der wirtschaftlich-industriell rückständigen Gegend im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zur nötigen Prosperität. Der Zürcher Oberländer ist regelrecht auf dem Berufungsweg in die March gelangt. Die Behörden von Schübelbach suchten nämlich anfangs der 1830er Jahre dringend Investoren, die verdienstbringende Beschäftigung ins Land brachten. In den Gebrüder Caspar und Heinrich Honegger aus Rüti fand man diese risikofreudigen Anleger. Man überliess ihnen in Siebnen Land mit der Bedingung, darauf eine Fabrik zu bauen und somit Arbeitsplätze zu schaffen. 1834 errichteten die Gebrüder Honegger eine Weberei mit 50 mechanischen Webstühlen, einer neuen Technik, die man aus England kommen liess. Der Erfolg stellte sich nach gewissen wirtschaftlichen Anfangsschwierigkeiten ein. Bald schon konnte die Fabrik auf über 200 Webstühle ausgebaut werden. 1842 wurde die Weberei mit einer mechanischen Werkstätte ergänzt, welche die modernen Webmaschinen fortan in Eigenregie reparieren und herstellen konnte. Der durch den Sonderbundskrieg von 1847 bedingte Wegzug dieser mechanischen Werkstätte von Siebnen nach Rüti war der Ausgangspunkt der nachmaligen Maschinenfabrik Rüti. Zum industriellen Konzept des Betriebes in Siebnen gehörte vor allem auch die Nutzung der Wasserkraft, weshalb die Wägitaler Aa ab Siebnen grundlegend ausgebaut und verbessert wurde. Ihre Nebengewässer und Ableitungen wurden für den maschinellen Antrieb genutzt. Die Wasserrechte allerdings musste sich Caspar Honegger immer wieder

aushandeln. Meist geschah dies in der Form von Auflagen, auch weiter Fluss- und Bachverläufe zu meliorieren.

Das Werk in Siebnen regte die Industrie in der March an. Die schon seit den 1820er Jahren in Nuolen existierende Spinnerei wurde ausgebaut und 1852 entstand in Wangen eine mächtige Neubaute (nachmalig Spinnerei Wirth) nach englischem Fabrikvorbild. Pachten, Mitbeteiligungen und Investitionen in die Weberei- und Spinnereiindustrie tätigte Caspar Honegger auch in Einsiedeln und Galgenen. Gleichzeitig vergrösserte der umtriebige Unternehmer seinen eigenen Betrieb und investierte nicht nur in Rüti weiter, sondern auch im Ausland, insbesondere in Kotten bei Kempten im Allgäu, wo er eine grosse Giesserei betrieb. Die im Marchmuseum aufbewahrte historische Ansicht der Honeggerschen Industriebetriebe zeigt die Situation um das Jahr 1860. Von links nach rechts sind abgebildet: Die «mechanische Baumwoll-, Spinn- und Weberei» in Kempten/Allgäu, die Maschinenwerkstätte und mechanische Seiden- und Zwirnweberei Rüti, die Spinnerei in Wangen, das Seidengeschäft in Rüti, die Weberei in Siebnen, die projektierte Weberei in Wangen, der projektierte Produktionskomplex in Kempten sowie die Giesserei in Kempten. Der eindruckliche Reigen des Firmenkomplexes von Caspar Honegger zeigt, welches eindruckliche Imperium sich der Industriepionier innerhalb weniger Jahrzehnte geschaffen hat. Caspar Honegger gilt zweifelsohne als der grösste Impulsgeber für die nachmalig vergleichsweise hoch industrialisierte March. KM

Literatur:

Bellwald Waltraut, Caspar Honegger und die Industrialisierung der oberen Zürichseegegend, Marchringheft Nr. 39, Lachen 1998.

Gasser Albert, Caspar Honegger 1804–1883, in: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Verein für wirtschaftshistorische Studien, Zürich (hrsg.), Band 20, Zürich 1968.



Türschild von Caspar Honegger

Ca. 1850/1870

Vom Wohnhaus in Siebnen

Messingtafel mit Gravur

11,5 x 6,2 cm

Sammlung Marchring, MR 172

Der für die March bedeutende Industriepionier Caspar Honegger (1804–1883) hat aufgrund einer aktiven Investorensuche der Märchler Behörden im Jahre 1834 in Siebnen Fuss gefasst und eine mechanische Weberei gegründet. 1842 ist dieser eine mechanische Werkstätte hinzugefügt worden, die jedoch im Zuge des Sonderbundskrieges 1847 von Siebnen ins zürcheroberrländische Rüti, woher Honegger stammte, disloziert wurde. Honegger selber entstammte ursprünglich einfachsten Verhältnissen, sein Vater Salomon jedoch galt bereits als innovativer und fleissiger Mann. Schon 1816 betrieb er vier, später acht Spinnmaschinen in Rüti. Caspar, das fünfte Kind der Familie Honegger, galt als eher kränklich und schwächlich. Trotzdem musste er im elterlichen Betrieb mithelfen. Mit 15 Jahren war er bereits Aufseher in der bescheidenen Spinnerei seines Vaters. Früh wurde sein besonderes Talent für den Maschinenbau entdeckt. Nach dem Tod beider Elternteile im Jahre 1830 übernahmen Caspar und der kaufmännisch geschulte Bruder Heinrich den Betrieb in Rüti, wobei sich Caspar der technischen Seite der Unternehmung widmete. Schon 1829 errichteten die beiden Brüder zusätzlich eine Wollspinnerei in Rüti, 1834 kam dann die Investition und Produktion in Siebnen hinzu.

Vor dem Hintergrund der politischen und konfessionellen Verhärtungen in der Eidgenossenschaft erstaunt es, dass die Behörden in Schwyz und in der March die intensive wirtschaftliche Tätigkeit des zürcherischen Protestanten Caspar Honegger duldeten. Die für den Wohlstand der

Landschaft March segensreichen Fabrikgründungen von Honegger in Siebnen und Wangen, die Beteiligungen an weiteren Produktionsstandorten (z.B. Einsiedeln) sowie die offensichtlichen wirtschaftlichen Erfolge der Unternehmungen mögen zu dieser Toleranz beigetragen haben. Zudem war der Industriepionier in der March sehr gut vernetzt und unterhielt zu den Behörden beste Beziehungen.

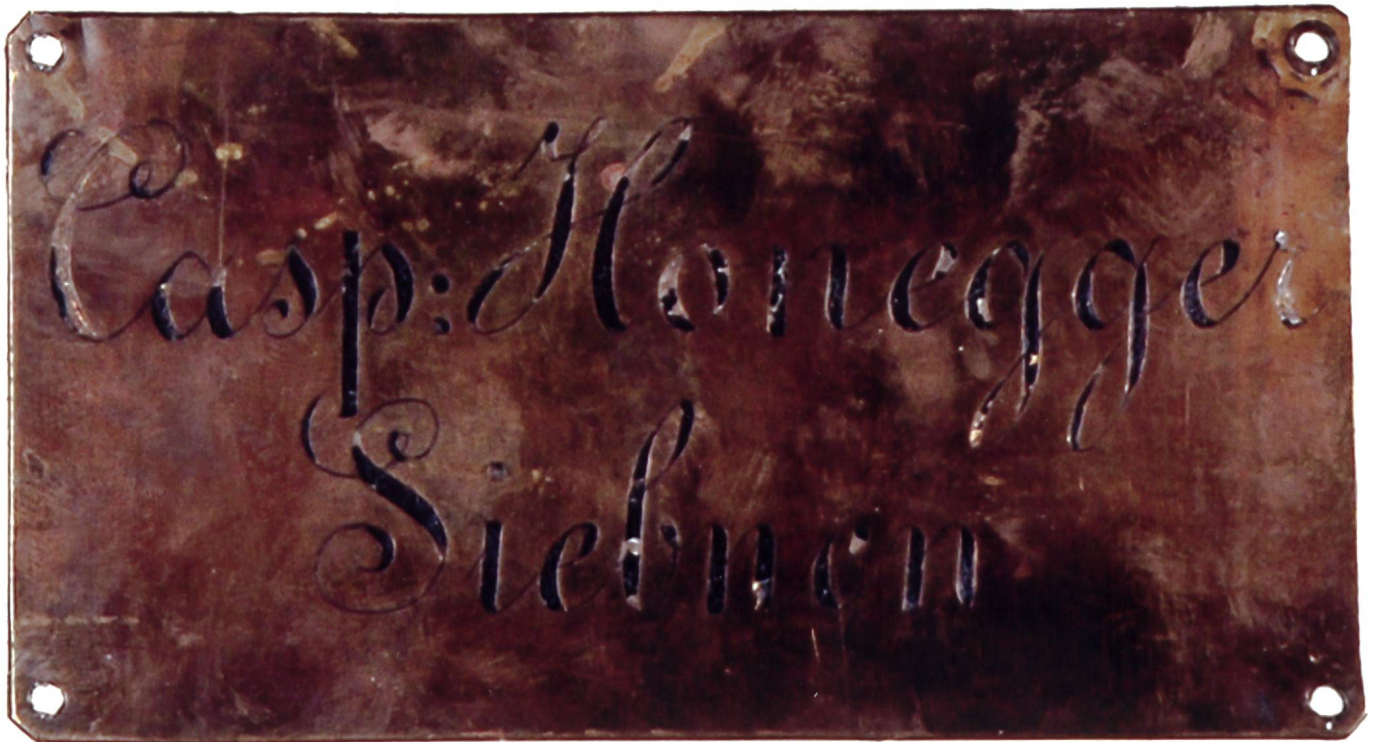
Caspar Honegger engagierte sich auch sozial. Schon 1835 gründete er in Siebnen ein «Arbeiterinnenheim» sowie eine «Arbeiter-, Spar- und Unterstützungskasse». Es handelt sich dabei wohl um die erste Fabrikkrankenkasse der Schweiz. Grosses leistete Honegger für das Schul- und Bildungswesen in Siebnen. Er spendete beträchtliche Summen für die Errichtung einer Sekundarschule. Verdienste erwarb sich der umsichtige Fabrikherr auch beim Bau der protestantischen Kirche in Siebnen, die auf seine Initiative zurückging und 1878 eingeweiht werden konnte.

Schon 1839 verlegte Caspar Honegger seinen Wohnsitz von Rüti nach Siebnen. Erhalten hat sich die Messingtafel seiner Türanschrift. Sie stammt wahrscheinlich vom ehemaligen «Gasthof zum Rössli» an der Glarnerstrasse in Siebnen (ab 1875 «Mädchenheim», 1985 Abbruch, heute Kantonallbankgebäude), einem eindrucklichen, klassizistischen Bau, der nach 1836 neu erbaut wurde. Die Türanschrift ist ein Relikt einer grossen Persönlichkeit, die für Siebnen im Speziellen und die March im Allgemeinen in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht Grosses geleistet hat. KM

Literatur:

Bellwald Waltraut, Caspar Honegger und die Industrialisierung der oberen Zürichseegegend, Marchringheft Nr. 39, Lachen 1998.

Gasser Albert, Caspar Honegger 1804–1883, in: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Verein für wirtschaftshistorische Studien, Zürich (hrsg.), Band 20, Zürich 1968.



Bettel-Verbotsschild

Um 1870 (Hersteller Gebr. Schulthess, Zürich)

Vom Haus Dr. Hahn, Siebnen

Emaillierte Kupferplatte

12 x 20 cm (queroval)

Sammlung Marchring, MR 1007

Als «gesellschaftsprägendes Phänomen» (Historisches Lexikon der Schweiz) hat das Bettelwesen die Menschen und die Behörden bis ins 19. Jahrhundert beschäftigt. War die Armut im Spätmittelalter noch eine Gelegenheit für die Christen, mit Almosen ihr Seelenheil zu erkaufen, so wandelte sich spätestens im 18. Jahrhundert das Armenwesen in eine rein soziale Problematik, bei welcher Armut vor allem unter dem Aspekt der Arbeitsscheu und Betrugerei gesehen wurde. Die Obrigkeiten organisierten die strikte Bekämpfung der lästigen Bettelei, sofern man dieser «Alltagserscheinung» überhaupt Herr werden konnte. Vielfach – gerade im 19. Jahrhundert, wo die Quellenlage recht gut ist – ging das Bettelwesen Hand in Hand mit der Kleinkriminalität. Es blieb während des ganzen 19. Jahrhunderts die wichtigste Aufgabe der kantonalen Landjäger, das Vaganten-, Bettel- und Landstreichertum zu bekämpfen.

Je schlechter die wirtschaftliche Lage wurde, desto mehr Bettler kamen ins Land. In den ökonomisch depressiven 1870er Jahren verzeichnete die Kantonspolizei eine massive Zunahme der «bettelnden und vagierenden Individuen und frechen Handwerksburschen», welche der Bevölkerung das Leben schwer machten. Einen Höchststand erreichte die Statistik 1883, als nahezu 2500 Bettler, Handwerksburschen und Landstreicher polizeilich festgenommen und des Landes verwiesen wurden. Viele dieser Bettler kamen aus Gebieten des deutschen Reiches, wo die Lebensumstände durch die grosse Arbeitslosigkeit und eine allgemeine Verarmung ganzer sozialer Schichten dramatisch waren.

Schliesslich gab es neben den rein repressiven Massnahmen der Polizei auch Anstrengungen, das Leid und die Not der Vaganten und verarmten Obdach- und Heimatlosen mit der Einrichtung von mild- und wohltätigen Institutionen in den Griff zu kriegen. Im Kanton Schwyz wurden in den verschiedenen Dörfern zahlreiche Anstalten geschaffen, welche die Bettler – in der Regel gegen Arbeitsleistung – mit den grundlegendsten Bedürfnissen versorgten. Nicht selten entstanden diese kommunalen Hilfsstätten auf private Initiative hin. Immer mehr richteten die Gemeinden Armenanstalten und Armenpflegen ein. Vorreiter war dabei Schwyz, das mit der Gründung einer «Armengesellschaft» 1807 eine Trägerschaft für die Armenanstalt schuf. Wie Frühmesser Augustin Schibig (1766–1843) in Schwyz, regte in Lachen 1809 Pfarrer Georg Anton Rudolf Gangyner (1778–1842) mit Lotterien eine Mittelbeschaffung für die Armen an. In Siebnen zum Beispiel steht die «Versorgungsanstalt für junge katholische Fabrikarbeiterinnen» als leuchtendes Beispiel für die Armenpflege. Die Schaffung von «Unterstützungsvereinen» in den Gemeinden sollte Ordnung in das wuchernde Bettelwesen des 19. Jahrhunderts bringen. Wenn ein Bettler an der Türe das Mitgliedsschild sah, wusste er, dass ein Betteln sinnlos respektive verboten war. Dabei stützten sich die Vereine auf das «Bettelverbot» des im Jahre 1851 erlassenen kantonalen Armengesetzes. Unverrichteter Dinge mussten die Bettler allerdings nicht davonziehen. In der örtlichen Stelle des Unterstützungsvereins wurde unter bestimmten Bedingungen Kost und Logis gewährt. Das Schild stammt vom Haus Dr. Laurenz Hahn-Diethelm an der Glarnerstrasse 41 in Siebnen. KM

Literatur:

200 Jahre Kantonspolizei Schwyz, Schwyzerheft Nr. 83, Einsiedeln 2004.
Von der Armenpflege zur Sozialhilfe – Gemeinnützigkeit im Wandel der Zeit am Beispiel des Kantons Schwyz, Schwyzerheft 49, 1990.



Postschlitten Siebnen – Innerthal

1911

Wagner A. Blatter und Schmied F. Werner, Chur

Holz, Eisen, Leder et al.

250 x 120 x 320 cm

Sammlung Marchring, MR 898

1961 – exakt 50 Jahre nach seiner Inbetriebnahme – konnte der Marchring von Otto Gentsch, Siebnen, einen Postschlitten mit vier Sitzplätzen ankaufen. Der Schlitten fuhr – notabene zur Winterszeit – die Strecke von Siebnen (Bahnhof) bis nach Innerthal und wurde von Pferden gezogen. Er steht somit für ein wichtiges Stück Märchler Verkehrsgeschichte, repräsentiert aber auch die letzten Jahre der grossen Zeit des Wägitaler Kur-Tourismus respektive des «Bad Wägithal», das in den 1920er Jahren dem Stausee weichen musste.

Nach der Gründung der eidgenössischen Post (1848) gehörte es zum Bestreben des Bundes, alle grösseren und bedeutenden Ortschaften untereinander zu verbinden, Personen zu befördern und Brief- und Paketpost ausliefern zu können. Aber schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden etliche Postkutschenverbindungen, vor allem im Mittelland, durch das vergrösserte Eisenbahnnetz abgelöst. Täler und kleinere Ortschaften mussten jedoch immer noch mit Pferd und Wagen erschlossen werden. Noch um 1913 – als es schon die ersten Automobile gab – verfügte die Post über 3290 Fuhrwerke. 1059 davon waren Postschlitten wie derjenige im Marchmuseum. Die Wagen gehörten der Post. Die Fuhrwerke jedoch standen in der Regel im Eigentum des «Postpferdehalters», der mittels eines «Postführungsvertrages» die vorgesehenen Strecken zu versorgen hatte. Der «Postillion» (Kutscher) war zudem nicht Angestellter der Post, sondern des Postpferdehalters. Schon bald nach dem ersten Weltkrieg wurden die Postkutschen

nach und nach durch die aufkommenden Postautos ersetzt. Wo nötig und wo es die Witterungsverhältnisse geboten, standen aber von Pferden gezogene Postschlitten noch länger im Einsatz.

Das Wägital war insofern ein interessanter und gut befahrener Kurs, weil mit dem Badebetrieb viele Gäste von Siebnen aus in das malerische Tal und zurück gefahren werden mussten. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts war der Weg ins Wägital sehr beschwerlich und führte über den Stalden. Nach 1860 baute der Bezirk eine gute, für Kutschen befahrbare Strasse entlang der Wägitaler Aa. 1862 konnte man bereits durchgehend bis nach Innerthal fahren. Im gleichen Jahr wurde das Badehaus gebaut und die Kur-Hotellerie erfuhr einen grossen Aufschwung. Mit über 70 Betten waren die Besucherströme zum neuen «Milch-, Molken- und Luftkurort» garantiert. Das Hotel führte von Anfang an einen eigenen Kutscherbetrieb ab der Haab in Lachen (Schiffsreisende) und später ab den Bahnhöfen von Siebnen und Lachen. Dieser Betrieb wurde erst mit der Einführung der offiziellen Pferdepost ins Wägital im Jahre 1894 eingestellt. Der Postschlitten von 1911 ist somit ein Relikt dieser neuen Kutschenorganisation, welche fortan durch den Bund getragen wurde. KM

Literatur:

Inderbitzin Zeno, Postgeschichte des Kantons Schwyz (Manuskript), Luzern 1997.

Mächler Lenz, Das Bad Wägithal – zur Geschichte des früheren Badekurortes Innerthal, Schwyzerheft Nr. 27, Einsiedeln 1983.

Wyss Arthur, Die Post in der Schweiz – ihre Geschichte durch 2000 Jahre, Bern und Stuttgart 1987.



Rosenhaarnadel und Haarpfeil

Rosenhaarnadel:

Um 1830/1850

Meister IMD, Jakob Martin Düggelin (1802–1874)

Beschau: Lachen (L)

Silber, teilweise vergoldet

17,5 x 6 cm

Sammlung Marchring, MR 1149

Haarpfeil:

Vor 1833

Meister FB, Franz Leonz Beul (1780–1856)

Beschau: Lachen (L)

Silber, teilweise vergoldet

19,2 x 6,7 cm

Sammlung Marchring, MR 1150

Als neues Aufgabenfeld bot sich den Lachner Goldschmieden anfangs des 19. Jahrhunderts die Herstellung von Trachtenschmuck an. Acht Goldschmiede betätigten sich damals in Lachen. Zu den angesehensten zählten die Meister des nebenstehenden Trachtenschmucks, Franz Leonz Beul (1780–1856) und Jakob Martin Düggelin (1802–1874). Beide gehörten zu Geschlechtern, die politisch, künstlerisch oder kunsthandwerklich hervortraten. Franz Leonz Beul war beispielsweise der Spross einer Höfner Familie, die sich in Lachen angesiedelt hatte. Ab 1833 übte er seine Tätigkeit in Uznach aus. Sein Neffe Josef Michael Beul (1807–1876) aber betrieb das Goldschmiedehandwerk in Lachen. Den künstlerischen Höhepunkt bildeten schliesslich die Kunst- und Dekorationsmaler Joseph Marius und Hermann Beul.

Trachtenschmuck kam in der Schweiz Ende des 18. Jahrhunderts auf, als sich die eigentliche Tracht herausbildete. Hauptsächlich in Kopfbedeckungen und Schmuckstücken unterschieden sich die regionalen Kleidungen. Die Schwy-

zer Mädchen trugen nach 1800 an hohen Feiertagen und zum Kirchgang das so genannte «Rosenkäpli». Dieses bestand aus zwei schwarzen Spitzenflügeln, die nach hinten auseinandergeteilt waren, um die mit der Rosenhaarnadel aufgesteckten Zöpfe einzufügen. Dieser Doppelpfeil besass an den Enden zwei Zierplatten. Der eine Stiel war als kleines Rohr gebildet, in das der andere hineingeschoben wurde. Die seitlichen Rosetten des Museumsbeispiels bilden vergoldete Silberblechplatten mit nach oben gepunztem Rand, auf die eine teilweise vergoldete Silberfiligranornamentik befestigt ist. In deren Mitte prangt ein roter Glasstein, begleitet von sechs blau-weiss geäderten Emailblättern. Den äusseren Kreis zieren vier rote und vier kleinere grüne Glassteine. Solch reich dekoriertes Schmuck war der Stolz der Mädchen.

Den Haarpfeil mit vergoldeter Silberblechplatte und nach oben gepunztem Rand ziert eine kronenförmige, silberne Filigranrosette mit granatroten Glassteinen. Mit solchen Pfeilen steckten die Nid- und Obwaldner Mädchen ihre kunstvoll geflochtenen Zopfgebilde auf. Die Stiele waren gewellt, damit sie weniger leicht aus dem Haar glitten.

Die beiden qualitätvollen Stücke bezeugen, dass der Trachtenschmuck im 19. Jahrhundert zu einer Blüte gelangte. Die ähnlichen Formen und die Ornamentik belegen, dass alte Vorlagen weiterlebten. Filigraner Dekor war sehr beliebt, er erinnerte mit seiner zierlichen, spitzenähnlichen Ornamentik an zarte, feine Handarbeit. Zwischen den gold- und silberfarbenen Drähten schimmerten bunte Glassteine und Emails, die den Reiz dieser Schmuckgebilde erhöhten. BD

Literatur:

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 30 f.

Schneider Jenny, Schweizer Trachtenschmuck, Bern 1965, S. 3 ff.



Rosenhaarnadel



Haarpfeil

Rationierungskarten

1948

Druck auf Papier

Format A5

Sammlung Marchring, MR 1931.8

Für diejenige Generation, welche den Zweiten Weltkrieg bewusst miterlebt hat, sind die Rationierungsmarken noch in lebhafter Erinnerung. Sie standen im Rahmen der kriegswirtschaftlichen Massnahmen und Vorsorge noch einige Jahre über das Kriegsende (1945) hinaus in Gebrauch. Als infolge der weitgehenden Isolation der Schweiz der Zugang an die internationalen Märkte stark behindert wurde, genügte die Eigenproduktion von Saatgut, Futter- und Düngemitteln, Ölen, Zucker und vor allem Brotgetreide nicht mehr zur flächendeckenden Versorgung der einheimischen Bevölkerung. Schon in den 1930er Jahren hat Bundesrat Hermann Obrecht, Vorsteher des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements, damit begonnen, den Handel, die Industrie und die Landwirtschaft auf den Kriegsfall vorzubereiten. Ab 1937 erarbeitete der spätere Bundesrat Friedrich Traugott Wahlen den so genannten «Anbauplan» («Anbauschlacht»), der 1940 fertig gestellt wurde. 1937 wurde ein Delegierter für Kriegswirtschaftsfragen ernannt und ein Jahr später trat das «Bundesgesetz über die Sicherstellung der Landesversorgung mit lebenswichtigen Gütern» in Kraft.

Rationiert wurden nicht nur Lebensmittel, sondern alles, was lebensnotwendig oder für das tägliche Leben unerlässlich war. Auch mit den knappen Rohstoffen musste sorgsam umgegangen werden. Waren für die Bevölkerung im Alltag die Kontingentierungen der Lebensmittel massgebend, so waren es für die Industrie die Rohstoffe oder die Halbfabrikate. Betroffen waren somit auch Eisen, Stahl, Kupfer, Papier, Wolle, Kohle, Gummi usw.

Die Rationierungsmarken waren Bestandteil eines ausgeklügelten und raffinierten Systems. Es galt einerseits die Minimalbedürfnisse der Leute zu beachten und andererseits wirtschaftlich und vorausschauend mit den vorhandenen Ressourcen umzugehen. Die Karten selbst unterlagen besonderen Sicherheitsbestimmungen. Bei der Verteilung, Aufbewahrung und Verwendung mussten strenge Vorschriften befolgt werden. Der Bund wechselte die Farbe des speziellen Papiers monatlich und verhinderte somit Fälschungen. Wesentlich war während der schwierigen Kriegsjahre die psychologische Wirkung der Rationierungsmarken. Für das Inkaufnehmen von verminderten und kontingentierten Bezugsmengen musste der Bevölkerung im Gegenzug die unerschütterliche Gewissheit gegeben werden, dass die per Rationierungsmarken bereitgestellten Lebensmittel und Waren auch tatsächlich verfügbar waren. Wäre selbst mit dem Rationierungssystem eine unzureichende Versorgung da gewesen, hätte das verheerende Folgen für den Widerstandswillen und die Wehrbereitschaft haben können. Insofern gaben die Marken – trotz der Einschränkungen – vor allem Sicherheit im Alltag.

Die abgebildeten Rationierungsmarken für Lebensmittel (Brot, Milch) und Waren (Seife) aus dem Bestand des Marchmuseums stammen aus den Jahren 1947/48. Auch wenn der Krieg vorbei war, besserte sich die wirtschaftliche Lage in Europa erst nach und nach. In der Schweiz erholten sich die Depression auf die weitgehend unversehrte Industrie und den intakten Handel unmittelbar. Die Landwirtschaft war sowieso auf höchste Produktion eingestellt. *KM*

Literatur:

Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, hrsg. von der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Winterthur 1990 (Beilage zu Arbeitsordner).

Rings Werner, Die Schweiz im Krieg 1933–1945. Ein Bericht, Zürich 1974.



Spazierstock

1942

Arbeit eines Internierten

Holz, mit Schnitzereien, teils bemalt

75 x 2.3 cm (13 cm)

Sammlung Marchring, MR 2383

Um den rustikal geschnitzten Spazierstock, welcher von Rosa Schuler-Schwendeler, Vorderthal (heute Wangen), 1998 dem Marchring übergeben wurde, windet sich ein Schriftband mit der Aufschrift «ANDENKEN INTERNIERTE ESCHENAU». Verschiedene Ornamente zieren den Stock unterhalb der Jahreszahl beim Knauf, zum Beispiel ein Schweizer Wappen oder etwa ein rotes Herz. Entstanden ist das Stück im Jahre 1940, dem zweiten Kriegsjahr. Mit «Eschenau» (gemäss heutiger Landeskarte «Äschenau») ist die Unterkunft der ausländischen, internierten Soldaten im Wägital gemeint. Sie liegt unterhalb der Satteleggstrasse neben dem Äschenaubach, der wiederum aus dem Dri-näpper-Gebiet in den Chrutzerlibach und schliesslich beim Satteleggstrassen-Abzweiger in die Wägitaler Aa führt. So wird offensichtlich, dass der Stock mit dem bekannten Umstand der polnischen Internierten und denjenigen aus anderen Kriegsnationen in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Rosa Schuler hat den Spazierstock von Posthalter Josef Schuler, Vorderthal, in Empfang genommen. Dieser muss ihn gemäss der Vermutung der bekannten Märchler Mundart-Autorin als Hinterlassenschaft oder eventuell auch Geschenk von dem bei ihm arbeitenden, internierten Postverantwortlichen der internierten Soldaten und Offiziere bei der Satteleggstrasse erhalten haben.

In ihrem zweiten, in Märchler Mundart geschriebenen Buch «Zwüsched Aubrig und Etzel» (2006) mit vielen leb-

haften und interessanten Kurzgeschichten und Anekdoten, beschreibt Rosa Schuler auf den Seiten 55 ff. das «Poschtwäsä» der Internierten und erinnert sich auch an den besagten Postverantwortlichen: «Äs hät Arbeiter [internierte Soldaten] gha, wo iirnä Famili Briefposcht und Päckli häi gschickt händ, wo i ali Herräländer ggangä sind. Für d Versourgig vo dem Poschtwäsä isch än Imigrant als Pöschtlter zuständig gsi. Bart isch sii Namä gsi. Dey jung Maa hät bim Poschthalter Schuler ufem Büro gschaffed. Är sig bis zum Chriegsafang, bi dä Oberammergauer Passiounsspiil aagstellt gis und hät dett als Hauptdarsteller mit gmacht. Dey Bart isch mit villnä anderä im Chrieg vo Dütschland gflochä, über dä Rii gschwumä und uf dem Wäg i d Schwyz chou». Falls dieser im Posteingang gestandene Immigrant mit dem Namen Bart nicht nur ein guter Schauspieler, sondern auch handwerklich versiert war, hat er den Erinnerungs-Spazierstock vielleicht sogar selber geschnitzt. Vielleicht hat er ihn aber auch nur von einem seiner Mitinternierten erhalten.

Die Hauptaufgabe der vielen Kriegsinternierten im Wägital bestand im Bau der Strasse über die Sattelegg. Nebst den eigentlichen Bauarbeitern brauchte es für die Interniertenlager, von welchen eines bei der Äschenau lag, auch Personen, die sich um den so genannten «inneren Dienst» kümmern mussten. Dazu gehörten unter anderem der Unterhalt und die Pflege der Unterkünfte, der Verpflegungs- sowie der Postdienst. Gerade auch der Kontakt mit der Heimat und den Angehörigen musste für die Kriegsinternierten ein eigentlicher Rettungsanker und Hoffnungsträger in dieser schwierigen Zeit gewesen sein. KM

Literatur:

Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, hrsg. von der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Winterthur 1990 (Beilage zu Arbeitsordner).

Kälin Karl, Der Bau der Satteleggstrasse durch polnische Internierte, Manusk., Einsiedeln 2007.



Bezugskarte für Kollektive Haushaltungen

1947/1948

Papier

Format A5

Sammlung Marchring, MR 1931.7 a-l

Auch in den schweren Kriegszeiten und den unter starken Einschränkungen liegenden Jahren darüber hinaus musste die Versorgung und «Bewirtung» der Bevölkerung funktionieren. Viele Familien und Arbeitsstellen hingen direkt oder indirekt vom Lebensmittel-Detailhandel oder von der Gastronomie ab. Aus diesem Grunde unterlagen Betriebe, welche Lebensmittel herstellten (z.B. Bäckereien) oder Mahlzeiten zubereiteten (Gasthäuser, Hotellerie), einem gesonderten System der Rationierung. Diese Betriebe brauchten ja auch andere, grössere Mengen an rationierten Lebensmitteln (Reis, Mehl, Getreide, Käse, Fett, Butter, Brot, Milch usw.) als die Privathaushaltungen. Sie wurden als so genannte «Kollektive Haushaltungen» bezeichnet.

Die im Marchmuseum aufbewahrten Bezugskarten für rationierte Lebensmittel aus den Jahren 1947 und 1948 stammen aus dem Restaurant Rosengarten in Lachen. Das Restaurant wurde während Jahrzehnten und eben auch im Zweiten Weltkrieg von Genossenrat Martin Stählin-Pfister (1895–1952), langjähriger Buchhalter der Möbelfabrik Max Stählin, Lachen, geführt. Das typische, einfache Dorfrestaurant wurde in den frühen 1990er Jahren abgebrochen. Bekannt war der Rosengarten nicht zuletzt durch seinen letzten Wirt, den charismatischen Lachner Primarschullehrer und bekannten Dorfdichter Marzell Stählin (1928–1985), der das Gasthaus zusammen mit seiner Mutter betrieb.

Die Lebensmittel-Bezugskarten der «Kollektiven Haushaltung» Rosengarten waren somit Teil eines komplexen und durchdachten Rationierungssystems. Das Eidgenössische

Kriegsernährungsamt produzierte und verteilte mittels der Eidgenössischen Drucksachen- und Materialzentrale die Rationierungskarten respektive die verschiedenen Mahlzeitencoupons. Die kantonalen Kriegswirtschaftsämter verteilten die «Coupons» an die Gemeinden, welche die Zuteilungen an die Bezugsberechtigten (Privathaushalte, Kollektive Haushaltungen oder Verarbeitende Betriebe) vornahmen. Mit den Rationierungskarten konnten diese Bezüger wiederum bei den Detaillisten oder Grossisten, die ihrerseits rationierte Mengen zugeteilt erhielten, einkaufen. Nach dem Eintausch der Coupons gegen Konsumation traten die eingelösten und kontrollierten Karten wiederum den Rückweg bis in das Eidgenössische Kriegsernährungsamt an. Alle Karten und Verteilungen wurden minuziös kontrolliert.

In Kollektiven Haushaltungen wie zum Beispiel im Restaurant Rosengarten, Lachen, galten folgende Mahlzeitenregelungen: Für ein «vollständiges» Frühstück sowie für Hauptmahlzeiten (Mittag- und Abendessen) mussten je zwei Mahlzeitencoupons eingesetzt werden. Eine Zwischenverpflegung wurde mit einem halben Coupon berechnet. Die Kollektiven Haushaltungen hatten zuhanden der kommunalen Kriegswirtschaftsverantwortlichen exakt abzurechnen und entsprechende Formulare auszufüllen. Hingegen konnten sie auch ihrerseits die eingekommenen Coupons wieder für den Bezug von Esswaren beim Grossisten einlösen. Das ausgeklügelte und bestens funktionierende System gab den Konsumenten und letztlich der ganzen Bevölkerung grosse Sicherheit und garantierte eine permanente – wenn auch stark rationierte und eingeschränkte – Verfügbarkeit der notwendigen Lebensmittel und wichtigen Verbrauchsmaterialien. KM

Literatur:

Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg, hrsg. von der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Winterthur 1990 (Beilage zu Arbeitsordner).

MR 1921 7 K

Kanton Schwyz **Gemeinde** hachau **Beleg Nr.** 3

Kollektive Haushaltung	Nr. 1	Artikel	Bezugs-Gruppe	Menge
Adresse: <u>Häfen</u> <u>Rosengarten</u> <u>hachau</u>				
Berechnet durch KZK Datum und Visum: <u>2.12.47</u> <u>N</u>				
Ausgabe durch Gemeinde-Kriegswirtschaftsamt:				
Datum und Unterschrift:				
Empfangsbestätigung Der Empfang der Rationierungsausweis für die auf diesem Bordereau aufgeführten Mengen rationierter Waren bestätigt				
Datum:				
Unterschrift:				
		A Zucker	1	8.-
		B Reis	2	1.-
		Teigwaren	3	7.-
		Mehl	14	5.-
		Mehl/Mais	6	
		Käse	30	5.-
		C Speiseöl	17	
		Fatt/Oel	7	4.-
		Butter	10	3.-
		Margarine	13	
		Rahm	12	
		F Fleisch	45	
		J Brot	60	
		M Milch	70	9.-
Gültigkeitsmonat: <u>November</u>				

MR 1921 7 K

Beleg Nr. 3

Artikel	Bezugs-Gruppe	Menge
	1	
	2	1.-
	3	
	14	5.-
	6	
	30	
	17	
	7	5.-
	10	
	13	
	12	
	45	
	60	
	70	

MR 1921 7 K

Beleg Nr. 2

Artikel	Bezugs-Gruppe	Menge
	1	
	2	
	3	1.-
	14	7.-
	6	
	30	
	17	
	7	6.-
	10	
	13	
	12	
	45	
	60	
	70	

Gültigkeitsmonat:
48



Kirche und Volksfrömmigkeit

Älteste Skulptur des Museums ist die thronende Maria mit Kind der Sammlung Wyrsh. Sie stammt vermutlich aus Nidwalden und steht im Museum gleichsam als Fragment eines ursprünglich religiösen Gesamtzusammenhangs. Die hieratisch wirkende Erscheinung belegt, dass der streng frontale, romanische Madonnenotyp als kultisches Repräsentationsbild noch lange fortlebt. Sakrale Bildwerke hatten damals eine andere Funktion. Vor allem die Madonnenstatuen wurden verehrt, denn die Mutter Gottes galt als wichtigste Fürbitterin. Ihre Figur wurde von den Gläubigen als wundertätig angesehen und diente bisweilen auch als Reliquienbehälter.

Das Spätmittelalter bedeutete für die March eine Zeit reger sakraler Bautätigkeit und Neuausstattung. Erinnerung sei beispielsweise an die schmucken Altäre in St. Johann in Altendorf oder an die beiden Hegner-Altäre der Jostenkapelle in Galgenen. In der Sammlung befinden sich zwei interessante, spätgotische Beispiele, nämlich ein fein geschnitzter Kruzifixus aus der Pfarrkirche Schübelbach und ein Grablegechristus, der Teil der Karfreitagsliturgie der Lachner Pfarrkirche war.

Zur Zeit der Gegenreformation entsprachen die festlichen Neuausstattungen der katholischen Gotteshäuser einer triumphierenden Kirche. Ihre Bildwerke veranschaulichten katholische Glaubenswahrheiten. Gemälde und Skulpturen appellierten deshalb an Sinne und Gefühle des Betrachters. Mit ihrer Farbigkeit und ihren theatralischen Effekten befriedigten sie das Schaubedürfnis des einfachen Volkes. Solcher Gestaltungswille äussert sich beispielsweise bei der Figur des Heiligen Sebastian des Museums, beim Altargemälde des einheimischen Malers Martin Leonz Zeüger (1702–1776) oder beim Krippenbild aus der alten Pfarrkirche von Nuolen. Zum barocken sakralen Gesamtkunstwerk gehörten auch die liturgischen Geräte und Textilien. Mit der Kreuzpartikelmonstranz aus der Pfarrkirche Nuolen, einem prunkvollen Schaugefäss, und der reich dekorierten

ten Bassgeigenkassel besitzt das Museum zwei charakteristische Beispiele der barocken, theatralischen Liturgie.

Noch bis weit ins 19. Jahrhundert war die auf Schwyzer Gebiet liegende Gegend am Oberen Zürichsee eine beinahe ausschliesslich katholische Gegend. Das Marchmuseum besitzt deshalb zahlreiche Objekte der volkstümlichen, katholischen Frömmigkeit. In barocker Zeit lebte auch in der March das Wallfahrtswesen und damit verbunden das Motivbrauchtum auf. Vor allem die Nahwallfahrt wurde propagiert. So entstand im Lachner Riedland die Kapelle der Schmerzhafte Muttergottes. Aus dieser stammen kleinformatige Votivtafeln. Eigentliche Raritäten bilden überdies die Hinterglasmalereien, die Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh in Galgener Bauernstuben erwarb. Sie hingen einst in den Herrgottswinkeln dieser guten Stuben. Sie hatten nicht ästhetischen Bedürfnissen zu genügen, sondern sie dienten der frommen Andacht. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden sie von Stahlstichen, Lithographien und Öldrucken abgelöst. Zu den charakteristischen Objekten religiöser Volkskunst zählen zudem die vielfältigen Klosterarbeiten, welche hier durch ein Fatschenkind und ein Totenandenken vertreten sind.

Die ausgewählten Gegenstände sollen verschiedenste Aspekte der sakralen Kunst und des religiösen Lebens in der March aufleben lassen. Deshalb werden nicht nur herausragende Gegenstände vorgeführt, sondern auch bescheidenere Exemplare. So zählen das Kreuzigungsbild von Johann Melchior Wyrsh (1732–1798) oder die in die St. Jostkapelle von Galgenen gestiftete Wappenscheibe von Tobias Müller (1595/1600–1629) zu den beachtlichen Werken, während das Heilige Grab von Nuolen gleichsam das Serienprodukt einer Werkstatt des späten 19. Jahrhunderts vertritt.

BD

Thronende Maria mit Kind

Vermutlich 14. Jahrhundert

Künstler unbekannt

Holzskulptur, rückseitig abgeflacht, ursprünglich gefasst

H 67 cm

Sammlung Wyrsh, W 149

Als beliebtestes Bild der mittelalterlichen Kirche galt neben dem Kreuzifix die Madonna. In der Romanik war es vor allem die feierlich thronende Muttergottes mit dem Kind auf dem Schoß oder schräg auf dem Knie, die beinahe in jeder Kirche anzutreffen war. Vermutlich wurde die Bedeutung der thronenden Madonna noch durch die theologische Auffassung, Maria sei der Thron des Jesuskindes, gesteigert.

Bei der ältesten Holzfigur der Sammlung Wyrsh handelt es sich um den Typ der so genannten «Hodegetria», benannt nach dem Prototyp im Hodegon-Kloster in Konstantinopel. Bei diesem Gnadenbild trägt Maria das Kind auf dem linken Arm. Gemäss Notizen von Pfarrer Dr. Eduard Wyrsh soll die Statue aus dem Besitz einer Galgenerin stammen, die auf einem Nidwaldner Pfarrhof als Pfarrköchin gedient hatte. Folglich weiss man bis heute nicht, wo die Muttergottes ursprünglich aufgestellt war. Vielleicht gehörte sie einst zu einem Altar. Auf einer Fotografie von 1937 präsentiert sich die Madonna verstümmelt und zeigt starken Wurmbefall. Ihre maskenähnliche ältere Fassung und die Verstümmelung gehen vermutlich auf die Verwendung als barocke Bekleidungsmadonna zurück. Bei einer letzten Restaurierung erhielt die Skulptur zudem einen braun pigmentierten, vereinheitlichenden Überzug über Resten einer nicht ursprünglichen blauen und roten Fassung.

Maria trägt wie ihr auf dem linken Knie sitzender Sohn ein loses Kleid. Dieses legt sich in röhrenartigen Falten über

ihren Oberkörper. Dessen geringe plastische Tiefe und steife Haltung lassen die Madonna trotz des milden Gesichtsausdrucks unnahbar und romanisch majestätisch erscheinen. Diesen Eindruck verstärkten die Kronen, die einst die Köpfe von Mutter und Kind schmückten. Das eng anliegende, gelockte Haar unter dem Schleier oder die schweren, schüsselartigen Falten des Umhangs sowie die Knickfalten des Untergewandes über den schwarzen, spitzen Schuhen hingegen weisen in die Zeit des 14. Jahrhunderts.

Mutter und Kind zeichnet eine gewisse Ähnlichkeit aus. Beinahe ebenso feierlich wie die Mutter präsentiert sich der Jesusknabe, der als kleiner Erwachsener dargestellt ist. Doch im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts wandelte sich die teilnahmslose Beziehung. Das Kind wandte sich fortan der Mutter zu, griff nach ihrem Kinn, spielte mit ihrem Schleier oder bewegte sich.

Es handelt sich folglich bei obiger Madonna um ein provinzielles, romanisierendes Beispiel. Solche Exemplare zeigen, dass der streng frontale, romanische Typ noch lange nachlebt und als kultisches Repräsentationsbild bedeutungsvoll bleibt.

BD

Literatur:

Abzug Negativ-Glasplatte, Negativ 32690, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

Jahn Johannes, Wörterbuch der Kunst, Stuttgart 1975, S. 453.

Marbach F., Das älteste Marienbild Nidwaldens, in: Nidwaldner Kalender, Stans 1942, S. 73.

Wyer Peter, Konservator und Restaurator, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



Grablegungschristus

Um 1500

Holzskulptur, rückseitig abgeflacht

H 122 cm

Sammlung Wyrsh, W 87

Seit dem 10. Jahrhundert gibt es Schriftquellen, die belegen, dass man in der Karfreitagsliturgie das Sterben und Begraben von Jesus Christus mittels eines Kreuzes nachempfand. Gemäss den ersten Zeugnissen um 970 verehrte man am Karfreitag das Kreuz (Adoratio) und trug es anschliessend zu Grabe (Depositio). Vor dem Ostergottesdienst holte man es als Zeichen der Auferstehung wieder heraus (Elevatio).

Vermutlich wurden schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Grabchristusfiguren an Stelle eines Kreuzes beigesetzt. An einigen Orten bestand im 14. Jahrhundert das Heilige Grab aus einer Ostergrabtruhe, in die ein Grabchristus oder ein Kruzifix mit beweglichen Armen samt Hostie beigesetzt wurde (beispielsweise Ostergrabtruhe aus St. Martin/Baar um 1430). Ein solches Grab stand dann bis am Abend des Ostersonntags zur Andacht offen. Am Ostersonntagmorgen erhob man ein Kreuz aus dem Grabe und stellte es auf den Kreuzaltar oder ersetzte die Grabfigur durch einen Auferstehungschristus.

Oft sind von den Heiligen Gräbern nur die Grablegefiguren erhalten geblieben. Vermutlich besass aber im ausgehenden Mittelalter beinahe jede Dorfkirche ein figürliches Heiliges Grab. Aus dieser Spätzeit stammt auch das Bildwerk der Sammlung. Es soll zum Heiligen Grab der spätgotischen Kirche in Lachen gehört haben. Während bei den früheren Beispielen die Holzfigur in ein Leinentuch eingelegt war, wurde sie später nur noch mit dem Lendentuch bekleidet dargestellt. Normalerweise zeigte man ei-

nen liegenden Leichnam mit über dem Schoss gekreuzten Händen, paralleler Beinsetzung und deutlich sichtbaren Wundmalen. Die liegende Holzfigur des Museums besitzt ausserdem angestückte Füsse. Ihr Oberkörper wird durch Rippen und Rippenbogen gegliedert. Sie ist auf Rechtssichtigkeit angelegt, denn der Kopf ist leicht nach links gedreht. Die zahlreichen Blutspuren weisen auf eine barocke Fassung, die aber im 20. Jahrhundert überfasst wurde. Es handelt sich um eine qualitätvolle, spätgotische Figur mit gut ausgearbeiteten seitlichen Haarsträhnen und mit ausdrucksstarkem Antlitz. Solch expressive Mimik sollte die Gläubigen in das Geschehen einbinden (vgl. auch Mimik der spätgotischen Pietà um 1500 vom Hochaltar in Innerthal). Deshalb sind die Köpfe der Passionsfiguren oft schmerzlich gedreht oder geneigt, die Augen und Brauen schräg nach unten gesetzt, der Mund klagend beziehungsweise in Todesstarre geöffnet oder schmerzlich nach unten gelegt. So ermöglichten die in den liturgischen Zeremonien eingesetzten Figuren den Menschen, sich gefühlsmässig an der Heilsgeschichte zu beteiligen. In diesem Sinne erzählt die Mimik der Grablegefigur des Museums in übertriebenem Naturalismus von der erlittenen Pein. BD

Literatur:

- Bildersturm – Wahnsinn oder Gottes Wille? Katalog der Ausstellung in Bern, Historisches Museum, Zürich 2000, S. 234 f.
- Gentsch Otto, Verzeichnis der Pfr.-Wyrsh-Sammlung von 1966, Archiv Marchmuseum S. 16.
- Kern P., Heiliggräber im Bistum St. Gallen, Basel 1993, S. 22 ff.
- Reinle Adolf, Die Kunst der Innerschweiz von 1200 bis 1450, in: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft, Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft, Band 1, Olten 1990, S. 319.



Vier Evangelisten

Mitte 17. Jahrhundert (Sockel zu Attributen neu)

Holzskulpturen, ursprünglich gefasst

H 110 bis 115 cm

Sammlung Wyrsch, W 60–63, 78–81

Bereits in frühchristlicher Zeit gehörten die Evangelisten zum Bildprogramm des Kirchenraumes. Sie wurden durch ihre Symbole gekennzeichnet, die auf die Visionen des Ezechiel (1,1–28) und auf die Apokalypse (4,6–8) zurückgehen. Dem Matthäus wurde der Engel zugeordnet, denn er schilderte das menschliche Sein Christi, Markus mit dem Löwen hob die Kraft der Auferstehung und Todesüberwindung hervor, Lukas mit dem Stier betonte am meisten den Opfertod und Johannes mit dem Adler die Himmelfahrt.

Die Evangelistenfiguren des Museums bilden ein frühbarockes Ensemble aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie sind 110 cm und 115 cm hoch und aus Laubholz geschnitzt. Ihre farbige Fassung wurde entfernt und durch einen pigmentartigen Überzug ersetzt. Damit büssen sie an Dynamik und Lebendigkeit ein. Nach Otto Gentsch stammen sie aus der Umgebung der Kirche Galgenen. Bildwerke der Evangelisten in dieser Grösse sind im Barock beispielsweise im Umkreis des Altares, in den Zwickeln der Vierungskuppeln, als Glieder von Apostelzyklen und gemeinsam mit Kirchenvätern oder Propheten anzutreffen.

Die Gestalten des Markus und des Lukas wirken altertümlicher und sind rückseitig gehöhlt. Ihre Kleidung ist differenzierter und feiner drapiert. Lukas trägt einen gegürteten Rock, der oben mit einer Knopfreihe besetzt ist und einen Umhang. Der Rocksäum des Markus ist ornamental geschmückt. Die Skulpturen des Johannes und des Matthäus hingegen sind vollplastisch ausgebildet und runder, ihre Drapierung ist weniger detailliert. Der Körper des

Matthäus wird durch die dynamisch gerafften Falten des Umhangs belebt. Mit seiner ausgreifenden Gestik wirkt er dreidimensional bewegt.

Meist vertraten die vier Evangelisten die verschiedenen Lebensalter. Lukas wurde als Greis, Markus als Mann in mittleren Jahren, Matthäus als junger Mann und Johannes als Jüngling dargestellt. Dies traf vermutlich auch für die Figuren des Museums zu.

Die Skulpturen muten eher provinziell an, sie orientieren sich an Werkstätten der Innerschweiz oder des süddeutschen Bereichs. Mit Gestik, Haltung oder Ausdruck wurde jedoch versucht, ihre Eigenart zu erfassen. Markus, mit geteiltem Bart und in reiferem Alter, erweist sich als reger Lehrer, der aus seinem geöffneten Evangelium argumentiert. Ebenso der ältere Lukas mit Spitzbart, der die rechte Hand im Rednergistus erhebt und in der linken seine offene Schrift hält. Der junge Matthäus mit Vollbart wirkt mit seiner dynamisch erhobenen Rechten als besonders eifriger Lehrer. Johannes hingegen ist der mit göttlichem Geist begnadete jugendliche Seher, dessen Blick in die Ferne schweift. BD

Literatur:

Gentsch Otto, Verzeichnis der Pfr.-Wyrsch-Sammlung von 1966, Archiv Marchmuseum, S. 15.

Keller Hiltgart L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart 1984, S. 218 f.

Evangelist
Matthäus



Evangelist
Markus



Evangelist
Lukas



Evangelist
Johannes



Hl. Wendelin

18. Jh.

Holzskulptur, rückseitig gehöhlt, ursprünglich gefasst

H 75 cm

Sammlung Wyrsh, W 232

Das 17. Jahrhundert gilt als eigentliche Blütezeit der Wendelinsverehrung. Der hl. Wendelin gehört zu den beliebtesten Bauernheiligen und ist beinahe in jeder barocken Landkirche Süd- und Westdeutschlands sowie der katholischen Deutschschweiz anzutreffen.

Wendelin wurde gemäss der Legende als iroschottischer Königssohn geboren. Er diente im ausgehenden 6. Jahrhundert in der Gegend von Trier bei einem Edelmann als Hirte und pflegte das Vieh jeweils zu einem weit entfernten Berg zu führen, wo er gerne betete. Als sein Herr eines Tages unversehens dort vorbeikam, geriet er in Zorn, weil er glaubte, dass Wendelin die Tiere nicht rechtzeitig zurückbringen würde. Doch als der Edelmann zurückkam, war Wendelin bereits dort. Tief beeindruckt liess der Adelige dem Heiligen in der Nähe eines Klosters eine Einsiedlerzelle bauen.

Das Grab Wendelins in St. Wendel bei Trier entwickelte sich zu einer wichtigen Wallfahrtsstätte. Seinen Kult verbreiteten die nach ihm benannten Bruderschaften. In Wangen errichtete man beispielsweise um 1841 eine St. Wendelins-Bruderschaft und in Innerthal wurde 1638 eine Sennenbruderschaft unter dem Patronat der Heiligen Katharina, Magdalena, Hilarius, Fridolin und Wendelin erneuert. Wendelin gilt als Patron der Hirten, Sennen und Älpler, wird aber auch gegen Viehseuchen angerufen. Im Rokoko ist er meist als Hirte mit Hirtentasche und kurzem Rock, Mantelumwurf und Hirtenschippe wiedergegeben. Zu seinen Füssen steht oder liegt ein Schaf.

106

Das Bildwerk des hl. Wendelin der Sammlung wurde abgelaugt und mit einem pigmentartigen Überzug übergangen. Die farbige Fassung spielte zur Zeit des Barock und Rokoko eine wichtige Rolle. Die bunten Figuren bildeten wirksame Farbakzente in den stuckierten hellen Kirchen. Sie gehörten zur Bühne für das *Theatrum Sacrum*, das sich in den Kulthandlungen abspielte. So wirkte die gefasste Skulptur des jugendlichen Wendelin mit braunen Haaren und Vollbart, lebhaftem Blick und dunklem, nuanciertem Umhang vitaler. Charakteristisch für die spätbarocke Dynamik sind zudem die ausgreifende Gestik, die wallende Drapierung des umhangartigen Mantels und die leichte Drehbewegung des Körpers. Die Figuren des hl. Wendelin und des hl. Antonius Eremita des Marchmuseums gelten als Pendants. Es handelt sich bei diesen beiden Statuen der Bauernheiligen nicht um Meisterwerke, sondern um ländliche Abwandlungen, die der volkstümlichen barocken Frömmigkeit entsprachen. BD

Literatur:

Henggeler Rudolf, Die kirchlichen Bruderschaften und Zünfte der Inner-schweiz, Einsiedeln 1955, S. 109/153 f.

Keller Hiltgart L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart 1984, S. 573 ff.

Kirschbaum Engelbert u. Braunfels Wolfgang, Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 8, Rom 1976, S. 593 f.



Hl. Antonius, der Eremit

18. Jh.

Holzskulptur, rückseitig gehöhlt, ursprünglich gefasst

H 75 cm

Sammlung Wyrsch, W 234

Zur Zeit der Gegenreformation spielte die Heiligenverehrung bei der katholischen Landbevölkerung erneut eine grosse Rolle. Zu den beliebtesten Heiligengestalten gehörte der hl. Antonius, der älteste christliche Eremit und Gründervater des Mönchtums. Gemäss der Überlieferung lebte er als Einsiedler in Ägypten und widerstand verschiedensten Dämonen. Deshalb galt er als Wundertäter gegen Krankheiten und Seuchen. Träger seines Kultes waren im Mittelalter die Antoniusbrüder, die zahlreiche Spitäler gründeten und sich der Krankenpflege widmeten. Als Gegenleistung für diese karitative Tätigkeit durften die Brüder Schweine frei laufen lassen.

Zu den Attributen des heiligen Einsiedlers zählen deshalb neben der Bibel das Schwein, ein Glöckchen als Abwehr gegen Dämonen und der Taustab. Der hl. Antonius gilt zudem als Patron der Bauern und ihrer Nutztiere, der Schweinehirten und Metzger. Von den Innerschweizer Bauern wird er deswegen auch als «Säutoni» verehrt.

Die 75 cm hohe, rückseitig gehöhlte Holzfigur des hl. Antonius bildet das Pendant zur Statue des hl. Wendelin. Vermutlich gehörten sie einst zu einem Altar. Die beiden Heiligen wurden einander oft als Pendants zugeordnet, denn beide gehören zu den volkstümlichsten Patronen der Bauern, Hirten und Sennen. Auch das Bildwerk des heiligen Einsiedlers wurde 1982 abgelautet und mit einem pigmentartigen Überzug übergegangen. In der ersten Hälfte und teilweise bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden viele Skulpturen freigelegt, man bevorzugte mo-

nochrome Statuen. Zudem zieht sich ein langer Sprung über die rechte Gesichtshälfte und der Körper zeigt starken historischen Wurmbefall. Es handelt sich um ein volkstümliches, aber qualitativvolles Bildwerk, wie man es damals in den barocken Dorfkirchen anzutreffen pflegte. Der zierliche Heilige mit langem Vollbart trägt einen gegürteten Rock mit schmalem, bandartigem Skapulier und einen weiten, umhangähnlichen Mantel. Die geringe Torsion und die leicht geschwungene Drapierung des Umhangs lassen etwas von rokokartiger Dynamik anklingen. Vergleicht man die Figur mit der Gestalt des hl. Antonius in der Pfarrkirche von Freienbach, die dem bedeutenden Bildhauer Johann Baptist Babel zugeschrieben wird, denkt man an eine schlichte, volkstümliche Umsetzung des Beispiels des grossen Meisters, der im Raum Einsiedeln, Schwyz, Luzern, Solothurn und Zürich das Feld beherrschte.

BD

Literatur:

Felder Peter, Johann Baptist Babel 1716–1799, Ein Meister der schweizerischen Barockplastik, Basel 1970, Abb. 135.

Seedamm-Kulturzentrum (Hg.), Ausstellungskatalog: Allerheiligen, Namens- und Kirchenpatrone, Schutzheilige, Nothelfer, Pfäffikon, 1998, S. 182.

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. S. 198 f.



Hl. Sebastian

Ende 17. Jh./Anfang 18. Jh.

Aus dem Pfarrhaus Innerthal

Holzskulptur, gefasst

H 48 cm

Sammlung Marchring, MR 831

Der hl. Sebastian wurde im Mittelalter vor allem als Not-
helfer und Pestheiliger verehrt. Gemäss der Legende stand
er als ritterlicher Anführer der Leibwache Kaiser Diokle-
tians seinen christlichen Glaubensgenossen in den Ge-
fängnissen Roms bei und bekehrte weitere Römer. Er wur-
de jedoch beim Kaiser denunziert, auf dessen Befehl an
einen Baum gebunden und von den Pfeilen numidischer
Bogenschützen durchbohrt. Den vermeintlich Toten pfleg-
te eine fromme Witwe wieder gesund. Wiederhergestellt
warf Sebastian Diokletian die sinnlose Christenverfolgung
vor. Der Kaiser liess ihn daraufhin zu Tode schlagen und in
die Cloaca Maxima werfen, den grössten Abwasserkanal
Roms. Sein Leichnam wurde jedoch von Christen geborgen
und in den Katakomben bestattet.

Seit dem späten Mittelalter wurde der Heilige meist als
nackter, jugendlicher Märtyrer dargestellt, der an einen
Baum gebunden und von Pfeilen durchbohrt ist. Die Pfeile
seines Martyriums wurden nämlich mit den Pfeilen der Pest
verglichen, die der strafende Gottvater sandte. Durch dieses
Pfeilbogenmartyrium wurde er überdies zum Patron der
Schützen und deren Bruderschaften. Dies trifft vor allem
für die zahlreichen Schützengesellschaften der Inner-
schweiz zu, die ihre Standbilder als Schützenbaschi bezeich-
neten. Solche Schützenbaschi wurden jeweils auf einem
Gestell mit zwei Stangen bei Prozessionen mitgetragen.

Vielleicht diente die Statuette der Sammlung als Schüt-
zenbaschi. Wie diese ist sie als Vollfigur ausgebildet, doch

die Pfeile mit den Wappenschildchen der Schützenmeister
resp. Bruderschaftsvorsteher fehlen. Das Figürchen könn-
te aber auch in einer kleinen Kapelle gestanden haben, wo
der Heilige als Beschützer gegen die Pest und Viehkrank-
heiten verehrt wurde. Zur Zeit des Kraftwerkbaus (1922/
1923–1926) war es im Besitze von Pfarrer Julius Diet-
zendorf in Innerthal. Es handelt sich nicht um ein qua-
litativ hoch stehendes Bildwerk, primär ist seine religiöse
Funktion. So gibt seine barocke Fassung in beinahe magi-
schem Verismus die nackte Körperhaut mit Sehnen und
Adern wieder. Solche Detailtreue unterstreicht die Realität
des Martyriums. Zwar versuchte der Meister die nur mit
einem goldenen Lendentuch bekleidete Figur kontra-
postisch zu gestalten, doch ist sie nicht barock-dynamisch
bewegt und mutet mit dem langen, statischen Körper und
dem kleinen Kopf provinziell an. Die stark retuschierten
Augenpartien vermitteln mit den himmelwärts gerichte-
ten Pupillen in theatralisch übertriebener Weise, woher
der Heilige seinen Mut und seine Gelassenheit erhält. *BD*

Literatur:

Henggeler Rudolf, Die kirchlichen Bruderschaften und Zünfte der Inner-
schweiz, Einsiedeln 1955, S. 140 ff.

Keller Hiltgart L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestal-
ten, Stuttgart 1984, S. 507.



Kruzifixus

Um 1500

Vermutlich aus Schübelbach

Holzskulptur, ursprünglich gefasst

H 73 cm

Sammlung Wyrsh, W 66

Die Kreuzigung Christi gilt als wichtigstes Thema des christlichen Bilderkreises. Autonome monumentale Kruzifixe sind seit dem 8. Jahrhundert nachweisbar. So bezeichnet man isolierte Kreuze mit dem daran gehefteten Christus. Der Name ist vom lateinischen Wort «Cruzifixus», der Gekreuzigte, abgeleitet. Solche Kruzifixe waren als monumentale Kult- oder Andachtsbilder in vielen mittelalterlichen Kirchen anzutreffen. In kleineren Ausmassen wurden sie beispielsweise als Altar-, Brust-, Grab- oder Vortragekreuze verwendet.

Der romanische Christus wird am Kreuz lebend dargestellt, als Siegesgott, der den Tod überwunden hat. Eine tief greifende Änderung bezüglich der Kreuzigung bahnt sich mit Bernhard von Clairvaux an. Nun tritt das Mit- und Nacherleben in den Vordergrund. Der Gottessohn wird zum gemarterten Erlöser mit geneigtem Haupt und leidenden Zügen, dessen Leib gekrümmt ist und dessen Füsse mit einem Nagel durchbohrt sind. Die ergreifenden Bildwerke, die sich im Einflussbereich mystischer Strömungen ausbildeten, wichen im Laufe des 15. Jahrhunderts einer gemilderten, strafferen und edleren Form. Zu diesem neuen Typus zählt der Kruzifixus des Marchmuseums.

Die 73 cm hohe Figur haftet an einem neuen Kreuz. Es handelt sich um eine besonders feine Schnitzarbeit, die vermutlich um 1500 entstanden ist. Gemäss Überlieferung stammt sie aus der Pfarrkirche Schübelbach. Von der ursprünglichen Fassung ist beinahe nur noch die Grundie-

rung vorhanden und die Arme sind angesetzt. Der Leib Christi hängt nicht am Kreuz durch, Arme und Beine sind beinahe gestreckt, so dass eine S-Schwingung kaum mehr wahrnehmbar ist. Der schlanke Körper ist unter dem Thorax stark eingezogen. Seine zarten Gliedmassen entsprechen der spätgotischen Vorliebe für feine, zierliche Durchbildung. Beherrschend wirkt das Haupt mit der mächtigen, geflochtenen Dornenkrone und den beidseits bis auf die Schultern fallenden, reichen Lockensträhnen. Der Kopf ist leicht nach rechts vorne geneigt. Schmerz und Leid sind nur zurückhaltend angedeutet, denn das Gesicht mit dem leicht geöffneten Mund und den weitgehend geschlossenen Augen wirkt friedlich und gelöst. Man wird an Kruzifixe erinnert, wie sie in Schwaben anzutreffen sind. Dort begegnet man Bildwerken von einer hoheitsvollen Selbsthingabe, die an die letzten Worte Jesu im Johannes-Evangelium erinnern. «Es ist vollbracht» ist nicht der Schrei eines von Gott Verlassenen, sondern es ist der kurze Satz des siegreichen Erlösers. Dem entspricht, dass er darauf das Haupt wie zum Schlafen neigte und freiwillig verschied. BD

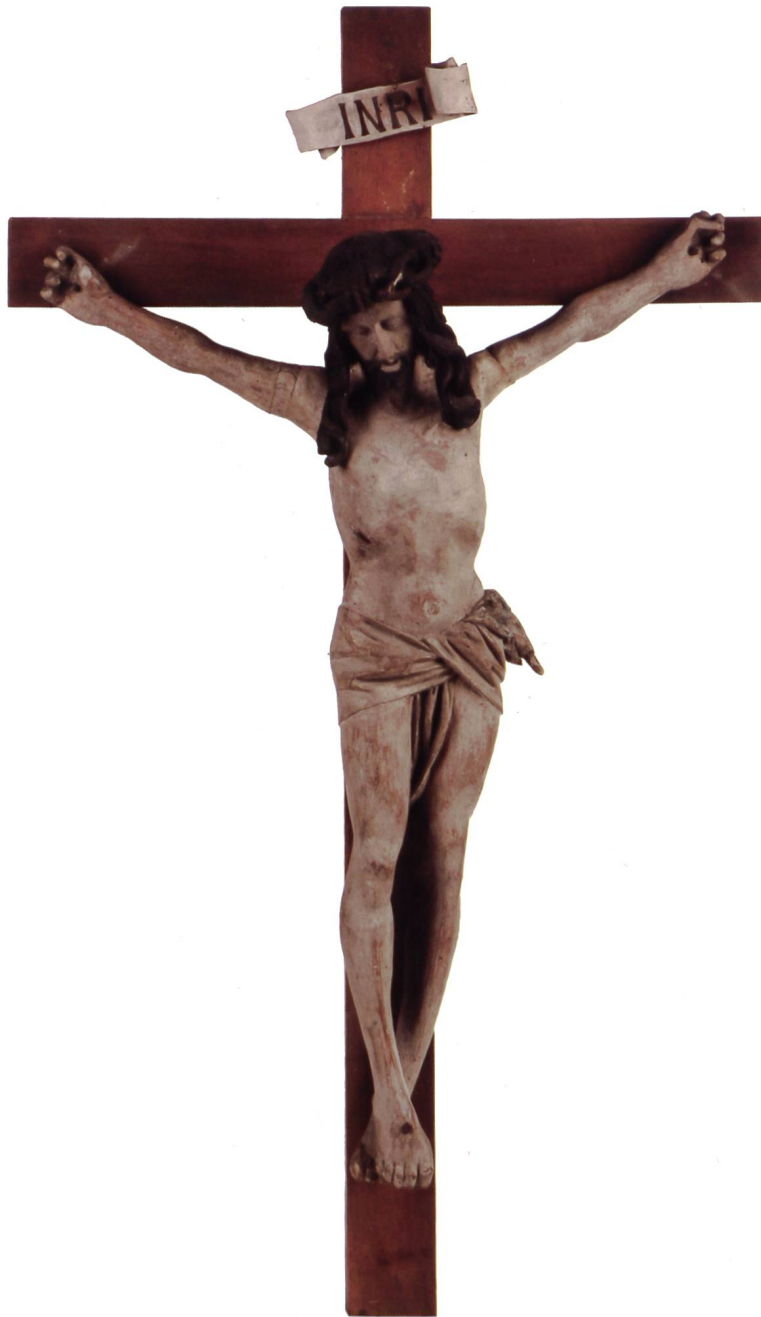
Literatur:

Fink Josef, Kreuz und Kruzifix, Zeichen und Bild, Freising 2005, S. 57 ff.

Jahn Johannes, Wörterbuch der Kunst, Stuttgart 1975, S. 398 ff.

Michel Erhart & Jörg Syrlin d. Ä., Spätgotik in Ulm, Ausstellung Ulmer Museum, 8. September bis 17. November 2002, hrsg. vom Ulmer Museum, Stuttgart 2002, S. 71.

Schulz Siegfried, Das Evangelium nach Johannes, Das Neue Testament Deutsch, Teilband 4, Göttingen 1987, S. 236.



Marienkronung

1760

Martin Leonz Zeüger (1702–1776)

Öl auf Leinwand, rentoiliert (brüchige Leinwand ersetzt)

140 x 85 cm

Sammlung Marchring, MR 805

Das Thema der Marienkronung gehört zur Verherrlichung der Gottesmutter, es folgt auf die Himmelfahrt und beschliesst Marias Aufnahme in den Himmel. Die vom einheimischen Barockmaler Martin Leonz Zeüger (1702–1776) um 1760 gemalte Tafel stammt aus der Nuoler Pfarrkirche und gehörte vermutlich zu einem reich geschnitzten, spätbarocken Altar mit fleischroter Marmorierung. Das Schema der Nuoler Marienkronung verwendete Martin Leonz Zeüger zudem für das Hochaltargemälde gleichen Themas in der Kirche Schübelbach.

Der Lachner Martin Leonz Zeüger gehörte neben seinem Sohn, dem Porträtisten Martin Anton Zeüger (*1734), Leonz Fridolin Düggelin (1666–1746) und Martin Rotlin (1719–1765) zu den angesehensten Märchler Malern des 18. Jahrhunderts. Neben Deckengemälden in den Pfarrkirchen von Tuggen, Schübelbach, Schattdorf, Seelisberg, Sonnenberg und Bad Ragaz malte er Altartafeln und arbeitete als Porträtist in Schwyz, Einsiedeln, Pfäfers sowie in den heutigen Kantonen Basel Landschaft, Uri und Solothurn. Er darf als handwerklich talentierter Künstler betrachtet werden.

In seinem Krönungsbild übernimmt er das übliche barocke Schema: Christus mit dem Kreuz und Gottvater mit Szepter über dem Globus halten gemeinsam die Krone über das Haupt der Maria, die demutsvoll anbetend etwas tiefer auf der Wolkenbank erscheint. Über der Krone schwebt die Taube des heiligen Geistes. Die bis zur Bild-

hälfte reichende Wolkenbank wird von Putten und Engelsköpfchen begleitet. Nach oben öffnet sie sich in die helle, himmlische Sphäre. Vor dem umhüllenden, hellblauen Mantel Mariens hält ein Putto den weissen Lilienzweig. Dieser gilt als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit und Reinheit, die zur Zeit der Gegenreformation von der katholischen Kirche besonders betont wurden. In der unteren Bildhälfte knien auf einer zweiten Wolkenbank fünf Heiligengestalten: Die anbetende Maria Magdalena mit Kreuzifix und Totenkopf, Stephanus mit Märtyrerpalm, Jakobus der Ältere, durch Pilgerkleidung und Muscheln als Patron der Pilger und Wallfahrer gekennzeichnet, und schliesslich die Geschwister Felix und Regula, die in Zürich enthauptet wurden und zur legendären Thebäischen Legion gehörten.

Das Krönungsbild Zeügers wirkt leichter und farbenfroher als die Düggelinsche Himmelfahrt. Mit solcher Aufhellung und der leichteren Bildgestaltung weist Zeügers Tafel in das Rokoko. In seiner schlichten Komposition wird weitgehend auf eine tiefenräumliche Staffelung verzichtet, vielmehr wird die Mittelachse betont und harmonische Symmetrie angestrebt.

BD

Literatur:

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 27/291.

Jörger Albert, Martin Leonz Zeüger (1702–1776), in: March-Anzeiger vom 1.10.1976.



Anbetung der Hirten

Um 1700

Aus der alten Pfarrkirche Nuolen

Öl auf Holztafel mit geschweiftem Umriss

133 x 90 cm

Sammlung Wyrsh, W 250

Die Darstellung der Geburt Christi hat sich im Laufe der Zeit verändert. Abbildungen der altchristlichen Kunst zeigen das Kind in einem Korb oder auf einem Gestell liegend. Ochs und Esel sind ihm zugewandt, Maria sitzt unbeteiligt daneben. Seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts liegt das Kind am Boden und wird von Maria, Engeln, Hirten und Königen verehrt. Man versteht nun die Geburt Christi als Nachtszene, als heilige Nacht im eigentlichen Sinne. Das Christuskind wird jetzt vor dunklem Grund zur zentralen Lichtquelle, es ist das Licht der Wahrheit, das sich am Heiligabend unter die Menschen begibt.

Die «Anbetung der Hirten» aus der alten Pfarrkirche Nuolen wurde dort vermutlich zur Weihnachtszeit als Krippenbild verwendet. Pfarrer Wyrsh erwarb sie 1939 für die Sammlung. Die Tafel aus Tannenholz ist unten und seitlich mit Ohren versehen und oben dreifach geschweift. Sie wurde in den 90er Jahren neu gefirnisst.

Im dunklen Stall ist das auf Windel und Stroh liegende Kind in zentrales Licht getaucht, das auf die dargestellten Personen übergeht. Ein zarter Lichtschein umgibt wie ein Heiligenschein den Kopf der Gottesmutter. Noch tief ergriffen vom Geschehen präsentiert sie den späten Gästen ihr Kind. Ein kniender Hirte liebkost das lächelnde Neugeborene, ein zweiter steht mit Hirtenschippe und abgehobenem Hut demütig vor der Krippe, ein dritter mit Bart im Hintergrund greift ehrfurchtsvoll nach seinem Hut. Hinter Rind und Esel blickt der auf seinen Stab gebückte Josef

liebepoll lächelnd zum Christkind. Auf einer Wolkenbank schwebt über dem offenen Dach ein lieblicher Putto. Das Schriftband in seinen Händen bekundet «GLORIA IN EXCELSIS DEO».

Das stimmungsvolle, nächtliche Geschehen ist in beinahe übernatürliches Licht getaucht, wie es schon bei Correggios Anbetung der Hirten in Dresden anzutreffen ist. Desens Bildgestaltung war von epochaler Bedeutung und wird auch von Schweizer Barockkünstlern aufgenommen. Correggios religiöse Werke zeichnen sich überdies durch Innigkeit und zarte Gefühle aus. Dies gilt auch für die Dresdener heilige Nacht, in der Zärtlichkeit und freudige Ergriffenheit überwiegen. So ist auch die schlichte Nuoler Anbetungsszene nicht dramatisch angelegt, vielmehr erzählen Gesten und Mimik in stiller, heiterer Ergriffenheit vom wundersamen Geschehen in dieser heiligen Nacht.

BD

Literatur:

Heim Johannes, Kleine Geschichte der March, Bd. I, Wangen, Nuolen 1985, S. 160.

Jahn Johannes, Wörterbuch der Kunst, Stuttgart 1975, S. 237.



Christus am Kreuz

1774

Johann Melchior Wyrsh (1732–1798)

Öl auf Leinwand (doubliert)

Schwarzer Holzrahmen mit goldfarbener Innenleiste

81 x 48 cm o. R. / 91 x 59,5 cm m. R.

Sammlung Marchring, MR 1562

Zu Johann Melchior Wyrshs populärsten religiösen Bildmotiven zählt das Kruzifix. Die Darstellung der Kreuzigung hatte sich bereits im 17. Jahrhundert vom erzählerischen, personenreichen Schema der Spätgotik gelöst. Die Ansicht mit dem einsamen Kruzifix wurde nun zum barocken Betrachtungsbild. Diesem Typus entspricht der einsame Gekreuzigte vor nachtdunklem Hintergrund aus der Sammlung.

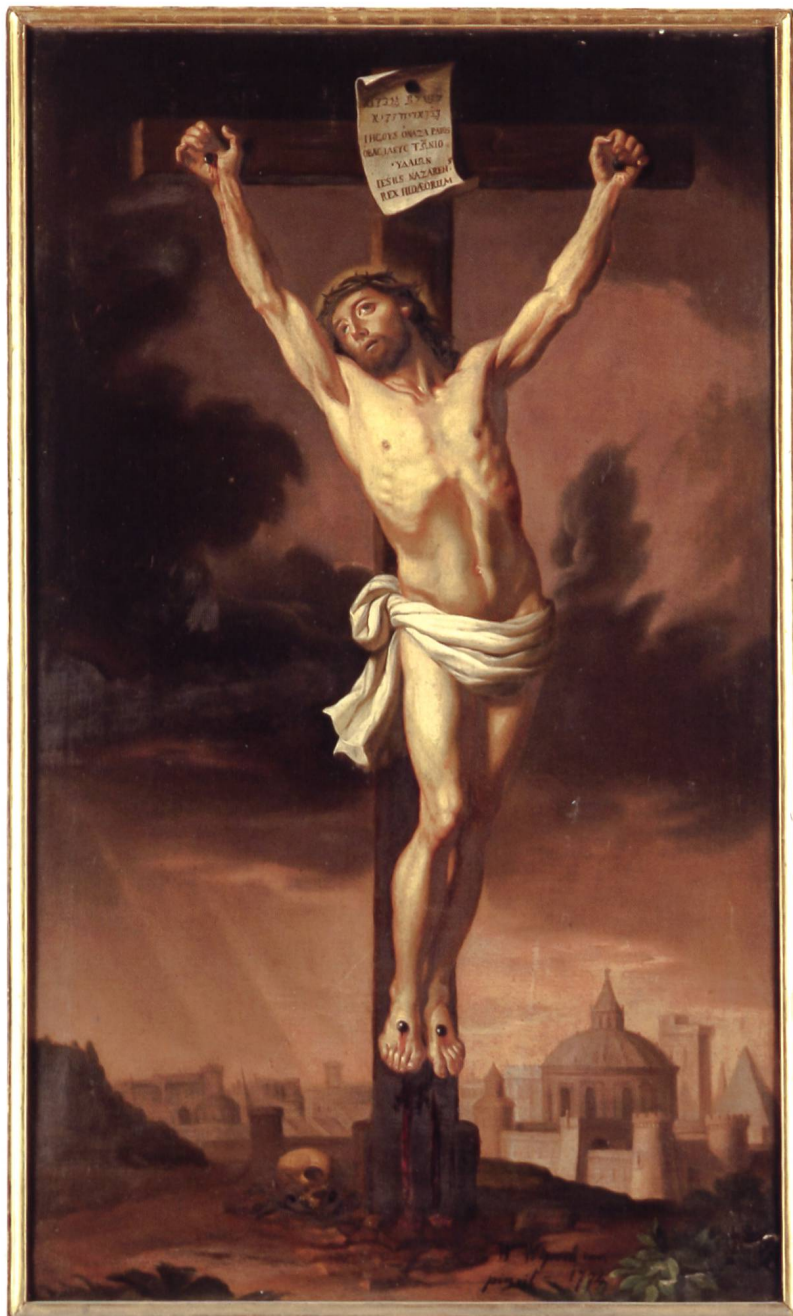
Der Buochser Johann Melchior Wyrsh (1732–1798) ist den Künstlern von nationaler Bedeutung zuzurechnen. Er zählt neben seinem Schüler Felix Maria Diogg (1762–1834) und dem Winterthurer Anton Graff (1736–1813) zu den führenden schweizerischen Porträtisten des 18. Jahrhunderts. Als Kirchenmaler vertrat er zur Zeit des aufkommenden aufklärerischen Gedankenguts gegenreformatorische Werte, die in den katholischen Orten bis zum endenden 18. Jahrhundert populär blieben.

Die Darstellung der Kreuzigung im Marchmuseum stammt aus dem Besitz des Landammanns J. A. Winet (1827–1905) von Altendorf und wurde gemäss einer Quittung von Kunstmaler Franz Vettiger restauriert. Sie gehört zu den frühesten Varianten des Themas bei Wyrsh. Motivisches Vorbild war das Hochaltargemälde von Franz Anton Kraus für den oberen Chor in Einsiedeln, bei dessen Vollendung Johann Melchior Wyrsh seinen Lehrmeister unterstützte. Der Typus geht aber letztlich auf Peter Paul Rubens Kru-

zifixdarstellungen zurück, die im süddeutschen Raum durch Stiche verbreitet waren. So entspricht der noch lebende Christus am Kreuz Rubens Antwerpener Fassungen. Wie dort ist Christus mit vier Nägeln ans Kreuz geschlagen, fällt der Kopf etwas zur Seite mit gegen den Himmel gewandten Augen und der Oberkörper hängt in einer leichten Drehung mit steiler Armhaltung am Querbalken. Ebenso ist der Titulus des Königs der Juden in Hebräisch, Griechisch und Latein auf einem Pergament an der Oberseite des Stammes befestigt. In der vorliegenden Fassung lässt sich zudem erkennen, dass der seit 1773 als Direktor der Maler- und Bildhauerakademie in Besançon wirkende Meister anatomische Studien betrieb. Die kraftvoll sich wölbende Brust und die plastisch ausgearbeiteten Bauchmuskeln veranschaulichen das Aufbäumen des gepeinigten Körpers. In barocker Gesinnung wird der nackte Körper bei Wyrsh zum Träger menschlicher Empfindung. Dieser gepeinigte Leib erinnert an ein letztes Aufleuchten einer erlöschenden Flamme. Doch die beinahe starr nach oben gerichteten, blutunterlaufenen Augen und der leicht geöffnete Mund weisen aus dieser dramatisch verdichteten Atmosphäre bereits in eine andere Welt. BD

Literatur:

«Gepudert und geputzt», Johann Melchior Wyrsh 1732–1798, Porträtist und Kirchenmaler, Basel 1998, S. 229/235/289.



Mariä Himmelfahrt

1722

Leonz Fridolin Düggelein (1666–1746)

Öl auf Leinwand

135 x 69 cm

Sammlung Wyrsch, W 239

Vom 16. bis ins 18. Jahrhundert findet sich die Himmelfahrt Mariens in zahlreichen Kirchen mit den entsprechenden Patrozinien am Hochaltar oder in Deckenfresken abgebildet. Das qualitätvolle Mariä-Himmelfahrts-Gemälde des Marchmuseums malte gemäss einer Signatur auf der Bildrückseite «L.F. Düggelein, Altstathalter pinxit, 1722». Der Originalrahmen wurde leider in den 1980/1990er Jahren entfernt, die Leinwand neu aufgespannt und gefirnisst.

Leonz Fridolin Düggelein (1666–1746) stammte aus einer angesehenen Galgener Familie, die seit dem 17. Jahrhundert in Lachen das so genannte «Büeler Haus» bewohnte. Er war der Sohn des Baumeisters Fridolin Düggelein-Guggelberg, Bauherr der Lachner Riedkapelle. Die Ausbildung des Kavaliersmalers und Politikers Leonz Fridolin liegt weitgehend im Dunkeln, doch verfügte er über ausgezeichnete Beziehungen. Ein jüngerer Bruder hatte in Rheinau das Amt des Vestiarius, Küchenmeisters und später des Bauinspektors inne. Ein weiterer Bruder war Pater im Kloster Einsiedeln. Unter den Märgler Barockmalern des 18. Jahrhunderts gilt er als herausragende Gestalt.

In seiner Himmelfahrtstafel weitet sich der Blick von der irdischen in die himmlische Sphäre. Im unteren Teil dominiert die Figurenkette der Apostel, die um den Sarkophag gruppiert sind. Im Vordergrund, kniend und in Rückenansicht, entdeckt der zu spät gekommene Thomas das Leinentuch Mariens. Links von ihm neigt sich der würdige

Petrus mit weissem Bart und heiligem Buch leicht über den Sarkophag. Rechts von Thomas kniet betend vermutlich die hl. Magdalena. Staunend blicken einige Apostel nach oben oder drücken ihre Betroffenheit durch nach oben weisende Gebärden aus. Andere neigen sich ergriffen über den leeren Sarkophag. In der oberen Hälfte schwebt Maria auf einer Wolkenbank, von Engeln und Putten umgeben, mit ausgebreiteten Armen ihrem himmlischen Ziele zu. In der unteren Mitte stechen der rote Umhang des Thomas und das weisse Leinentuch vor tonigem Grund hervor. Oben gleitet die Jungfrau mit wallendem, blauem Mantel in das helle, glutvoll leuchtende Licht der überirdischen Sphäre.

Die Komposition erinnert an die vorbildlichen Himmelfahrtsdarstellungen des Annibale Carracci (1560–1609) und seines Schülers Guido Reni (1575–1642). Düggeleins Komposition ist handwerklich gekonnt gefertigt, seine Variante besticht durch die klare Komposition, durch die vor dunklem Hintergrund leuchtenden Farben und die kraftvolle Wiedergabe der Apostelfiguren. Mittels bühnenartiger Inszenierung, sprechender Gestik und Mimik gewinnt seine Himmelfahrt den Anschein einer realen Begebenheit.

BD

Literatur:

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 27/260/278.

Kirschbaum Engelbert, Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 2, Rom 1970, S. 276 ff.



Wappenscheibe

1624

Tobias Müller (1595/1600–1629)

50,4 x 38,8 cm im Licht

Sammlung Marchring, MR 800

Die Wappenscheibenschenkung entwickelte sich zu einer charakteristisch schweizerischen Spezialität. Beim Neu- oder Umbau von Kirchen, Rathäusern, Zunftlokalen, Schützen- und Wirtshäusern, Tavernen oder Wohnbauten einflussreicher Persönlichkeiten pflegten Stände, Städte und Orte, Würdenträger oder private Personen für Fenster und Schild (in Fenster integrierte dekorierte Scheibe) aufzukommen. Schon die Glasfenster der mittelalterlichen Kirchen sind auf Spenden zurückzuführen. Diese jahrhundertealte Tradition war auch in nachreformatorischer Zeit sehr beliebt. So ist es denn nicht erstaunlich, dass Pfarrerherren und politisch führende Persönlichkeiten die Wappenscheiben und Fenster um 1622–24 in der umgestalteten St. Jostkapelle in Galgenen bezahlten. Im Zuge des sich wandelnden Geschmacks wurden 1835 die ursprünglich mindestens neun Scheiben kurzerhand verkauft. Fünf davon wurden 1843 an einer Pariser Auktion veräussert. Zwei dieser trefflichen Glasgemälde befinden sich heute in New Jersey, eine in Luzerner Privatbesitz, eine im Marchmuseum, die fünfte aber bleibt unauffindbar.

Bei den sakralen Figuren- oder Bildscheiben steht im Mittelfeld meist eine Heiligenfigur oder biblische Szene, hier eine von Engeln bekrönte Madonna mit Kind auf Mondichel im Strahlenkranz. Diese Mittelfigur wird von einer rahmenden Arkade begleitet. In den Bogenzwickeln erscheinen die Namenspatrone des Stifterpaares und am Fusse steht, begleitet von den Stifterwappen, eine Kartusche mit Inschrift, die neben der Datierung die Schenkenden und deren Ämter erwähnt. Solcherart setzten sich die

Donatoren ein ewiges Denkmal, denn Wappen und auf sie bezogene Inschriften künden noch heute von ihrem einstigen Ansehen und ihrer Gebefreudigkeit. So gehörte Johannes Gangyner, Sohn des Hans Gangyner und der Elisabeth Züger, zu den wichtigsten Amtsträgern der Landschaft March. 1589–1610 amtete er als Landschreiber, 1610 als Statthalter und 1612–1614 als Landammann. Er starb Ende der 1620er Jahre und war in dritter Ehe mit Margareta Göldi von Lachen, Tochter des Balthasar Göldi und der Magdalena Schreiber, Witwe des Samuel Störi, verehelicht.

Die Gangyner-Wappenscheibe zeichnet sich durch die prächtig leuchtenden Farben aus, die durch Schwarzlot nuanciert sind. Die Jostener Glasgemälde werden dem hervorragenden Zuger Glasmaler Tobias Müller (1595/1600–1629) zugeschrieben, der durch seinen hoch stehenden Figurenstil hervortritt. Müllers Werk ist letztlich dem Einflussbereich der Lingg-Werkstatt in Strassburg zuzuweisen. BD

Literatur:

- Bergmann Uta, Die Zuger Glasmalerei des 16. bis 18. Jahrhunderts, Bern 2004, S. 96.
 Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 134.
 Jörger Albert, Die Wappenscheiben der St. Jostkapelle Galgenen und die Gangyner-Scheibe im Marchmuseum, in: Marchringheft 18, Lachen 1976, S. 40.



Liturgische Gewänder

Kasel:

2. H. 18. Jh.

Schenkung Pfarrer Dr. Wyrsh

97,5 x 63 cm

Sammlung Marchring, MR 690

Pluviale:

19. Jh.

Schenkung Kollegium Nuolen

296 x 136 cm

Sammlung Marchring, MR 828

Üblicherweise waren die liturgischen Obergewänder der Geistlichen in nachmittelalterlicher Zeit aus teuren Seidenstoffen gefertigt, die im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorwiegend aus Lyon stammten. Oft handelte es sich bei diesen kostbaren Damasten und Brokaten um Geschenke von hochgestellten Wohltätern. Die Farben dieser geistlichen Kleider richteten sich im Grundton nach den fünf Farben des «Missale romanum» von 1570: Weiss, Rot, Grün, Violett und Schwarz. Grün wurde gewöhnlich an Sonn- und Werktagen verwendet, Weiss vorwiegend an Festtagen, Rot an Apostel-, Märtyrerfesten und Pfingsten, Violett in der Advents- und Fastenzeit oder bei Bittgängen, Violett oder Schwarz bei Totenmessen.

Die Kasel (lat. *casula* «Häuschen») ist das liturgische Obergewand der Priester und Bischöfe bei der Messfeier. Ursprünglich war sie ein fusslanger, glockenförmiger und völlig geschlossener Radmantel, den man immer mehr beschnitt, bis die barocke Bassgeigenform entstand. Die Bassgeigenkasel der Sammlung ist aus kostbarer, damastartiger Seide gefertigt, die durch bunte Blumenranken bereichert wird. Blumenmuster waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts äusserst beliebt, generell ist der orna-

mentale Dekor im Barock und Rokoko vorherrschend. Goldfarbene Bordüren und Zierstreifen verleihen überdies den liturgischen Gewändern zusätzlichen Glanz, der den Gläubigen in den Bann der priesterlichen Handlung zieht.

Das Pluviale, auch Rauchmantel genannt, trägt der Priester oder Bischof bei feierlichen Handlungen ausserhalb der Messe wie bei Prozessionen, Segnungen oder Weihen. Dieses Gewand entwickelte sich aus der mönchischen Capa des 8. und 9. Jahrhunderts, einem Mantel, der sich von der Glockenkasel durch eine Kapuze unterschied. Aus dieser ursprünglichen Kapuze entstand im Laufe der Zeit ein immer grösserer Zierbesatz, das so genannte Pluvialschild. Ein solches zierte auch den Rücken des Mantels der Sammlung. Dessen rotgrundiger Seidenstoff wird zudem von einem frohen Dekor geschmückt. Kleinere Blumenbouquets, begleitet von seitlich angebrachten, wellenartigen Ranken mit Rosen, Trauben, Ähren, grünen Blättern und kleineren, weissen Blüten zieren ihn. Solche Motive entsprechen den Stoffmustern des 19. Jahrhunderts, die nun leichter und naturalistischer anmuten. Die Broschierung des Stoffes mit goldenen und silbernen Metallfäden, die Verzierung mit Fransen am Saum des Gewandes und am Schild, die prächtige Schildquaste am Rücken oder die versilberte und ziselierter Schliesse auf der Vorderseite verleihen dem Mantel überdies die Würde eines kostbaren liturgischen Kleides.

BD

Literatur:

Braun J., Die liturgischen Paramente in Gegenwart und Vergangenheit, Freiburg 1924, S. 120 ff.

Ducret Madeleine, Schätze des Glaubens, Kostbarkeiten aus dem Besitz der thurgauischen Kirchgemeinden, Frauenfeld, 1999, S. 488 ff.

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. III, S. 675.

Kasel



Pluviale Vorderseite
(Rückseite siehe S. 98)



Pyxis (Hostiendose)

17. Jh.

Silber, vergoldet, ohne Marken

H 7 cm, D 5,7 cm

Sammlung Wyrsh, W 46

Seit dem 9. Jahrhundert bezeichnet man Behältnisse, die zur Aufbewahrung und Spende des eucharistischen Brotes dienen, als Pyxiden. Bis zum 13. Jahrhundert handelte es sich dabei vor allem um kleine runde, ovale oder polygone Gefässe mit 6 bis 10 cm Durchmesser. Diese waren mit einem flachen, zeltdach-, pyramidenförmigen oder turmartigen Deckel versehen. Meist fertigte man sie aus Silber, Kupfer oder Gold. Um die kleinen Gefässe besser halten zu können, wurden sie seit dem 13. Jahrhundert mit Fuss und Schaft versehen und erhielten so die Form eines Kelches mit Deckel. Solche Speisekelche bezeichnet man als Ziborien. Dosenartige Pyxiden wurden aber auch in nachmittelalterlicher Zeit noch verwendet. In diesen wurden nicht geweihte Hostien aufbewahrt. Zudem wurden so genannte Kranken-Pyxiden mit geweihten Hostien zu den Krankengängen mitgenommen.

Die eigentliche Funktion des Hostiengefässes des Museums lässt sich nicht mehr feststellen, da es keine bildlichen Darstellungen trägt und auch kein Tellerchen dazu gehört. Zudem sind keine entsprechenden schriftlichen Quellen vorhanden. In Hostiendosen aus vergoldetem Silber, Metall oder Holz mit einem Durchmesser obigen Ausmasses werden üblicherweise die nicht geweihten Christushostien aufbewahrt, die später in der Lunula, einem halbmondförmigen Halter im Schaugefäss der Monstranz, ausgestellt werden. Ebenso schlichte vergoldete Silber-Pyxiden lassen sich beispielsweise in den Kirchenschätzen der nahen Pfarrkirchen von Rapperswil und Schänis nachweisen.

126

Bei der Pyxis des Marchrings handelt es sich um eine kleine, vergoldete Silberdose, die von einem kegelförmigen Deckel mit Knopf bekrönt wird. Dieser Scharnierdeckel ist mit einem Dorn am Kettchen verschliessbar. Die glatte Innenseite der Dose ist durch feine Hammerschläge strukturiert, was ihr einen eigentümlichen Reiz verleiht. Das ungeschmückte, glatte und mit Achat polierte Blech lebt wesentlich von der Schönheit seiner das Licht reflektierenden Oberfläche. Auch wenn man dieses Hostiengefäss keinem bestimmten Meister zuschreiben kann, bezeugt die feine Hämmerung, dass es von einem versierten Goldschmied gefertigt wurde. Die kegelförmige Formgebung des Deckels ist noch der gotischen Sakralarchitektur nachempfunden. Vor allem bei kirchlichen Arbeiten hielt sich der gotische Stil noch weit bis ins 17. Jahrhundert. Vermutlich hat die Verwendung alter Formen bei solchen Geräten auch mit dem Festhalten am alten Glauben zu tun. BD

Literatur:

Rittmeyer Dora Fanny, Die Kirchenschätze im St. Galler Linthgebiet, Uznach 1948, S. 48/106.

Sonnberger Betty, Denkmalpflege des Kantons Thurgau.

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. 5, S. 813f., Bd. 7, S. 915.



Chrismarium (Heilig-Öl-Gefäß)

17. Jh.

Silber, getrieben, graviert

H 14 cm

Sammlung Wyrsh, W 45

Chrismarium, vom griechischen *chrisma* «Salböl» stammend, bezeichnet ein Gefäß, in dem die im katholischen Ritus verwendeten, geweihten Salböle aufbewahrt sind. Salbungen werden in der katholischen Kirche beim Eintritt in die Glaubensgemeinschaft (Taufe, Firmung), bei schwerer Krankheit beziehungsweise vor dem Tod, bei der Übertragung geistlicher Weihen (Diakonen-, Priester- und Bischofsweihe) und bei der Konsekration gottesdienstlicher Geräte und Räume (Altarweihe) vorgenommen. Die dafür benutzten Öle sind aus naturreinem Olivenöl zubereitet, nur dem Chrisamöl (Taufe, Firmung und Weihe) ist Balsam beigemischt.

Liturgische Geräte werden aus möglichst edlen Materialien gefertigt und entsprechend ausgeschmückt. In der katholischen Liturgie unterscheidet man zwei Kategorien von Gefäßen, die *Vasa sacra* und die *Vasa non sacra*. Zur ersten gehören vor allem Kelch, Patene, Ziborium und Monstranz, zur zweiten all jene Geräte, die mit dem Allerheiligsten nicht in Berührung kommen. Deshalb sind auch die Chrismaria den *Vasa non sacra* zuzurechnen. Bei diesen Heilig-Öl-Gefäßen handelt es sich normalerweise um drei Behälter, welche die drei verschiedenen Arten von Öl enthalten. Üblicherweise sind die Büchlein für das Chrisam- und Katechumenöl miteinander verbunden, während das Öl für die Krankensalbung separat aufbewahrt wird. So benutzte man das silberne Ölgefäß des Marchmuseum vermutlich bei der Krankenölung. Dieses Sakrament besteht in der Salbung der fünf Sinne. Dazu spricht der Priester die Spendeformel. Es wird dem Schwerkranken

zur seelischen Erstarkung, zum Sündenerlass und zur körperlichen Gesundung verabreicht.

Beim Einzelgefäß der Sammlung steht auf einem einfachen Ständer mit Kugelnodus und profiliertem, dekoriertem Rundfuss ein zylinderförmiges Büchlein mit kegelförmigem Deckel, der mit einer Kugel bekrönt ist. Dieser Scharnierdeckel ist mit einem Stift am Kettchen verschliessbar. An der Zylinderwandung ist in gotischen Buchstaben «Ol» für Öl eingraviert. Das schlichte, zierliche Werk kann keinem Meister zugeschrieben werden, spricht aber von handwerklich guter Qualität. Es ist stilistisch der gotischen Kathedralarchitektur nachempfunden, deren Formen alle Kunstgattungen durchdrangen und nördlich der Alpen auch in nachmittelalterlicher Zeit noch verwendet wurden. Ähnlich gestaltete Chrismaria zählen zu den Kirchenschätzen der katholischen Pfarrkirchen von Innerthal, Lachen und Rapperswil. BD

Literatur:

- Anderes Bernhard, Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen, Bd. IV, S. 298.
- Braun Joseph, Das christliche Altargerät in seinem Sein und in seiner Entwicklung, München 1932.
- Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 168/198
- Kotzur Hans-Jürgen und Lütkenhaus Hildegard, Der Frankfurter Domschatz, Bd. II, Die Gold- und Silberarbeiten, Frankfurt am Main, 1994, S. 35 f.
- Premm Matthias, Katholische Glaubenskunde, 3. Bd. 2. T., Wien 1960, S. 159 ff.
- Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. I, S. 836.



Messkännchen und Tablett

Tablett: um 1800? 32,5 x 31 cm

Kännchen: 19. Jh. 12,5 x 6 cm

Zinn, gegossen, ohne Marken

Sammlung Wyrsh, W 47–49

Messkännchengarnituren bestehen aus einem Tablett und zwei Kännchen. Eines von diesen enthält den für die Messfeier verwendeten Wein, das andere beinhaltet das Wasser, das dem Wein beigegeben wird. Der Wein bedeutet das Blut Christi, das Wasser steht für die menschliche Natur. Vor der Wandlung werden diese in den Kelch gegossen und vermischen sich untrennbar. Zudem wäscht der Priester vor der Wandlung Daumen und Zeigefinger beider Hände, dazu werden Kännchen und Platte benutzt. Ein weiteres Mal wird Wasser benötigt, um den Kelch nach der Kommunion zu reinigen. Um Verwechslungen zu vermeiden, sind die Kännchen mit entsprechenden Buchstaben «A» für Aqua und «V» für Vinum gekennzeichnet. Viele Messgarnituren waren aus Edelmetall, aber auch zinnerne gebrauchte man bis ins 19. Jahrhundert. Denn das silbrig glänzende Zinn galt als brauchbare Alternative zum teuren Silber und wurde von Kirchen ärmerer Gemeinden im deutschsprachigen Raum bevorzugt.

Aus Zinn hergestellte Ampullen haben jeweils Kännchenform. Die Kännchen stehen auf einer Schüssel, welche das beim Händewaschen abfließende Wasser auffängt. Diese ist oft nicht mehr vorhanden. So gehörte auch das Tablett der Sammlung nicht zu den beiden Ampullen. Denn die Standringe der Schüssel passen nicht zu den runden Kännchenfüßen. Zudem ist diese reicher geschmückt und von oval geschweiften Form. Die üppigen, vereinzelt mit Blumen besetzten Girlanden lassen den Klassizismus erahnen, die Muschelmotive hingegen erinnern an spätbarockes Empfinden. Das Tablett wird deshalb um 1800 datiert.

In Anbetracht der ungewöhnlichen Oberflächenbehandlung und der fehlenden Marke könnte es auch aus dem 19. oder 20. Jahrhundert stammen.

Die formal ruhigeren und spärlich ornamentierten Kännchen hingegen sind dem Klassizismus zuzuweisen. Der äusserste Fussrand der Ampullen ist mit einer feinen Perlschnur geschmückt. Über ihrem mehrfach gestuften, leicht gewölbten Fuss erhebt sich ein kurzer, runder Schaft. Die Unterseite des Gefässkörpers ist gerippt, die Oberseite hingegen bleibt ungeschmückt. Aus letzterer treten schnabelartige Ausgüsse hervor. Der Klappdeckel ist analog zum Fuss abgetreppt, oben gewölbt und mit gleichen Motiven wie unten geschmückt. In die Scharniere sind die Halter mit den Buchstaben «V» und «A» integriert. An erstere schliessen sich volutenförmige Henkel an.

Diesen sparsam geschmückten, einfachen Kännchen wäre eine entsprechende Schüssel beizugeben. Wenn das Paar und die Schüssel auch nicht übereinstimmen, veranschaulichen sie doch die wichtige Funktion einer Messgarnitur.

BD

Literatur:

Braun Joseph, Das christliche Altargerät in seinem Sein und in seiner Entwicklung, München 1932, S. 48.

Gar köstlich Ding, Die Kunst der Eichstätter Gold- und Silberschmiede, Ausstellung des Domschatz- und Diözesanmuseums Eichstätt, 20. September bis 3. November 2002, Lindenberg 2002, S. 44

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. 4, S. 700 f.



Messkelch

1640–1650

Marx Müller (Meister 1621, gest. nach 1641)

Silber, vergoldet, getrieben, ziseliert, Beschau Zürich

H 22 cm

Sammlung Marchring, MR 942 L

Von zentraler Bedeutung für die Eucharistie ist der Messkelch. Es handelt sich dabei um das älteste und wichtigste liturgische Gefäß. Es nimmt den Wein auf, der während der Messfeier in das Blut Christi verwandelt wird. Deshalb wurde der Kelch aus möglichst kostbarem Material gefertigt und oft mit aufwendigem Dekor versehen. Die ältesten bekannten Bestimmungen über das Material stammen aus dem 9. Jahrhundert. Sie besagen, dass dieser ausschliesslich aus Edelmetallen, im Falle äusserster Armut aus Zinn gemacht werden dürfe. Vorzugsweise werden Kelche seither aus vergoldetem Silber gefertigt. Ist dies aus Kostengründen nicht möglich, soll wenigstens die Kupa aus Silber sein.

Die eigentliche Grundform des Kelches hat sich im Laufe der Jahrhunderte kaum verändert. Sie besteht aus Fuss, Kupa und Schaft mit Knauf, um den sich die Hand zum Halten legt. Erst unter gotischem Einfluss setzten sich bedeutende stilistische Veränderungen durch. Denn der Schaft verlängerte sich, die Kupa wurde becherförmig und der Fuss häufig sechslappig. Im 17. Jahrhundert traten weitere Wandlungen auf. Der Standring wurde gekurvt und ausschwingend, der Knauf ei- oder birnenförmig und die Kupa nahm oft tulpenartige Gestalt an. Die einzelnen Teile gingen immer mehr ineinander über, Schaft und Knauf waren kaum mehr unterscheidbar und glichen dem Bild einer Vase. Zudem wirkte der Kelch höher und die Kupa schlanker.

All dies gilt auch für den Messkelch der Pfarrkirche Nuolen. Dieser ist aus vergoldetem Silber gefertigt und relativ schlicht gestaltet. Der sechspassige, geschweifte Fuss ist in Spätrenaissancemanier mit Beschlagwerk geschmückt. Volutenrahmen legen sich um drei Füllungen mit je einem geflügelten Engelskopf. Knauf und Schaft sind zu einem vasenähnlichen Gebilde verwachsen, dessen Bauch birnenförmig anmutet. Zwischen Reliefvoluten sind in Grossbuchstaben «IHS» und «MARIA» sowie ein Osterlamm mit Siegesfahne eingraviert. Letzteres weist auf den Opfertod und die Auferstehung Christi hin. Über einem kurzen Hals erhebt sich eine unverzierte, hohe, glänzende und tulpenartige Kupa. Die qualitätvolle Arbeit ist laut Meisterzeichen Marx Müller aus Zürich zuzuschreiben. Das zwinglianische Arbeitsethos brachte der Stadt im 16. und 17. Jahrhundert einen steigenden, bürgerlichen Wohlstand, und auch das Gold- und Silbergewerbe erlebte damals einen bemerkenswerten Aufstieg. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass neben Meistern aus Lachen und dem nahe gelegenen Rapperswil vereinzelt auch geübte Goldschmiede aus Zürich in der March beauftragt wurden. *BD*

Literatur:

Braun Joseph, Das christliche Altargerät, München 1930, S. 131 ff.

Kotzur Hans-Jürgen und Lütkenhaus Hildegard, Der Frankfurter Domschatz, Band II, Die Gold- und Silberarbeiten, Frankfurt a.M. 1994, S. 34.

Lenßen J., Domschatz Würzburg, Museumsschriften der Diözese Würzburg, Band 1, Regensburg 2002, S. 71.

Lösel Eva-Maria, Zürcher Goldschmiedekunst vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, Zürich 1983, S. 263.



Kreuzpartikelmonstranz

Um 1700

Aus der Kirche von Nuolen

Silber (?), teilvergoldet, Messing, ohne Marken

H 49 cm

Sammlung Marchring, MR 940 L

Ein Kreuzpartikel im Schaugefäss der Monstranz weist darauf hin, dass diese für den Wettersegen gebraucht wurde. In den süddeutschen und schweizerischen Diözesen wurde der Wettersegen zwischen dem Fest der Kreuzauffindung (3. Mai) und dem Fest der Kreuzerhöhung (14. September) im unmittelbaren Anschluss an die Pfarrmesse gespendet. Dieser beinhaltete ein Bittgebet und den Segen für eine gute Ernte mittels des Partikels des heiligen Kreuzes.

Als wertvollste Reliquie der Christen gilt das Holz vom Kreuz Christi. Gemäss der Legende fand Helena, die Mutter Kaiser Konstantins, das heilige Kreuz in Jerusalem. Seither wurden Teile davon, ja oft winzige Splitter, als kostbarste Vermächtnisse bewahrt und in reich geschmückten Reliquiaren gehütet. Zu den geläufigsten Reliquiarformen zählen das Ostensorium oder die Reliquienmonstranz (vom lateinischen *monstrare* «zeigen»). Solche Monstranzen enthalten statt der geweihten Hostie eine oder mehrere Reliquien. In der Gotik war die Turmmonstranz verbreitet, seit dem Barock bevorzugte man die Scheiben- oder Strahlenmonstranz. Das meist ovale, runde oder herzförmige Schaugefäss umgab man nun oft mit vergoldeten Strahlen. Solche Gebilde bezeichnete man als Sonnenmonstranz. Sie sind mit der Vorstellung von Christus als der wahren Sonne verbunden.

Gemäss der Tradition hat Nuolen die frühere Wettersegenmonstranz aus dem Stift von Schänis erhalten. Es handelt

sich um ein qualitätvolles, schönes Beispiel des beginnenden 18. Jahrhunderts. Bereits der längliche Vierpass-Fuss ist mit Blattranken, aufgeschraubten, vergoldeten Fruchtgruppen und gefassten, farbigen Glassteinen reich dekoriert. Über einem Balusterschaft erhebt sich nun eine spitzovale Strahlenscheibe aus Messing. Vor dieser steht silbernes, durchbrochenes Rankenwerk, auf das gefasste, farbige Glassteine aufgesetzt sind. Den oberen Abschluss bildet ein Kreuz. Im zentralen Oval mit Strahlen befindet sich das von reichem Filigrandekor umgebene Gehäuse mit dem Kreuzpartikel. Als Identitätsausweis für die Echtheit der Reliquie dient ein versiegeltes Zettelchen.

Im Barock wird die Monstranz zum prunkvollen Schaugefäss. Dieser repräsentativen Funktion entspricht die reich dekorierte Scheibenform. Zudem steigern die goldfarbenen, glänzenden Partien das Funkeln der bunten Glassteine im silberfarbenen Rankenwerk. Steigerung, Pracht und Pathos decken sich mit barockem Geltungsbedürfnis, das sich im sakralen wie im profanen Bereich auch bei den kleinsten Gerätschaften manifestiert. BD

Literatur:

- Braun Joseph, Liturgisches Handlexikon, München 1993, S. 371. – Hanspeter Lanz, Silberschatz der Schweiz, Gold- und Silberschmiedekunst aus dem Schweizerischen Landesmuseum, Karlsruhe 2004, S. 54.
- Ducret Madeleine, Margrit Früh, Markus Landert, Alfons Raimann, Schätze des Glaubens, Kostbarkeiten aus dem Besitz der thurgauischen Kirchgemeinden, Frauenfeld 1999, S. 189f.
- Rittmeyer Dora Fanny, Die Kirchenschätze im St. Galler Linthgebiet, Uznach 1948, S. 83/A.5.
- Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. 4, S. 822.



Opferstock

17./18. Jh.

Aus der Kirche von Nuolen

Holz, auf Sicht grau gefasst, Eisen geschmiedet

H 96 cm, D 16 cm

Sammlung Marchring, MR 807

Die erste schriftliche Quelle zu einem verschlossenen Sammelbehälter, in den durch eine kleine Öffnung Gaben gesteckt wurden, stammt aus dem Alten Testament. So heisst es in 2. Könige 12,10 über die Ausbesserung des Tempels unter König Joas um 800 v. Chr.: «Da nahm der Priester Jojada eine Lade und bohrte oben ein Loch hinein und stellte sie auf zur rechten Hand neben dem Altar, wo man in das Haus des Herrn geht. Und die Priester, die an der Schwelle wachten, taten alles Geld hinein, das zu dem Hause des Herrn gebracht wurde.» Solche Opferkästen zählten damals zur üblichen Ausstattung von Heiligtümern.

Bekannter ist wohl das schriftliche Zeugnis aus der Geschichte «Das Scherflein der Witwe» (Mk 12,41–44), die erzählt, wie Jesus gegenüber einem Gotteskasten zusah, wie das Volk Geld einlegte.

Opferstöcke oder Gotteskästen gehörten seither zur Ausstattung der mittelalterlichen Kirchen. Die Spenden wurden nicht nur zum Unterhalt der Geistlichkeit und Gotteshäuser verwendet, sondern kamen auch den Armen, Kranken und Siechen zu. Die Opferstöcke des ausgehenden Mittelalters fertigte man meist als hochformatige Gebilde aus Holz, Metall oder Stein, die mit Eisenbändern geschmückt wurden und durch massive Vorhängeschlösser gesichert waren. Einen solchen Holzstock stellte man auch in der Kirche Nuolen auf. Es handelt sich bei diesem um einen achtseitigen, säulenartigen Holzbehälter, der mit Eisenbändern verstärkt und dessen Eisendeckel mit

einem Münzenschlitz versehen ist. Das oben eingeworfene Geld fiel in ein Sammelgefäss, das sich hinter der verschlossenen eisernen Tür verbarg, die zusätzlich mit einem Riegel und Vorhängeschloss gesichert war. Auf diese Weise wollte man zweifellos Diebstählen vorbeugen. Dank des eisernen Tragbügels konnte der Stock herumgetragen werden. Vermutlich stand er jedoch beim Ausgang der Kirche, wie dies bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts üblich war (vgl. auch seitliche Öse). Das Beispiel aus Nuolen ist zudem eines der wenigen noch erhaltenen im Kanton Schwyz.

Auf eine Blechkartusche des Behälters liess der witzige Nuoler Dichterpfarrer Paul Henggeler (1774–1864) noch folgenden von ihm verfassten Sechszweiler anbringen:

*Einst heisst es zu der Mildten Preise:
«Ich hungerte, ihr gabt mir Speise»
Empfanget aun himmlischen Genuss!
Auch ich, als Jesu Opferkasten,
Muss in dem armen Kirchlein fasten.
Speisst mich von eurem Ueberfluss!*

Seine Verse gemahnen in schalkhafter Art an die wichtige Funktion des Opferstockes als Armenkasten, denn bis zum 19. Jahrhundert kam vorwiegend die Kirche für sozial Schwache auf. BD

Literatur:

Neugebauer Werner, Von alter lübscher Sparsamkeit, Geldkisten, Opferstöcke und Spardosen, Lübeck 1959, S. 31 ff.

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. V, S. 289 f.



Taufstein

Um 1620–1630

Aus der spätgotischen Kirche von Nuolen

Sandstein

H 136 cm, D Becken 35 cm

Sammlung Marchring, MR 806

Die Taufe ist das erste und wichtigste Sakrament der christlichen Kirchen. Sie gilt als Aufnahmeakt in die christliche Gemeinde. Im Urchristentum war für die Taufe noch keine spezielle Vorrichtung erforderlich, denn gemäss Matthäus liess sich Jesus im Jordan taufen. So wurde die Taufe in einem fließenden Gewässer vollzogen. Zur Zeit der Christenverfolgung dienten Vertiefungen in den Katakomben als Taufbecken. Seit dem 4. Jahrhundert begegnet man neben den Gemeinde- oder Bischofskirchen gesonderten Taufräumen, so genannten Baptisterien. Vorbilder dieser zentralen Anlagen waren die römischen Bäder. In deren Mitte war ein vertieftes Becken eingelassen, in das der Täufling zur Taufe hinabstieg. Als häufigste Grundform ist bei diesen Baptisterien das Oktogon anzutreffen, denn die Achtzahl spielt auf Beschneidung und Auferstehung an, die beide am achten Tag vollzogen wurden.

Mit der Kindertaufe verbreitete sich das Übergiessen oder die Besprengung mit Wasser, und aus der Piscina entstand das Taufbecken, das in der Kirche aufgestellt wurde. Da dieses meist aus Stein war, übertrug sich der Name auch auf Exemplare aus anderen Materialien. In der Romanik und Gotik nahm dieses Taufbecken immer mehr kelchförmige Gestalt an, man unterschied Sockel, Schaft und Kuppel. Noch bestehende mittelalterliche Taufsteine der ländlichen Kirchen der Ostschweiz waren sehr schlicht und erhielten erst im 17. und 18. Jahrhundert reicheren Schmuck.

Der Taufstein aus der katholischen Pfarrkirche von Nuolen ist aus Sandstein gehauen. Es handelt sich vermutlich um den ältesten noch erhaltenen Taufstein der March. Im 1967 abgebrochenen, neuromanischen Bau stand er auf der Epistelseite vor der Choreinfassung nach dem Altar der hl. Margareta. Gestiftet wurde er von Hans Hegner auf Egglen (Galgenen) und den Gebrüdern Jakob Melchior und Matthias Vogt um 1626. Er besitzt eine aussergewöhnlich hohe, schmale Form und ist äusserst schlicht, beinahe rustikal. Aus einem quadratischen, profilierten Sockel mit Spätrenaissance-Blattvoluten steigt ein schlanker, achteckiger Schaft empor. Dieser trägt über einem Wulst eine achtseitige, steilwandige Kuppel, die innen kreisrund ausgehoben ist. Stilistisch weist der schlanke Schaft mit der hohen, schmalen Kuppel noch auf gotisches Empfinden. Die messkelchartige Gestalt hingegen ist symbolisch aufzufassen. Denn der Kelch gemahnt an Opfertod und Auferstehung Christi. Er nimmt das Blut Christi auf, welches die Menschen erlöst. Wer folglich getauft ist, der hat teil an der Verheissung des ewigen Lebens. BD

Literatur:

Ambrosius, *De sacramentis* (Über die Sakramente), *De mysteriis* (Über die Mysterien), übersetzt und eingeleitet von Josef Schmitz, Freiburg i. Br. 1990, S. 151.

Ducret Madeleine et al., *Schätze des Glaubens, Kostbarkeiten aus dem Besitz der thurgauischen Kirchgemeinden*, Frauenfeld 1999, S. 125 ff.

Jahn Johannes, *Wörterbuch der Kunst*, Stuttgart 1975, S. 716 f.

Jörger Albert, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II*, Basel 1989, S. 289.

Strauss Gerhard, *Lexikon der Kunst*, Leipzig 2004, Bd. 7, S. 223 f.



Heiliges Grab

Um 1887

Gebrüder Kraft, Freising/Oberbayern

Holzkonstruktion, 13 Leinwandbilder in Ölmischtechnik

380 x 250 x 120 cm

Sammlung Marchring, MR 3351.1–16

Die Jesuiten hatten in gegenreformatorischer Zeit in den Karwochenheiliggräbern ein geeignetes Mittel erkannt, den Gläubigen das Leiden Christi und das Wunder der Auferstehung einzuprägen. Dieses Anliegen liess sich mit kulissenartigen Heiligen Gräbern besonders eindringlich verwirklichen. Denn die an Kulissen gemahnenden Grabanlagen mit ihren anschaulichen Darstellungen vermochten den Betrachter vor allem gefühlsmässig anzusprechen. Eine solch bildhafte Veranschaulichung mittels Kulissengrab zusammen mit der Aussetzung des Allerheiligsten in der Monstranz wurde in Nuolen in der Karwoche bis zu den liturgischen Erneuerungen der 1950er Jahre gepflegt. So wurde dort der auf einem Klappbrett dargestellte Grablege-Christus in der Grabhöhle während des Gottesdienstes am Karfreitagmorgen aufgestellt. Für die anschliessenden, bis zur Abendmette dauernden Anbetungsstunden (Rosenkranzgebete) hatte man die Monstranz vor die Kartusche mit den Leidenswerkzeugen und der Inschrift «Thuet dieses zu meinem Andenken!» gestellt. Zudem war das Glaskreuz nun von hinten beleuchtet, die wachenden Engel unten trugen auf ihren Ständern brennende Kerzen, und die Flammen der von den anbetenden oberen Engeln getragenen Kerzen wurden von Öllichtern gebildet. Die einzelnen Familien zugeteilten Anbetungsstunden wurden am Karsamstag nach dem morgendlichen Gottesdienst wieder aufgenommen. Während der anschliessenden Auferstehungsfeier wurde der Grablege-Christus versenkt und vor dem beleuchteten Glaskreuz der gemalte Auferstehungs-Christus hochgezogen. Kreuzesfahne und

kraftvolle Gestik verkündeten seinen Sieg, er erschien als Triumphator, der den Tod überwindet.

Das Heilige Grab von Nuolen besteht aus 13 Leinwandbildern in Ölmischtechnik, die kulissenartig in ein Holzgestell montiert sind. Die handwerklich gute Malerei in spätnazarenischem Stil stammt gemäss Signatur aus der Werkstatt der Gebrüder Kraft aus dem oberbayrischen Freising. Beherrschend ist bei deren Karwochengräbern die Grabkammer. Die Monstranznische hingegen, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, hat ihre Bedeutung weitgehend verloren, auch wenn sie von zwei anbetenden Engeln begleitet wird. Die Grabanlagen dieses Ateliers für kirchliche Kunst waren Ende des 19. Jahrhunderts äusserst beliebt, denn die in einfachen Kompositionen gehaltenen Bilder mit ihren idealisierenden Gestalten entsprachen offensichtlich dem Zeitgeschmack. So belieferten die Gebrüder Kraft katholische Pfarreien im Sankt Gallischen und in anderen schweizerischen Gegenden, in der March die Kirchgemeinden von Nuolen und Tuggen. BD

Literatur:

Feuchtmayr Andrea, Kulissengräber im Barock, Entstehung und Typologie, München 1989, S. 22.

Kern Peter, Heiliggräber im Bistum St. Gallen, Basel 1993, S. 64f.



Grabkreuz auf Sandsteinsockel

Schmiedeisenkreuz um 1800

Sandsteinsockel Ende 18. Jh.

Gesamthöhe 277 cm

Sammlung Marchring, MR 2661, MR 952

Das Kreuz als umfassendes Zeichen des Sieges Christi über den Tod zur Erlösung der Menschen gehörte vor allem auf dem Lande zum üblichen Grabschmuck. In nachmittelalterlicher Zeit kennzeichneten vorwiegend schlichte Holzkreuze den Ort der Beisetzung. Erst allmählich entwickelte sich der Brauch, auf dem Friedhof Schmiedeisenkreuze aufzurichten. Denn die gehobene ländliche Schicht trachtete danach, wie der Adel oder die Geistlichkeit separate Einzel- oder Familiengräber zu erstellen.

Auch beim Grabmal des Museums mit schmiedeisernem Grabkreuz handelt es sich um ein Denkmal einer angesehenen Familie. Auf einer Seite des einst reich geschmückten Louis-XVI-Sandsteinsockels befindet sich nämlich eine von Löwen gehaltene Wappenkartusche mit zwei gekreuzten Degen. Unter dieser erinnern Vanitas-Symbole wie Schlange und Totenkopf an die Vergänglichkeit des irdischen Lebens. Auf der anderen Seite des stark verwitterten Sockels ist eine Kartusche angebracht, die ein Chronogramm enthielt. Vermutlich handelt es sich folglich um das Memorial der ausgestorbenen Märcbler Familie Degen. Dieses alte Schwyzer Landleutegeschlecht aus dem Muotathaler Viertel zählte zu den sozial aufgestiegenen Bauernfamilien. Im 17. Jahrhundert wurde ein Zweig in der March ansässig und betrieb in Lachen das Gasthaus zum Hirschen. Dreimal bekleideten Mitglieder der Degen das Amt des Landammanns der March. Im 18. Jahrhundert traten Nikolaus Degen (1700–1778) als Abt des Klosters Fischingen und dessen Bruder Eusebius (1699–1754) als Offizial des Abtes von St. Gallen, als apostolischer Notar und als Stiftsstatthalter in Wil hervor.

Das Grabmal stand ursprünglich auf dem alten Friedhof bei der Pfarrkirche Lachen und später auf der Lachner Liegenschaft Post bzw. Drogerie Hug. Sein schmuckes Grabkreuz wurde für die Grabstätte des Heinrich Hug-Risi (1876–1945) wieder verwendet. Im Kreuzschnittpunkt dieser Schmiedearbeit hängt ein gegossener Kruzifixus. Goldfarbene Strahlenbündel heben dessen nimbiertes Haupt hervor. In der Bekrönung aber wacht das Auge Gottes im Strahlenkranz. Die lichte, symmetrisch-geometrische Verzierung mit den eckigen Schneckenmotiven ist dem Stil Louis XVI zuzuweisen, die zarten Rocailles hingegen lassen das Rokoko nachklingen. Die teilweise mit Goldbronze gefassten Teile oder die in kräftigem Rot und Grün gehaltenen Rosen und Blätter der Blattgirlande heben sich wirkungsvoll vom schwarzen Vierkantstabwerk ab. Ein solches Grabkreuz lässt die bunte Schönheit der regionalen Friedhofkultur erahnen, wie sie auch Georg Anton Gangyner auf seinem Gemälde «Beinhaus in Lachen» noch 1853 dokumentierte. BD

Literatur:

Gentsch Otto, 500 Jahre Kunst und Kunsthandwerk in der Landschaft March, Siebnen, 1976, S. 55.

Godet Marcel, Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. II, Neuenburg 1924, S. 679.

Hartinger Walter, Schmiedeiserne Grabkreuze – Renaissance einer alten Friedhofkultur?, in: Volkskunst Jg. 5, München 1982.

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 205 f.



Grabkreuz

1750/1770 (Rokoko)

Aus Siebnen-Wangen

Schmiedeisen / Eisenblech

H 128,5 cm, B 58 cm

Sammlung Marchring, MR 1010

Das kanonische Recht schreibt vor, dass die katholischen Gotteshäuser ihre kircheneigenen Friedhöfe haben sollen. Aufgrund dessen wurden die Begräbnisstätten der Gläubigen «in umbra ecclesiae» – im Schatten der Kirche – angelegt. Die Verlegung von Friedhöfen ausserhalb der historischen Dorfkerne (z.B. Schwyz, Küsnacht, Lachen) ist ein Phänomen der neueren Zeit. Erst die massive Zunahme der Bevölkerung hat die für die Bestattungen zuständigen Gemeinden gezwungen, neue Standorte zu suchen und Gräber zeitlich zu befristen. Auf alten Ansichten sind die Kirchen deshalb immer von zahlreichen Friedhofskreuzen und Grabmälern umgeben. Da auch die Grabmalkunst durchaus den jeweiligen Stilepochen unterworfen war, sind Grabkreuze und -steine in vielgestaltiger Ausführung zu finden. Hinzu kommen die oft sehr gut ablesbaren sozialen Stellungen der Toten. Dies äussert sich in der Wahl der Materialien, der Grösse und der künstlerischen Qualität der Grabmäler.

Doch selbst vor der Zeit der reglementarischen Fristen für Gräberaufhebungen wurden Grabsteine und -kreuze erneuert, ersetzt oder gar entfernt und entsorgt. Einen überraschenden Fall einer Wiederentdeckung eines historischen Grabmals wird durch das Museumsobjekt mit der Nr. 1010 dokumentiert. Im Zuge von Kanalisationsarbeiten beim Stationsweg, einer Quartierstrasse südlich des Bahnhofs in Siebnen-Wangen, entdeckten die Tiefbauarbeiter ein schmiedeisernes Grabkreuz. Es fungierte als Armierungseisen für eine Abdeckplatte des so genannten «Gül-

len-Kastens», welcher früher noch zu jeder Abwasserinfrastruktur der Wohnhäuser gehörte. Gerhard Vogt-Knöbl, Bezirksrat von 1974 bis 1990, Siebnen, überliess das Kreuz dem Marchmuseum und liess es auf seine Kosten beim Schweizerischen Landesmuseum restaurieren.

Die nicht sehr gehaltvolle Zweitverwendung des Grabkreuzes als Verstärkung einer Betonplatte fügte dem Objekt nachhaltigen Schaden zu. Trotzdem ist es deutlich als Rokoko-Grabmal aus dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts erkennbar. Das Kreuz stand ursprünglich auf einem Sandsteinsockel. Wessen Grab das Kreuz einst schmückte, ist nicht mehr rekonstruierbar, denn die Beschriftung auf der Namenstafel ist gänzlich verschwunden. Naheliegender ist, dass Steinbildhauer Emil Bruhin, bei dessen Haus das Kreuz gefunden wurde, den Jauchedekel mit einem «ausgedienten» Eisenkreuz selber armiert hat. Als Hersteller von Grabsteinen hatte er sicher etliche alte Grabdenkmäler zu ersetzen und wird somit wohl auch in den Besitz von historischen Grabkreuzen gekommen sein. Abgesehen von einigen (Korrosions-) Schäden – es fehlt zum Beispiel die Blätterkreuzranke am rechten Kreuzarm – ist das schmiedeiserne Grabmal von Siebnen als qualitätvolle Arbeit erkennbar. Man muss es sich in ornamentierender Farbigkeit vorstellen. Auch wenn das Grabkreuz wieder seinen Weg ans Tageslicht gefunden hat, wird es das Geheimnis seines ursprünglichen Standortes wohl für immer für sich behalten.

KM



Rosenkranz

18. Jh.

Rote Korallenperlen, Silberfiligran, Bronzegussmedaille

Gesamtlänge: 48 cm

Medaille: 4 x 3,2 cm

Sammlung Wyrsh, W 138

Beim Rosenkranz handelt es sich um die verbreitetste katholische Andachtsform. Das noch heute gebräuchliche Schema dieses Wiederholungsgebetes geht auf den Trierer Kartäuser Dominikus von Preussen (gest. 1460) zurück. Um sich beim Beten der 50 aneinandergereihten Ave maria besser konzentrieren zu können, fügte er ihnen 50 Schlusssätze aus den Betrachtungen des Lebens Jesu an. Später erweiterte Dominikus die 50 Avegebete analog dem Psalter auf 150. Schliesslich ist es den Dominikanern zu verdanken, dass dieser Marienpsalter volkstümlich wurde, indem sie ihn in Bruderschaften gemeinsam beteten. Sie gliederten die 150 Ave mit 15 Vaterunser in Zehnergruppen. Zudem reduzierten sie die Betrachtungen auf 15, welche sich um drei Abschnitte aus dem Leben Jesu zentrierten: Geburt, Leiden und Auferstehung. Gemäss diesen unterscheidet man drei Teile zu je fünf Gesätzen und bezeichnet diese als freudreichen, schmerzhaften und glorreichen Rosenkranz. Endgültig festgelegt wurde der Wortlaut des Gebets erst 1568 im römischen Brevier. Dort wurde der nun übliche Schlusssatz «Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns...» hinzugefügt. Damit endete in gegenreformatorischer Zeit eine Entwicklung, die aus einer über zwei Mariengrüsse beginnenden Betrachtung des Lebens Jesu ein Mariengebete schuf.

Die zu diesem Rosenkranzpsalter benutzte Gebetsschnur umfasst 50 Aveperlen, unterbrochen von fünf Paternosterperlen. Ein Paternoster mit vorangehendem «Ehre sei dem Vater» und zehn Ave maria bilden ein Gesätz. In einer sol-

chen Einheit wird jeweils ein Ereignis aus dem Leben Jesu betrachtet. Jeder Rosenkranz beginnt mit dem Credo am Credokreuz, einem Paternoster an der grossen Perle und drei Ave maria mit eingefügter Bitte um Glauben, Hoffnung und Liebe an drei folgenden kleinen Perlen. Diesem Schema entspricht die Gebetsschnur des Museums. Es handelt sich dabei um ein eigentliches Prunkstück, das einer Person von Rang gehörte. Denn die Aveperlen bestehen aus kostbaren roten Korallen, bei den grösseren Paternosterperlen handelt es sich um vergoldete, spiralförmig gerippte Kugeln, flankiert von je einer vergoldeten Silberfiligranperle. An die Kette angehängt ist das im 18. Jahrhundert beliebte silberne Filigranzierwerk mit ebensolchem Credokreuz. Oft wird nachträglich ein Anschlussanhänger hinzugefügt, wie die schmucke, vergoldete Bronzegussmedaille. Sie zeigt auf der einen Seite ein Brustbild der hl. Margareta mit der Umschrift MARGARITA ORA PR[O] NO[BIS] und auf der anderen Seite ein Brustbild des Christus mit der Umschrift SPECIOSUS FORMA PRAE FILIIS HOMINUM (Psalm 44/45 Vers 3).

Solche Anhänger standen in besonderer Beziehung zu ihrem Besitzer. Sie dienten beispielsweise als Namens- oder Schutzpatron-Medaillons. BD

Literatur:

Frei Urs-Beat und Bühler Fredy, Der Rosenkranz, Andacht - Geschichte - Kunst, Bern 2003, S. 38 f, S. 186, S. 471.



Exvotos

1	2	3	4	5
1751	1758	1762	1773	1831
Pfarrkirche Galgenen				
Öl auf Holz				
13,3 x 9,8 cm	34,8 x 26,5 cm	16 x 13,7 cm	15,3 x 12,8 cm	25,7 x 21 cm
Sammlung Wyrsh				
W 279	W 282	W 281	W 280	W 283

Unter einem Exvoto, lateinisch «ex voto» «aus einem Gelübde», versteht man ein Votiv- oder Weihebild oder ein Objekt, das zusammen mit einer Fürbitte, Buss- oder Dankeswallfahrt gestiftet wurde. Das Votivbild ist kleinformatig, meist auf Holz gemalt, später auch auf Leinwand oder hinter Glas. Das Exvoto wurde möglichst nahe am Gnadenbild angebracht. Es finden sich auch Kerzen von Gemeindevallfahrten, Fahnen nach einer glücklichen Heimkehr aus dem Krieg oder Krücken nach der Heilung einer Gehbehinderung. Auch plastische Exvotos wurden verwendet, welche kranke Körperteile zeigen, um deren Heilung man betete. Exvotos bedeuteten unseren Vorfahren viel. Aber heute noch sind sie von grosser kultureller, religiöser, volkskundlicher und kunsthistorischer, ja sogar medizinhistorischer Bedeutung.

Das Votivbild besteht oft aus vier Elementen: 1. die überirdische Macht, die angerufene Person, das Gnadenbild, 2. der Votant, der sich empfiehlt, 3. der Votationsgrund, das Geschehen also, wo auch eine Gebärde auf den Grund verweisen kann und 4. der «ex voto»-Formel mit der Jahreszahl.

Vier der fünf Exvotos zeigen Maria mit dem Jesuskind als angerufene Patronin. Im ältesten kniet eine junge Frau mit ihrem Rosenkranz unter dem Wolkenvorhang vor dem Gnadenbild «Maria-Hilf». (1)

Im zweitältesten kniet ein Ehepaar in vornehmer Kleidung mit zwei Knaben unter dem Vorhang in einer sehr ähnlichen Darstellung. In Galgenen bestand seit 1690 eine Bruderschaft und ein Altar zu Ehren U.L. Frau von der Erlösung der Gefangenen. Das Gnadenbild, eine gekrönte Maria mit Zepter und dem sitzenden Kind auf dem Arm, zeigt eine starke Verwandtschaft mit der Darstellung der Muttergottes in Niederrickenbach NW. (2)

Die dritte Darstellung weicht ab, da der Mann mit dem Kreuz über seinem Kopf ohne Vorwand gegenüber dem Gnadenbild im Wolkenkranz kniet. (3)

Im vierten Exvoto kniet eine junge Frau mit ihrem Wickelkind vor Maria. Das Empfehlen totgeborener Kinder ist ein bekanntes Motiv. Vor dem Marienbild wurde die Messe gefeiert und um ein Lebenszeichen des Kindes gebetet, was sich in einem Zucken oder Erröten des Gesichts zeigen konnte. Sofort wurde das Kind getauft, und man hatte einen Fürsprecher im Himmel. (4)

Das jüngste Exvoto dankt dem heiligen Josef und stammt vom Josefsaltar der Pfarrkirche Galgenen. Der Bittsteller fehlt. Im Wolkenkranz thront Josef mit dem Jesuskind im Arm und die Inschrift erläutert: «Durch die Fürbitt des h: Josephs ist geholfen worden. anno 1831». (5) JFW

Literatur:

Ronner Christel: Ex Votos in der March, Marchringheft 17, Lachen 1978.



1



2



3



4



5

Hinterglasgemälde

Hl. Joseph:

Um 1800

Evtl. aus südböhmischem Bereich

Ei-Tempera auf Glas, profiliertes alter Holzrahmen (braun)

34,3 x 23,1 cm o. R.

Sammlung Wyrsh, W 98

Mater Dolorosa:

Um 1900

Vermutlich aus Schwarzwald/Elsass

Öltempera auf Glas, profilierter Originalholzrahmen (rot übermalt)

31,2 x 23,5 cm o. R.

Sammlung Wyrsh, W 176

Eigentliche Raritäten bilden die acht Hinterglasgemälde, die Pfarrer Wyrsh meist in Galgener Bauernhäusern erwarb. Diese dienten in den Herrgottswinkeln der Bauernstuben der frommen Andacht. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, entstanden solch volkstümliche Hinterglasbilder. Damals entwickelten sich Werkstätten, die in kurzer Zeit tausende dieser Werke herstellten. Zu den Zentren zählten Bayerisch Schwaben, Oberbayern und der Oberammergau, Niederbayern mit Raimundsreuth, Schlesien, Böhmen, Österreich mit Sandl, aber auch das benachbarte Elsass und der Schwarzwald. Grossfamilienbetriebe und teilweise auch anonyme oder berufstätige Maler fertigten die Mehrzahl der Bilder. Hausierer setzten die Endprodukte im nahen Umkreis ab, den weiteren Vertrieb bis in entfernte Gegenden übernahmen Marktfahrer und Händler. Aus diesem Umfeld stammen auch die Hinterglasgemälde des Marchmuseums.

Bei der Darstellung des hl. Josef mit Kind in ovalem Bildfeld und mit ornamentartigen Rosengebilden in den Ecken

handelt es sich um das qualitativ schönste Beispiel. Vermutlich stammt es aus dem südböhmischen Bereich. Der hl. Josef, Nährvater Jesu, galt als beliebter Namenspatron in den katholischen Ländern. Seit der barocken Zeit pflegte man ihn mit dem Kind im Arm und mit der Lilie als Keuschheitssymbol abzubilden. Das mit deckenden Farben in umgekehrter Reihenfolge der Malschichten ausgeführte Gemälde zeichnet sich durch gekonnt gemalte, prägnante rötliche Konturen aus. Charakteristisch ist die flächenbetonte, schematische Darstellung. Beeindruckend sind die farblichen Nuancen wie das dominante Lachsrosa oder die helleren und dunkleren Blautöne. Mit Goldbronze und Muschelgold hervorgehobene Linien und Tupfen oder das goldfarbene Krönchen und der Lilienzweig unterstreichen den geheimnisvollen, ikonartigen Zauber des Bildes.

Häufig waren im Herrgottswinkel die beiden Pendants Ecce Homo und Mater Dolorosa anzutreffen. Als deren Grundvorlagen galten die Andachtsbilder des 17. Jahrhunderts der italienischen Meister Guido Reni und Carlo Dolci. Wie bei Carlo Dolcis Erfolgstaafel in der Eremitage neigt die leidgeprüfte Gottesmutter ihr Gesicht unter überhängendem Kopftuch leicht zur Seite. Bei der Variante des Museums handelt es sich zudem um eine auf alt gearbeitete Nachbildung eines vermutlich elsässisch-schwarzwäldischen Originals. Denn die medaillonartige Formung des beschrifteten Brustbildes und die bunte, biedermeierliche Blumenzier vor schwarzem Hintergrund gehören zu den prägenden Elementen dieser Gegend. BD

Literatur:

Brückner Wolfgang, Elfenreigen – Hochzeitstraum, Die Öldruckfabrikation 1880–1940, Köln 1974, S. 83 ff.

Jolidon Yves, Hinterglasgemälde u. Glasmalereien in der Sammlung Dr. Edmund Müller, Kostbarkeiten aus dem Dolderhaus in Beromünster, Heft 8, Beromünster 2006, S. 7.



Hl. Joseph mit Kind



Mater Dolorosa

Fatschenkind

Gegen 1900

Aus Siebner Bauernhaus

Kind: Wachs gegossen, bestickte Stoffbänder, Gaze

Spanschachtel: Holz, Papierüberzug

6,5 x 31,5 x 11 cm

Sammlung Marchring, MR 218

Zu den charakteristischen Objekten der religiösen Volkskunst einer katholischen Gegend zählen die sog. «Schönen Arbeiten». Dabei handelt es sich um Andachtsgegenstände, die vorwiegend in Frauenklöstern entstanden. Die Nonnen fertigten sie aus nicht kostspieligen Materialien wie Stoff, Pergament, Papier, Draht oder Wachs. Doch schmückten sie die zu verehrenden Objekte mit viel Phantasie. Sie fassten diese beispielsweise mit glänzendem Gold- und Silberschmuck aus Draht oder Papier ein. Bunte Perlen, Pailletten, farbige Steine und Glasperlen erhöhten das Schimmern und Glitzern der prächtigen Schaugebilde, die sie in selbst gefertigte, rahmende Kästchen legten. Solche aus in-niger Frömmigkeit entstandenen Werke wurden an Verwandte und Gönner verschenkt und in ärmeren Klöstern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch zum Kauf angeboten. Zu den beliebtesten Motiven dieser Klosterarbeiten zählte das Jesuskind.

Seit der Antike bis weit ins 19. Jahrhundert pflegte man den Säugling so mit Bändern zu umwickeln, dass er sich kaum bewegen konnte. Damit hoffte man ein ruhiges Verhalten und einen ebenmässigen, geraden Körperwuchs zu erreichen sowie das Kleinkind vor Stössen zu schützen. Erst im 18. Jahrhundert erkannte man die schädigende Wirkung dieser Methode und gab sie allmählich auf. Dieser Wickelbrauch wurde bei der Darstellung des Christkindes übernommen und man bezeichnete es als Fatschenkind (ital. fasciare – umwickeln). Fatschen-Jesuskinder

wurden zur Weihnachtszeit nicht nur in Klöstern, Kapellen oder Pfarrkirchen aufgestellt, sondern fanden in den Herrgottswinkeln der bäuerlichen Stuben ihren Platz. In vielen alpenländischen Familien bildeten sie den Mittelpunkt des weihnachtlichen Geschehens. Aus einer solch bäuerlichen Umgebung stammt auch das Museumsbeispiel.

Bei diesem liegt das Christkind in einer einfachen, mit Papier bezogenen, längs-ovalen Spanschachtel mit Glasdeckel. Die Figur besteht aus einer gegossenen Wachsbüste. Das Wachsköpfchen des Neugeborenen wird von einem papiernen, goldfarbenen Strahlenkranz hinterfangen und von Kunstblumen und -blättern umgeben. Das Fussende umschliesst verhüllende Gaze. Der Körper ist in weisse Bänder mit bunter Paillettenstickerei und Spitzenbesatz gewickelt. Die glänzenden Pailletten heben sich wirkungsvoll vom hellen Weiss der Bänder und ihrer reichen Spitzenzierde ab. Mittels solcher Verschönerung wird aus dem einfachen Schaugebilde ein liebenswertes Erzeugnis einer volkstümlichen Frömmigkeit, die noch weit ins 20. Jahrhundert hinein fortlebte.

BD

Literatur:

Keller Rolf, Tobler Mathilde, Dittli Beat, Museum in der Burg, Bau, Sammlung, Ausgewählte Objekte, Zug 2002, S. 57.

Tobler Mathilde, Klosterarbeiten, in: Kostbarkeiten alter Zeiten aus dem Kloster Eschenbach, Separatdruck der Cistercienser Chronik, N. F. 157/158, Jg. 89, 1982-3/4.



Totenandenken

Um 1869

31 x 36 x 5,5 cm m. R.

Sammlung Marchring, MR 498

Das Bedürfnis, die wichtigsten Lebensstationen wie Geburt, Hochzeit und Tod in bleibendem Gedächtnis zu behalten, äussert sich auch in volkskundlichen Arbeiten.

Der Tod war früher allgegenwärtig. Er bedeutete den Endpunkt der irdischen Existenz und Durchgang zu einem jenseitigen Leben. Man gedachte der Toten in vielfältigster Weise, beispielsweise mit Epitaphien, Grabmälern und Grabkreuzen, Sterbebildchen, Haarbildern oder mit von Klosterfrauen oder selbst gefertigten Totenandenken. Totengedenktafeln oder -kästchen hingen neben anderen Erinnerungstücken im Herrgottswinkel der Bauernstube. Vermutlich handelt es sich beim Museumsbeispiel um eine Klosterarbeit.

In einem mit blauem Papier ausgelegten verglasten Wandkästchen mit vergoldetem Holzrahmen wird durch mit Moos, vereinzelt Kunstblumen und Schneckenhäuschen bereichertes grünes Knitterpapier eine Landschaft evociert. In dieser zelebrieren verschiedenste Objekte die Erinnerung oder haben mit Tod und Auferstehung zu tun. Die Efeuranke, der goldfarbene Anker sowie die gesenkte Fackel oder die Trauerweide mit Blütenbusch aus Haargeflecht, Wachstauben und gläsernen Tränengebilden sind beispielsweise Symbole einer durch den Tod gelösten, doch erinnerungswerten Freundschaft. Diese umgeben ein Denkmal aus Porzellan, auf dem die tröstenden Worte «Trennung / ist unser / Loos, / Wiedersehen / unsre / Hoffnung.» vermerkt sind. Auf einem gedruckten Formular in Form eines offenen Buches sind auf der einen Seite die Personalien des Verstorbenen handschriftlich eingetragen: Kir-

chenvogt C. A. Donner (1791–1869), teilnehmend geweiht von seinem Sohn u. Töchtern. Auf der anderen Seite steht ein gedrucktes Abschiedsgedicht:

*Nur Schlaf ist ja des Menschen Tod,
Er schaffet Ruh' dem Müden,
Befreit ihn von jeder Noth,
Bringt ihn zum ew'gen Frieden.
Weint, Freunde, nicht! denkt: Wiederseh'n!
Die Todten werden auferstehn'.*

Auf ein jenseitiges Leben verweist zudem das hochsteigende Brückenwegchen mit weissem Porzellanengelchen. Eine kleine weisse Kapelle bereichert die mit symbolischen Anspielungen angereicherte Landschaft. Diese Symbole, Motive und Verse sind gleichsam Kürzel einer Empfindsamkeit beziehungsweise Leid- und Gefühlszeichen einer Anteil nehmenden Verbundenheit, die den Menschen des 19. Jahrhunderts noch geläufig waren, und die man damals in Stickbildern, Freundschaftsgraphiken, Stammbuchblättern, Grabdenkmälern oder Sterbebildchen eintrug. Auch Totengedenkbilder aus menschlichen Haaren geformt, entstammen einer solch empfindungs- und erinnerungsfreudigen biedermeierlichen Atmosphäre. Denn die Haare eines geliebten Menschen im Andenkenbild verknoten die Freundschaft, auch wenn der irdische Tod sie auf Erden löste.

BD

Literatur:

Metken Sigrid, Die letzte Reise, Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern, München 1984, S. 358 ff.

Jesus und die Kinder

1807

Johann Heinrich Lips (1758–1817)

Kupferstich

Bild 40 x 29,5 cm, mit Holzrahmen 63,8 x 51 cm

Sammlung Marchring, MR 2621

Das Thema der Kindersegnung wurde um 1800 öfters dargestellt und erreichte durch Repliken und Reproduktionen der Bilder Friedrich Overbecks und der Marie Ellenrieder bisher unbekannte Popularität. Auch Johann Heinrich Lips (1758–1817) hatte sich mit diesem biblischen Motiv in unterschiedlichen Varianten beschäftigt. Der in Kloten geborene, junge Künstlerdilettant begegnete Caspar Lavater, der zu seinem eigentlichen Ziehvater wurde. Lips wurde neben J. R. Schellenberger (1740–1806) der wichtigste Mitarbeiter an Lavaters Seite und war auch an der Illustration zu Lavaters berühmtestem Werk «Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe» (1775–1778) beteiligt. Dieses Hauptwerk begleiteten prominente Persönlichkeiten wie J. W. von Goethe oder J. G. Herder. Es ging Lavater dabei hauptsächlich darum, den Menschen zu erforschen und dessen Charakter aus Gesichtszügen und Körperformen abzuleiten. Dabei spielte das Christusbild eine zentrale Rolle, denn Lavaters Physiognomik stand unter dem biblischen Motto, dass Gott den Menschen sich zum Bilde schuf. Christus galt ihm als Keim und Urbild jedes Menschen und in jedem Antlitz trachtete er deshalb danach, dessen Spuren zu entdecken. Jedoch traute er niemandem zu, ein wahres Abbild dieses vollkommensten Urbildes herstellen zu können. Bei den Versuchen, diesem Ziel näher zu kommen, spielte das Profil eine wichtige Rolle. Auch Lips gab in den Kindersegnungen den thronenden, segnenden Christus in Profilansicht wieder.

Beim Museumsbeispiel, einer Schenkung von Klara Würmle-Hug, ist unter dem Titel «Jesus und die Kinder» der Vers aus dem Matthäus-Evangelium (Mt 19,14) zitiert: «Lasset die Kinderlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich der Himmel.» So sind denn bei Lips Darstellung die Kinder in den Mittelpunkt gerückt. Christus in Profilansicht hingegen erscheint erhöht sitzend und mit segnender Gebärde als lehrende Autorität. Dementsprechend wehrt Petrus mit erhobener Hand und finsterem Blick die Mütter- und Kinderschar ab. Die Gesichter der Kinder aber, vor allem jenes auf Jesu Schoss, widerspiegeln in romantischem Sinn vertrauensvolle Unschuld. Ihre edlen und schönen Mütter sind durch Haltung und Ausdruck individualisiert. Johann Heinrich Lips brachte diesen Auftritt möglichst gross in den Vordergrund und setzte ihn vor einen architektonischen Hintergrund.

Seine Grafiken gehörten einst zu den begehrtesten, sie zeichnen sich durch virtuose Genauigkeit und gute Komposition aus. Aus seinen Gesichtern und Porträts spricht individuelles Sein. Er durchleuchtete seine Wesen und begriff sie wie sein Mentor als individuelle Geschöpfe des Herrn. BD

Literatur:

Ausstellungskatalog, Angelika Kaufmann (1741–1807) – Marie Ellenrieder (1791–1863), Malerei und Graphik, Konstanz 1992, S. 109 ff.

Johann Caspar Lavater – das Antlitz, eine Obsession, Zürich 2001, S. 194.

Kruse Joachim, Johann Heinrich Lips (1758–1817), Ein Zürcher Kupferstecher zwischen Lavater und Goethe, Coburg 1989, S. 132 f.



Kreuzigung

1984

Mathias Rusch (1927–2003)

Radierung auf Büttenpapier, mit Aquatinta kombiniert

Épreuve d'artiste, Aufl. 39 Expl., handschriftlich signiert

Bild: 40,5 x 27 cm, Blatt: 53,7 x 37,2 cm

Sammlung Marchring, MR 2786

Der in Siebnen aufgewachsene Kunstmaler Mathias Rusch (1927–2003) zählt zu den anerkannten Künstlern von regionaler Bedeutung. Seine technischen Grundlagen holte er sich bei den Kunstmalern Karl Theodor Huber (1889–1961) und Georg Weber (1884–1978) und an der W. D. Academy of Art in London. Erst in den 1970er und 1980er Jahren glückte ihm der eigentliche künstlerische Durchbruch mit Ausstellungen in Paris, London, den USA und der Schweiz. Mathias Rusch erprobte unterschiedlichste Techniken und Stile, dazu zählte auch der grafische Bereich. Seine Radierungen bezeugen sein handwerkliches Können, das er der Aussage entsprechend einsetzte.

Bei der mit Aquatinta kombinierten Radierung der Sammlung, die der Künstler selbst fertigte, handelt es sich um eine Épreuve d'artiste. Die Darstellung trug ursprünglich den Titel «Über den Wolken». Als zentrale Gestalt schwebt der gekreuzigte Christus hoch über den Wolken im ausserirdischen Bereich. Weitere Personen sind mit seinem gekreuzigten Leib vereint. Im Bildvordergrund sind drei Figuren erkennbar, in der Mitte ein Harlekin, umgeben von einer Frauengestalt und einem Tänzer mit schwarz-weiss gestreiftem Oberteil. Feine Linien überziehen das Bild, einige zentrieren sich auf die weisse Sonnenscheibe oder auf die durchbohrten Hände des Christus. Andere bilden gleichsam die Verbindung zwischen oben und unten, zwischen dem lichten, himmlischen Bereich und dem dunklen, irdischen unter der kleinen Mondsichel am unteren

Rand des Bildes. Hinter diesem Liniengewebe schwebt in kraftvoll expressiven Strichen der surrealistisch überdimensionale Kruzifixus mit seinen ausgebreiteten Armen und den von Nägeln durchbohrten Händen. Sein Körper ist ohne Schattenpartien und der Kopf nach unten gedrückt. Die Schulterpartie wird nach oben gepresst und die Arme sind nach oben gezogen, wie wenn er auf ihnen den Kosmos zu tragen hätte.

Die Kreuzesthematik und die Clownfigur sind immer wieder in den Werken von Mathias Rusch anzutreffen. An Harlekin, Gaukler und Clown haben Künstler im 20. Jahrhundert ihre eigene konfliktreiche Existenz gespiegelt. Mathias Rusch selbst formulierte diesen Sachverhalt mit folgenden Worten: «Wir Menschen wollen immer das Grösste und Beste und wollen von Höhepunkt zu Höhepunkt hüpfen. Wir sind wie Artisten am Trapez, vollbringen die gewagtesten Sprünge und hoffen, nicht zu fallen. Aber wir müssen auch fallen können, auf Christus.» Solche Gedanken widerspiegeln seine stete Auseinandersetzung mit dem menschlichen Dasein und spielen zudem auf seine tiefe Verwurzelung im christlichen Glauben an. BD

Literatur:

Rusch Mathias, in: Kulturschaffende im Kanton Schwyz. Eine Dokumentation über Künstler und Künstlerinnen, Schwyz 1993.

«Zum Gedenken – Mathias Rusch, Siebnen», in: March-Anzeiger vom 27. November 2003, Lachen 2003.



H. Busch



Leben und Wohnen

Leben und Wohnen gehören zur Kultur des Menschen. Mit Leben sind hier nicht die biologischen Vorgänge, sondern die Art des Daseins gemeint. Für eine Mehrheit der Bewohner der March darf man wohl erst ab dem 19. Jahrhundert von Wohnen im heutigen Sinn reden. Einzig die Behausungen einer kleinen Oberschicht ermöglichten vorher ein bequemes Wohnen. Zu Recht wird dann «das 19. Jahrhundert wie kein anderes als wohnsüchtig» von Walter Benjamins «Passagen-Werk» bezeichnet.

Können Sie sich vorstellen, ohne Zentralheizung, ohne fliessendes warmes und kaltes Wasser, ohne Bad oder Dusche, ohne elektrisches Licht zu leben und zu wohnen? Alle diese Annehmlichkeiten sind Errungenschaften neuester Zeit.

Auch für Leben und Wohnen wirkte die March weit über ihre Grenzen hinaus. Bis weit ins 19. Jahrhundert lebten die meisten Leute in der March als Bauern. Gerade sie entwickelten und veredelten viele Möbel von den einfachen bäuerlichen Truhen zu den Schränken. Mit wachsenden finanziellen Möglichkeiten, aber auch mit eigenem handwerklichem Geschick entstanden schöne und typische Möbel und Einrichtungsgegenstände.

Der Tüchel erinnere daran, dass fliessendes Wasser in Küche und Badezimmer, das für uns alle so selbstverständlich ist, erst vor hundert Jahren eingeführt wurde. Vorher musste das Wasser am Dorfbrunnen geholt, mühsam ins Haus getragen, verteilt und sparsam genutzt werden. Zudem war kein warmes Wasser vorhanden, ausser es wurde extra im Holzfeuer geheizt. Das tägliche Bad oder die Dusche waren also mit grossen Vorarbeiten verbunden. Waschen war harte Knochenarbeit, ohne Waschmaschine, mit vorbereiteter Lauge, mit Schrubben und Spülen.

Das Bauernbuffet spricht die Sprache des einfachen Mannes, der bemalte Bauernschrank diejenige des künstlerisch veranlagten

Bauern, der den Stil der Oberen nachahmte. Die Truhe aus Sieben zeigt die Entwicklung von Möbeltypen, entwickelten sich doch die Möbel aus der tragbaren Truhe zum Schrank. Noch im Mittelalter gehörte selbst das Haus zu den Mobilien und nicht zu den Immobilien. Das Jugendstilbuffet der Möbelfabrik Stählin zeigt uns die Hochblüte der Möbelproduktion in der March, welche vor gut hundert Jahren begann, Massengüter zu produzieren, die für viele Leute erschwinglich wurden und zur Wohnkultur viel beitrugen. Wie hilflos standen die Leute damals mit dem Feuereimer von 1842 einem Brand gegenüber, dem wir heute sogar mit modernsten Mitteln oft kaum beikommen? Wie viel Kraft erforderte die Arbeit mit dem Brennholz, das wohlige Wärme spendete, mit dem Zappi, wo heute Maschinen diese Schwerarbeit verrichten?

Das geflochtene Reisekörbchen gehörte Martina Mächler aus Innerthal, die es für den Kirchgang benutzte. Als belegt gilt, dass früher schon einige Leute immer wieder ins Bad Pfäfers zur Badekur reisten. Als Luxus galt die Sackuhr. Die Zeit massen früher einzig Sonnenuhren, später die Uhren am Kirchturm, die meist täglich vom Sigristen nach der Sonnenuhr gerichtet wurden.

«Tempora mutantur et nos mutamur in illis». Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen, sagten bereits die Römer. Besonders in Lebensstil und Wohnkultur gilt dies, wie die wenigen Beispiele belegen. Ein nachdenkliches Betrachten dieser Gegenstände und ein Vergleich zu heutigen Lebensumständen bereichern und machen dankbar.

JFW

Teuchel

Alter unbekannt

*Gefunden in Lachen, Herrngasse,
bei Kanalisationsarbeiten 1976*

Holz, Baumstamm ausgehöhlt

a) 37 x 47 cm, b) 23 x 20 cm

Sammlung Marchring, MR 896 a, b

Wasser ist die Quelle des Lebens. Europa und speziell die Schweiz sind von Natur aus wasserreich. Dennoch steht nicht in ausreichendem Masse dort Wasser zur Verfügung, wo es benötigt wird. Von den Römern kennen wir die Aquädukte, wörtlich Wasserführer, gewaltige Kunstbauten, welche sogar Täler überquerten. Auch im Mittelalter wurde Wasser befördert, in Röhren und ganzen Systemen, was besonders die Klöster beherrschten. Das Kloster Einsiedeln soll bereits 934 Quellwasser zum Frauenbrunnen geleitet haben. Zürich baute 1430 über fünf Kilometer die Albisrieder-Leitung zu den Stadtbrunnen.

Um 1500 war der Wasserverbrauch verhältnismässig gering. Im häuslichen Bereich benötigte man Wasser vorwiegend zum Kochen und Trinken, zum Waschen von Händen und Geschirr und zur Reinigung der Wohnung. Die Wäsche wurde an besonderen Waschplätzen besorgt. Man badete an Badeplätzen oder in Badehäusern. Mehr Wasser verbrauchten einige Gewerbebetriebe und natürlich die Bauern für ihr Vieh.

Das Wasser holten die Leute am Brunnen im Dorf oder vor dem Bauernhaus, wohin es ab der meist nahe gelegenen Quelle geleitet wurde. Die Leitungen bestanden aus Holz, den so genannten Teucheln, im Dialekt Tüchel genannt.

Die Renaissance verbesserte die Technik und förderte die Brunnen überall. Dorfbrunnen sind in Lachen mit dem

Rathausbrunnen schon um 1507 fassbar, der «Gallenbrunnen» auf der Egg in Tuggen bereits im 15. Jahrhundert. In Siebnen überwacht um 1619 eine Brunnengenossenschaft den Löwenbrunnen, in Buttikon regelt 1643 ein Vertrag den Unterhalt des Brunnens zwischen Genossen und Ungenossen. Eine Brunnenordnung sorgt 1645 in Tuggen für die Brunnenhygiene beim ehemaligen Rössli. Im 18. Jahrhundert sind in Lachen bereits drei Dorfbrunnen erwähnt, und 1750 erstellt sogar ein Privater eine Wasserleitung aus Tücheln.

Die Teuchelherstellung war ein exaktes Handwerk. Den viele Meter langen Baumstamm bohrte man von beiden Seiten mit einem speziellen Teuchelbohrer auf. Das Holz wurde im Boden durch Wasser, Erde und Kalkablagerungen steinhart.

Die modernen Wasserversorgungen mit Leitungen direkt ins Haus entstanden in der March erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Lachen 1903, Tuggen 1905). Die neuen Leitungen ersetzten die Teuchel. Damit entfiel das mühsame Wassertragen vom Brunnen und erleichterte besonders den Frauen das Leben. Der Wasserverbrauch stieg dann an.

JFW

Literatur:

Hoffmann Albrecht (Hg.), Die Wasserversorgung in der Renaissance, Geschichte der Wasserversorgung Bd. 5, Mainz am Rhein 2000.
Vischer Daniel, Wasser, Quelle des Lebens, Stäfa 2004.



MR 896 a



MR 896 b

Waffeleisen

1589

Schmiedeeisen, graviert

Gesamtlänge 75 cm

Durchmesser der Platten 15,7 cm

Sammlung Marchring, MR 3496

Die beiden runden Platten des Waffeleisens sind je mit den Wappen Gallati (Gämsgeweih) und Gugelberg (steigende Gämsse) kunstvoll graviert. Am Rand gravierte Majuskel-Umschrift:

«HOVPT(mann) CASPAR GALLATI VO(n) GLARVS RITTER
K(öniglicher)M(ajestät)ZV(o)FRANC(rich)VNDF(ürstlicher?)
DVRCHL(aucht?) VO(n) ANYAN (Anjou?) GEWESNER FELD
OBERIST DER EIDGNO(ssischen) REGI(menter) 1589»

«VERENA GVGELBERGIN SIN EELICHER GMAHEL ANNO
DOMINI 1589»

Wappen und Inschrift beziehen sich auf den berühmten Hauptmann Kaspar Gallati (um 1535–1619), von Glarus, der während über 60 Jahren vier französischen Königen diente, zuletzt als Oberst der königlichen Leibgarde. Er wurde 1587 von Heinrich III. zum Ritter des St. Michaelsordens geschlagen.

Dass Verena Gugelberg die Gemahlin dieses erfolgreichen Militärunternehmers war, lässt das Ansehen der Familie Gugelberg von Lachen erahnen. Mehr zu ihrer Herkunft als «von Lachen» ist leider nicht zu erfahren, weshalb wenigstens dieses «eherne Denkmal» im Marchmuseum an diese bedeutende, jedoch im 18. Jahrhundert ausgestorbene Märchler Familie erinnern soll.

Kaspar Gallati und Verena Gugelberg stifteten 1612 das Näfeler Beinhaus. Es sind die Grosseltern von Oberst Kaspar

Freuler (um 1595–1651), Nachfolger seines Grossvaters in französischen Diensten, der in seiner Heimat einen der grossartigsten Paläste des 17. Jahrhunderts baute. In diesem herrschaftlichen Haushalt wird unser Waffeleisen über Generationen zum «Kücheln» von Waffelgebäck gedient haben, das den Gästen an Festtagen zum Dessert oder zu einem Trunk gereicht wurde und bei näherer Betrachtung Anlass gab, den Ahnenstolz zu pflegen.

Die Teigmasse aus Butter, Weissmehl, Rahm und Eiern wurde zwischen den am Herdfeuer erhitzten Eisenplatten gebacken. Unser Objekt ist ein so genanntes Zangenwaffeleisen, wovon in Deutschland und der Schweiz zahlreiche Beispiele seit dem 15. Jahrhundert erhalten sind. Sie tragen neben Sprüchen und weltlichen oder religiösen Symbolen vielfach Allianzwappen und unterstreichen damit den Zusammenhang mit familiärem und häuslichem Brauchtum.

Das Waffeleisen ist ein Geschenk von Ueli Blöchliger aus dem Nachlass seines Vaters Alois Blöchliger-Kuster (1897–1979), ehem. Spitalverwalter, Uznach. Dieser erwarb es aus dem Nachlass der «Fräulein» Marie Leiter (1856–1933) in Uznach, deren Mutter Josefine geb. Henner mit den letzten Inhabern des Freulerpalastes verwandt war, wodurch nach dem Verkauf des Palastes (1841) Familienandenken und Teile des Familienarchivs als Erbschaft zu Leiters nach Uznach gelangten. AJ

Literatur:

Davatz Jürg, Der Freulerpalast in Näfels. Museum des Landes Glarus, Glarus 1995.

Henkel Ellen N., Wunderbare Waffeln. Kulturgeschichte eines Gebäcks aus dem Waffeleisen (Veröffentlichung des westfälischen Freilichtmuseums Detmold), Essen 2003.

Jörger Albert, 600 Jahre Genossame Lachen, Lachen 2006, S. 150 f.

Mogensen-Gallati Mogens, 500 Jahre Genealogie und Geschichte des Glarner Geschlechtes Gallati, Arbon 1984.



Wappen Gallati
(seitenverkehrt abgebildet)

Wappen Gugelberg
(seitenverkehrt abgebildet)



Bauernbuffet

1782

Galgenen, Brasmannwiese, Hinterberg 19

Holz: Tanne, Nussbaum, Buche

210 x 132 x 38 cm

Sammlung Wyrsh, W 1

Als in Häusern des zu Wohlstand und Selbstbewusstsein gelangten Stadtbürgers das Buffet zum Schaumöbel für wertvolles Geschirr wurde, ahmten dies die Bauern nach. Das vorliegende typische Bauernbuffet, das in seiner Machart von einem begabten Bauern selbst hergestellt wurde, zeigt die typischen Stilmerkmale schweizerischer Barock-Buffets.

Das vorgestellte, 1782 datierte Buffet diente in der besseren Stube als Anrichte mit Giessgefäss und zur Aufbewahrung von Tafelgerät. Das Aneinanderreihen mehrerer Fassadenelemente, wie es für das schweizerische Buffet im Barock typisch ist, weicht von der Symmetrie ab, die im Barock gesucht wird.

Das Buffet war im Bauernhaus eingebaut. Den oberen Kranz schmückt die eingelegte Jahreszahl 1782. Der symmetrische Oberteil prunkt mit zwei gefüllten Türchen mit einem reichen, den Barock charakterisierenden Ornament. In der oberen Wölbung sind Muscheln des Rokoko angetönt. In der Mitte findet sich das Geheimfach. Mit einem einfachen, aber effizienten Mechanismus wird es verschlossen.

Der Mittelteil straft die Symmetrie. Links findet sich die Anrichte mit drei kleinen, verzierten Schubladen. Unterteilt von einer der drei geschwungenen, leichten Stützen, welche den Aufsatz tragen, befindet sich rechts der Wasserteil mit dem fehlenden, meist verzierten Giessgefäss aus Zinn.

Der Unterteil, in der Höhe wiederum asymmetrisch, nimmt in beiden Türchen die Symmetrie wieder auf. Die Schublade und beide gestemmen Türchen hinken mit barock verzierten Füllungen dem Prunk des Oberteils nach.

Die Ausführung ist in Handwerkstechnik und in Verwendung von mindestens drei Holzarten der Werkstatt eines Bauern zuzuschreiben. Dem Möbel fehlt die für Herrschaftshäuser repräsentative Feinheit und Eleganz. Grob und un gelenk, eher wuchtig und unharmonisch kommt es daher. Dennoch war es eine Zierde eines gehobenen Bauernhaushaltes und betont das gegen Ende des 18. Jahrhunderts gesteigerte Selbstbewusstsein der Mittelschicht in ländlichen und gebirgigen Gegenden.

Das Möbel belegt den Sammler Wyrsh, der viele solche repräsentative Möbel mit bäuerlichem Charakter vor Antiquaren und der Zerstreuung in alle Winde und ebenso vor dem Feuer bewahrte, kehrte doch damals «Das Neue» in die hinterste Bauernstube ein und zerstörte deren ureigenen Charakter.

JFW



Lichthäuschen

Vermutlich um 1720

Seefund bei Nuolen

Sandstein, gehauen, Türchen fehlt

33 x 22 x 17 cm

Sammlung Marchring, MR 856

In einem Brief an Prof. Dr. phil. Leonhard von Muralt vom 4. März 1960 berichtete Attilio Wichert (1912–1963), man habe das Lichthäuschen «vor Jahren» aus dem See bei Nuolen gezogen. In einem späteren Zeitungsbericht erwähnte man, dass es anlässlich der grossen Baggerung am See gegen den Buechberg entdeckt worden sei. Dieses Häuschen aus Sandstein besitzt die Form einer kleinen Kapelle mit sechseckigem Grundriss. Die Lichtnische war mit einem ursprünglich noch vorhandenen Schmiedeisentürchen verschlossen. Das umschliessende Gehäuse ist mit reichen Fruchtgehängen und dem Vollwappen der zürcherischen von Muralt geschmückt. Dieser evangelische Zweig der aus Locarno stammenden de Muralto musste die Heimat aus Glaubensgründen verlassen und zählte bald zu den wohlhabendsten Bürgerfamilien der Stadt.

Tabernakelartige Lichthäuschen wurden einst als Totenleuchten gebraucht und in Zürich vor allem in nachmittelalterlicher Zeit als profane Lichtsteine benutzt. Denn in vorindustrieller Zeit war die öffentliche Beleuchtung auch in Zürich spärlich. Das Alltagsleben der Stadtbewohner richtete sich damals nach der natürlichen Helligkeit. Abends pflegten Hausbewohner gleichsam Laternen oder sog. Lichthäuschen mit Windschutz im Hausgang oder vor dem Haus als Positionslichter aufzustellen. Letztere schmückte man nun der bürgerlichen Dekorationslust entsprechend mit Girlanden und Wappen. Um ein solches profanes Beispiel mit reichem, plastischem Schmuck handelt es sich auch beim Museumsexemplar.

170

Das prächtige Wappen auf der Gehäuserückseite entspricht dem Wappen des Stiftungsbriefes von 1720. Auf dem Schild ist eine Doppelturmfassade als Ruine dargestellt, zwischen den Türmen steht eine Lilie, drei weitere umgeben die Fassade. Im Zimier hält die Schachkönigin in der einen Hand die erwähnte Doppelturmfassade, in der anderen eine Gleve (Waffe) sowie einen Schild mit Sonne. Letzteres spielt auf die legendäre Abstammung der Muralti vom hochadeligen französischen Geschlecht der Comtes de Clairmont an.

Dergestalt wird das Wappen gleichsam zum Abzeichen der Familie und ihres gesellschaftlichen Standes. Die reichen seitlichen Fruchtgehänge mit den exotisch anmutenden Granatäpfeln hingegen präsentieren sich in naturalistischer, barocker Üppigkeit. Sie besitzen aber keine tiefere Bedeutung und sind rein dekorativ aufzufassen, denn Zierwerk und Wappen des Lichthäuschens sollen den Besucher auf die angesehene Familie und ihren repräsentativen Wohnsitz mit entsprechend prunkvollen Gemächern vorbereiten.

BD

Literatur:

Archiv der Familie von Muralt, Staatsarchiv, Zürich, sowie freundliche Mitteilung Dr. B. Stadler.

March-Anzeiger vom 16.7.1963.

Schweizerisches Idiotikon, Bd. 2, Frauenfeld 1885, S. 1716.

Internet:

http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_von_Muralt

<http://hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16232-1-2.php>



Bemalter Bauernschrank

18. Jahrhundert

St. Peterzell SG

Tanne mit Bauernmalerei

185 x 128 x 54 cm

Sammlung Wyrsch, W 269

Im 18. und besonders im 19. Jahrhundert nahm vermutlich der Import von Fertigmöbeln immer mehr zu, bevor die Möbelindustrie in der March Fuss fasste und dann zu einer Hochblüte heranwuchs. So manches Stück, das seit langer Zeit in einem Märchler Haushalt stand oder noch steht, kann durch Erbschaft aus einer anderen Region hierher gelangt sein. So dürfte es mit diesem eintürigen Schrank geschehen sein, der am Lauf beschriftet ist «aus St. Peterzell 1941».

Der eintürige Kasten zeigt uns, dass auch im Bauernhaushalt im 18. Jahrhundert solche Fertigmöbel von kundiger Hand verschönert wurden, indem man sie in typischer Bauernmalerei mit Blumen, Ornamenten und teils sogar mit Landschaften dekorierte. Damit entstand aus dem einfachen Tannenmöbel ein kleines Prunkstück, das in der Wohnung einen Ehrenplatz einnahm und eine gewisse Behaglichkeit und Wärme ausstrahlte. Zudem verklärte die Malerei das einfache, strenge und körperlich harte Arbeitsleben. Ob hier der Kasten unbemalt angeschafft wurde und ein Familienmitglied diesen bemalte oder ob er als bemaltes Serienstück verkauft wurde, muss offen bleiben. Bei individuell bemalten Schränken sind meist Monogramme angebracht mit einer Widmung, Initialen und Lebensdaten der Besitzer. Alle diese Vermerke fehlen, so dass eher eine serielle Fertigung angenommen werden muss. Dennoch handelt es sich um ein individuelles Schmuckstück. Im Innern sind vier Tablare angebracht, was auf die Verwendung als Wäscheschrank hindeutet.

Den Barockkasten mit einer einzigen Türe schmückt das IHS-Monogramm zwischen stilisierten Ranken oberhalb der Türe. Die Malerei ist in grünlichen, rötlichen und bräunlichen Tönen gehalten. Die Türe in der Mitte ist schmal. Die beiden seitlichen Frontwände sind mit einem rechteckigen Band mit stilisierten Blüten und Ranken verziert. Alle Rechtecke enden oben in einem Bogen. Im Türblatt wird der Blumenflor breit umrankt. Im Fuss ist eine Schublade mit einem horizontalen Rechteck verziert, das über die Schublade hinaus reicht. Die Malerei ist grosszügig aufgebracht und zeigt einen Künstler, der in dieser Art geübt scheint.

Schloss und Beschläge sind alt und aus der Zeit des Kastens. Der Sockel ist neu. Oben wurde eine Leiste ersetzt und die Malerei angepasst. Unklar bleibt leider, wie der Kasten in die March kam oder ob ihn Pfarrer Dr. Eduard Wyrsch in St. Peterzell erwarb. Eher dürfte es sich um ein Stück handeln, das mit einer Erbschaft in die March gelangte und hier restauriert wurde.

JFW



Truhe

1671

Siebnen

Verschiedene Hart- und Weichhölzer

82 x 175 x 67 cm

Sammlung Wyrsh, W 82

Truhen gelten als ursprünglichste Form der Möbel. Sie dienten verschiedenen Zwecken. Einmal nahmen sie Kleider auf, ein andermal bargen sie Essensvorräte wie gedörrte Schnitze über den kargen Winter, dann wieder Tafel- und Küchengeschirr und andere Sachen. Sie hatten den grossen Vorteil, tragbar zu sein. Dank zwei Hebeln auf beiden Seiten waren sie von zwei starken Händen leicht zu transportieren. Heutige Schränke werden beim Umzug zerlegt und wieder aufgebaut. Wohl waren Umzüge früher weit weniger häufig als in unserer mobilen, modernen Gesellschaft. Dennoch musste die Habe fahrbar sein, zählte doch im Hochmittelalter sogar das Holzhaus zur Fahrhabe, also zur Mobilität und nicht zur Immobilie.

Die mit roter Jahreszahl «Anno 1671» datierte Truhe ist aus verschiedenen Holzarten gefertigt und reich geschmückt. Die Front ist strikte dreigeteilt mit drei gleichen, rechteckigen Füllungen. Die beiden seitlichen Füllungen sind mit Ornamenten eingekerbt und rot bemalt. Auf der mittleren Füllung prangen die Jahreszahl und rechts die Initialen H K. Die vier Zwischenstücke sind unterschiedlich geschuppt, gekerbt und mit Farbe unterlegt. Diese rechteckige Dreiteilung zeigt Stilelemente der Renaissance. Die ornamentalen, eingekerbten, rot hinterlegten Figuren und die symmetrisch geschweifte, ausgesägte Konsole mit den zwei kreisrunden Ornamenten links und rechts mit der geschweiften Linie in Schwarz deuten den Barock an.

Der Deckel besitzt nur zwei Füllungen. Dafür ist der Rand reich ausgestaltet und geschnitzt. Die Kerben sind mit roter Farbe verziert. Die Holzarbeit der ganzen Truhe samt dem reichen Schnitzwerk ist fein und detailgetreu ausgelegt, die Ritzungen ins Holz, vielleicht späteren Datums, eher etwas ungenau und grob.

Der auf dem Deckel eingekerbte Spruch dürfte späteren Datums sein. Er lautet:

«ZEVOR THA / DERNA DÄNKT // HET MÄNGE MA / IS LEID GRÄNKT.»

Zuerst getan, später erst gedacht, drängte manchen Mann ins Leid. Flankiert wird die Lebensweisheit von zwei Rosetten und einem unklaren Symbol. Schrift und Symbole sind in das Tannenholz eingekerbt und wirken gegenüber der gesamten Eleganz und Ausgewogenheit der Truhe größer. Es ist daher zu vermuten, dass diese Verzierungen später hinzugefügt wurden, als es Mode wurde, Schränke zu bemalen und mit Sprüchen und Ornamenten aufzuwerten.

Wir sind froh, dass die Truhe als Erinnerung früherer Möbelkunst dank des Sammlers Pfarrer Wyrsh der Landschaft March erhalten geblieben ist.

JFW



Drei Gewürztönnchen

Um 1910

Villeroy & Boch in Wallerfangen

Weisses Steingut, mit blau-grauem Dekor

12 x 6,5 x 6,5 cm

Sammlung Marchring, MR 2765.2-4

Zu den Untergruppen der Keramik zählen Fayence, Porzellan, Steingut, Steinzeug und Terrakotta. Im 18. Jahrhundert waren Fayence und Porzellan in Europa vorherrschend. Vor allem das teure Porzellan versuchte man in unzähligen Experimenten durch eine gute, günstigere Alternative zu ersetzen. 1769 gelang es Josiah Wedgwood, das kurz zuvor entdeckte Steingut, weiss brennenden Ton mit transparenter Glasur, seriell einzusetzen. Doch diese ersten Geschirrerzeugnisse brachen leicht und erst allmählich konnte ein widerstandsfähiges Steingut produziert werden. An dieser Verbesserung hatte Deutschland einen beträchtlichen Anteil. Bis um 1850 entstanden dort 50 Fabriken. Zu diesen zählte auch der spätere Marktführer Villeroy & Boch, der mit seinen qualitätvollen Gebrauchsgeschirren aus Steingut auf eine empfängliche mittlere Käuferschicht im In- und Ausland stiess.

Das Angebot an Küchengeschirren wurde um 1900 vielfältiger. Auf den Regalen der bürgerlichen Küchen standen nun unter anderem Deckeldosen für Kaffee, Zucker, Reis, Gerste, Griess, Sago und kleinere Varianten dieser Behälter für Gewürze sowie Öl- und Essigflaschen. Einer solchen Garnitur sind auch die vier Gewürztönnchen der Sammlung zuzuordnen, deren Inhalt durch die Beschriftungen «Kümmel», «Pfeffer», «Gewürz» und «Muskat» gekennzeichnet wurde. Die genannten Behälter gehörten zum 16-teiligen Küchengeschirr der Serie «Metz», fabriziert in der Steingutfabrik Villeroy & Boch in Wallerfangen, was der schwarze Merkurstempel belegt.

176

Es handelt sich dabei um schmale, kubische, weisse Gefässe mit abgeschrägten Ecken. Sie werden durch blau-grauen Jugendstildekor bereichert, der mit Hilfe von Schablonen aufgespritzt wurde. Charakteristisch für diesen Stil sind lange, pflanzliche Motive. So überziehen zwei schmale, leicht geschwungene Stiele die seitlichen Partien der Vorderseiten und enden in stilisierten, lilienähnlichen Blütenmotiven, die bogenartig über den Bezeichnungen stehen.

Diese Gewürztönnchen stammen aus dem Haushalt der ledigen Schwestern Anna (1915–1998) und Balbina Glarner (1919–2003), die in Wangen den Beruf der Damenschneiderin ausübten und dort ein frommes, zurückgezogenes Leben führten. Vermutlich brachten bereits Vater Franz Glarner (1890–1952), Webermeister bei der Wangner Firma Bachmann, und Mutter Balbina geb. Eicher (1882–1945) die seriell produzierten Behältnisse als Hochzeitsgeschenk in den Ehestand. Die hübschen Küchendöschen lassen darauf schliessen, dass sie in einer gepflegten Haushaltung verwendet wurden, wo man eine differenziertere Kochkultur mit Kräutern pflegte und wo man Wert auf formschöne, dekorative Ausstattungsstücke legte. BD

Literatur:

- Adler Beatrix, Wallerfanger Steingut, Geschichte und Erzeugnisse der Manufaktur Villeroy Vaudrevange (1791–1836) bzw. der Steingutfabrik Villeroy & Boch, Wallerfangen (1836–1931), Saarlouis 1995, Band 2, S. 199.
- Berwing Margit, Weisser Michael, Zippelius Adelhart, Steingutfabrik und Kunsttöpferei Franz Anton Mehlem in Bonn und Steingutfabrik Villeroy & Boch, Bonn, Köln 1984, S. 110 f.
- Figiel J. F., Revolution der Muster: Spritzdekor-Keramik um 1930, Karlsruhe 2006, S. 27/59.
- Jahn Johannes, Wörterbuch der Kunst, Stuttgart 1975, S. 696.



Sackuhr (Taschenuhr)

1945

Galgenen, Peter Rüttimann, Öltröte, Kreuzstatt

Metalllegierung, 7 Rubis

D 37 mm

Sammlung Wyrsh, W 139

Die Uhr ist der erste Automat, «Sich-selbst-Beweger», im Erfahrungsbereich des Menschen. Uhren waren zunächst ein solches Wunder, dass man sie lebenden Wesen gleichstellte. Waage und Zahnrad lassen ein Gewicht nur in kleinen Schritten sinken. Wer den Uhrenbau beherrschte, stand lange an der Spitze der Technologie. Die Klientel des Uhrenmachers blieb vorerst auf das Gemeinwesen oder potente Einzelne beschränkt, bevor die Uhr zum Massengut wurde.

In der March lässt sich die erste öffentliche Uhr 1659 im Dachreiter des Schlosses Grinau nachweisen, gefolgt von einem Malen der Kirchenglocke 1759 in Wangen. Die meisten Zeugnisse neuer Uhren, Ersatz für Vorgänger, finden sich im 19. Jahrhundert. Lokale Uhrmacher sind keine bekannt bis auf den Mechaniker Johann Peter Naeff von Siebnen, der in Altendorf die Uhr 1846 reparierte und später immer wieder revidierte.

Weit mehr waren wohl Wanduhren in gehobenen Wohnungen oder Standuhren in Gebrauch. Die mehrheitlich in Eisen, teils auch in Holz hergestellten Uhren meldeten den Bewohnern die Zeit und schlugen meist Tag und Nacht. Auch Taschenuhren sind seit Jahrhunderten bekannt, liefen aber zu ungenau. Zudem fragte es sich, welche Zeit man damals messen wollte: Die wahre Zeit des Sonnenlaufes ist nicht gleichförmig. Die Abweichung der Sonnenuhr zur mittleren Zeit, die gleichförmig wie eine exakte Uhr läuft, beträgt im Jahreslauf bis zu 14 Minuten

Nach- oder 16 Minuten Vorgehen. Heute leben wir mit der Mitteleuropäischen Zeit im Winter, welche von der wahren Ortszeit gegen eine halbe Stunde abweicht, da sie der Zeit 15° östlich von Greenwich entspricht. Zur Zeit der Eisenbahnen und des Telegrafens wurden weltweit diese 24 Zeitzonen von 15° nötig. Der March-Anzeiger schrieb über den 8.4.1893: «...wir sind alle, ohne es bemerkt zu haben, um eine halbe Stunde älter und damit hoffentlich auch ein Bisschen weiser und braver geworden.»

Sehr genaue Uhren, auch Taschenuhren, wurden erstmals von John Harrison von 1737 bis 1760 hergestellt, damit man die Position eines Schiffes auf den Längsmeridianen berechnen konnte. Die Breite mass der Sextant als Elevation zu den Sternen.

Die Taschenuhr aus Galgenen entspricht einem einfachen Typ, der damals oft noch an Stelle der Armbanduhr getragen wurde. Die runde Uhr wurde mit dem Schlüssel aufgezogen, der an der Kette hing, an der die Uhr am Gewand befestigt war. Das Zifferblatt ist aus Email gefertigt und mit römischen Ziffern beschriftet. Auf der Innenseite ist graviert: «Cylindre 8 rubis». JFW

Literatur:

Dava Sobel: Longitude, The story of a Lone Genius who Solved the Greatest Scientific Problem of His Time, New York 1995.

Wyrsh Jürg. Von der Tuggner Zeit zur Sommerzeit, wie die Tuggner mit verschiedenen Zeiten von Sonne- und Turmuhr lebten, in: Pfarrkirche St. Erhard und Viktor zu Tuggen, Restauration, Lachen 1998.



Geflochtenes Reisekörbchen

Ende 19. Jh.

Herkunft: Inner- oder Vorderthal

Weiden, Peddigrohr, Leder, versilbertes Schloss

26 x 27 x 18 cm

Sammlung Marchring, MR 2838

Die Erzeugnisse der Flechtkunst reichen bis in die Urzeit der Menschheit zurück. Die vielfältigen geflochtenen Behälter entstanden zunächst als Hauswerk. Erst im Spätmittelalter bildete sich das selbständige Handwerk des Korbers oder Zeinlers heraus. Der Korbflechter stellte verschiedenste Korbarbeiten her wie Henkelkörbe aller Art, Zainen und Rückentragkörbe, Reise-, Flaschen-, Handarbeits-, Blumenkörbe, muschelförmige Wannen oder gar Korbmöbel.

Das Reisekörbchen des Museums besteht aus weissen Weiden und braun gebeiztem Peddigrohr. Weil die Weidenruten einen schlanken, wenig verästelnden Wuchs besitzen, leicht spaltbar, biegsam und zäh sind, galten sie bei uns als hauptsächliches Flechtmaterial. Sie wurden jeweils vom Spätherbst bis Ende Februar geschnitten. Um sie geschmeidig und weich zu machen, wässerte man sie. Die für Weisskorbwaren benutzten Ruten wurden anschliessend geschält und etwa ein halbes Jahr getrocknet. Um sie biegsamer zu halten, weichte sie der Korber vor der Verarbeitung ein und spaltete sie für feinere Arbeiten auf. Zum Flechten verwendeten die hiesigen Kleinhandwerker auch die langen Fäden des Peddigrohrs, was Markus Keel aus Degersheim bestätigt. Dieses gleichförmige Material stammt aus dem Mark der Rohrpalme, die im indischen Archipel heimisch ist.

Das Körbchen der Sammlung besteht aus einem rechteckigen Boden in einfacher Zäunertechnik. Das Wandgerüst bilden senkrechte Flechtstäbe in den Ecken und aufwärts

gebogene Staken. Die Seitenteile sind oben und unten von einer Weidenkimme begrenzt, dazwischen schiebt sich ein gezäuntes Muster mit Fäden aus Weiden und schmalen Peddigrohr. Die seitlichen Rundbogenpartien sind mit Weiden gewirnt. Die gewölbten Klappdeckel sind separat gezäunt. Am Rand und in der Mitte werden sie mit einem braun gebeizten Peddigrohrstreifen belebt. Eine weitere Verschönerung bilden die ledernen, mit Metallnägeln dekorierten Zierbänder und die ledergefassten Handgriffe. Vor allem das versilberte, ziselierte und mit feinen historisierenden Ornamenten versehene Schloss verleiht diesem einfachen Täschchen einen vornehmeren Anstrich.

Um 1870 kamen solche Körbchen als Accessoire zu den eng anliegenden, eleganten Frauenkleidern auf. Bald wurde dieses Massenprodukt auch auf dem Land heimisch. Frauen benutzten es als Reisekörbchen oder in der Art heutiger Handtaschen, für den Kirchgang oder bei «besseren» Anlässen, wie Peter Bretscher vom Historischen Museum des Kantons Thurgau ausführt. Für die aus Innerthal stammende Martina Mächler (1856–1942) war es von besonderer Bedeutung, denn sie trug es jeweils sonntags zum Kirchgang und legte das Kirchengesangbuch und ein weisses, mit Spitzen versehenes Taschentuch hinein. *BD*

Literatur:

Strauss Gerhard, Lexikon der Kunst, Leipzig 2004, Bd. II, S. 527 f.



Feuereimer

1842

Buttikon

Holz, Eisen

H 26 cm, D 16,5 / 27 cm

Sammlung Marchring, MR 2804

Wohl keine alltägliche Bedrohung hat in früheren Zeiten schwerer auf den Menschen gelastet als die Gefahr einer Feuersbrunst. Es erstaunt denn auch nicht, dass die Obrigkeiten und die Behörden schon sehr früh feuerpolizeiliche Vorschriften erlassen haben und der gemeinsamen Brandbekämpfung grosse Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Gerade das 19. Jahrhundert, aus dem der Feuereimer aus Buttikon im Marchmuseum stammt, hat verheerende Wirkungen des «roten Hahns» gesehen. Stellvertretend können die grosse Feuersbrunst von Sargans (1811) oder etwa der Stadtbrand von Glarus (1861) erwähnt werden. Auch im Kanton Schwyz wütete im Laufe der Jahrhunderte das Feuer. Bekannt sind etwa die Dorfbrände von Schwyz (1642), Brunnen (1620), Arth (1719 und 1759) sowie Dorf- und Klosterbrände in Einsiedeln (1509 und 1577). Aus der March sind keine grossen Dorfbrände überliefert. Selbst das kleinstädtisch gebaute Lachen ist seit seinem Aufschwung nach 1400 nie einem grossen Feuer zum Opfer gefallen.

Trotzdem bestand gerade in Streusiedlungsgebieten wie der March für die zahlreichen Einzelgehöfte immer eine latente Gefahr. Konnte in grösseren Dörfern und den Städten der Feuerbedrohung durch die gemeinschaftliche Feuerbekämpfung mittels der Bereitstellung von Materialien und vorsorglichem Stauen von Feuerzeichen und Gewässern sowie eigentlichen – vor allem nächtlichen – Brandwachen vorgesorgt werden, so blieb für die Gefahrenminderung auf den Einzelgehöften nicht viel mehr übrig, als

auf die Eigenverantwortung der Bewohner zu zählen. Versuche, eine staatliche Feuerbekämpfung zu organisieren, gehörten zu den Hauptaufgaben der Behörden. Selbst in Weilern und kleinen Dörfern, wie es zweifelsohne Buttikon im 19. Jahrhundert war, sind organisatorische Massnahmen getroffen worden. Der quasi «obrigkeitlich gekennzeichnete» Feuereimer aus dem Jahre 1842 von Buttikon ist ein repräsentativer Beleg dafür. In der Regel fanden pro Jahr mehrere Feuerwehrrübungen statt und «kommunales» Löschgerät – wie unser Wassereimer aus Buttikon – wurde zentral gelagert, nicht selten unter dem so genannten «Vorzeichen», also unmittelbar beim Hauptportal der Pfarrkirche.

Der mit Verzierungen in roter Farbe beschriftete Feuereimer besteht aus eichenen Fassdauben, die von drei Eisenreifen zusammengehalten werden und an deren oberstem Reif ein eiserner Handhenkel befestigt ist. Solche Feuereimer galten als recht wertvolles Material, das gut unterhalten und gepflegt sein musste. In Anbetracht der mühseligen Löscharbeiten mit Wasserkesseln bedeuteten die in reichen Städten schon seit dem 16. Jahrhundert in Gebrauch stehenden Handspritzen auch auf dem Land ab dem 19. Jahrhundert einen grossen Fortschritt. Mit der Professionalisierung der Feuerwehren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vor allem mit deren Motorisierung nach 1910/1920 wurde man dem bedrohlichen Feuer in den Dörfern immer mehr Meister. Insofern steht der Buttikner Feuereimer von 1842 für die gute alte, aber auch «brandgefährliche» Feuerwehrzeit in der March. KM

Literatur:

HLS, Band 4, Stichworte «Feuerpolizei», «Feuersbrünste», «Feuerwehr», Basel 2005.



Zappi

Ca. 1. Hälfte 20. Jh.

Holz, Eisen

L 134 cm, B 44 cm

Sammlung Marchring, MR 2052

Der «Zappi» ist ein Holzarbeiterwerkzeug und war ständiger, unverzichtbarer Begleiter des Holzers. Selbst im heutigen, modernen Forstwesen ist der Zappi noch auf dem Arbeitsplatz anzutreffen. Eigentlich handelt es sich beim Zappi um einen spitzen, recht massigen Haken, mit dem man Baumstämme ziehen oder wenden konnte. Länge und Form des Zappi erlaubten auch eine Benutzung als Hebel. Der handlich geformte Stiel mit einem so genannten Doppelknauf zum Ziehen der Baumstämme steckt in einem Loch des geschmiedeten Hakens, «Haus» genannt. Zusammen mit dem Kehrhaken, der Axt, der Waldsäge und dem Schäleisen, das für die Entrindung der gefällten Bäume benutzt wurde, gehört der Zappi zu den wichtigsten Werkzeugen für den Waldarbeiter. Zu Zeiten, als die so genannte «Handholzerei» noch an der Tagesordnung war und die Motorsäge und weitere technische Hilfsmittel noch nicht in Gebrauch standen, wurde mit dem Zappi Schwerstarbeit verrichtet.

Was heute modernste Forstmaschinen ausführen, wie zum Beispiel der «Harvester» (Holzvollernter), welcher halbautomatisch die Fällung, Entastung und Sortimentsbildung vollzieht, oder der «Forwarder» (Tragrückeschlepper), der das geerntete Holz aus schwierigem Gelände bis zum befahrbaren Weg für den Weitertransport anliefert, musste noch vor wenigen Jahrzehnten von Hand erledigt werden. Damals standen das «Reisten», das «Flössen», das Pferdefuhrwerk oder im Winter der Schlitten als Transportarten für das gefällte Holz, das vom Wald in die Nähe des Siedlungsgebiets gebracht werden musste, im Vordergrund.

Im Bezirk March, bei dem der Waldanteil noch heute rund $\frac{1}{3}$ der Gesamtfläche ausmacht, war die Holznutzung seit dem Spätmittelalter sehr intensiv betrieben worden. Waldnutzung, Holzausfuhr und die Aufsicht über die Waldungen, die von Waldaufsehern oder Bannwarten wahrgenommen wurde, nehmen in den Ratsprotokollen des Märchler Landrates bis weit in das 19. Jahrhundert hinein einen prominenten Platz ein. Der Holzverkauf in der March und die entsprechenden steuerlichen Auflagen der Obrigkeit in Schwyz gaben zudem immer wieder Anlass für Auseinandersetzungen zwischen dem Land Schwyz und seiner angehörigen Landschaft March. Wald und Holz war durchaus behördlich geregelt. In der Verordnung über das Forstwesen der March von 1822 werden zum Beispiel das freie, schadhafte Laufenlassen von Vieh im Wald oder das unerlaubte «Mähen» des Landwaldes streng geahndet. Untersagt war auch das «Rüthen, schwenden, stoknen, aeste häüfnen, und verbrennen derselben, so wie das kohlen im Wald» bei einer Busse von 16 Franken. Auch das «Harznen» (Harzgewinnung) unterlag strengen Regeln. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte in den Wäldern der March eine geordnete Forstwirtschaft ein, die als wichtiger Erwerbszweig – vor allem im Wägital – galt. Noch heute ist die moderne Forstwirtschaft ein wichtiger Bestandteil der Ressourcennutzung in unserer Gegend. Nicht zuletzt für die Landschaftspflege fällt ihr in der March eine bedeutende Rolle zu. Der Zappi, der heute dem Marchmuseumsbestand zugehört, stammt aus der Sammlung von Kaspar Pius Krieg und ist ein beredter Zeuge der historischen Waldwirtschaft und Holznutzung in der March. KM

Literatur:

Lüönd-Bürgi Lucia, Der Märchler Wald – lange kaum geschätzt und doch unschätzbar, Marchringheft 35/1995, Lachen 1995.



Jugendstilbuffet

Um 1910

Von Möbelfabrik Max Stählin, Lachen

Holz

220 x 115 x 54 cm

Sammlung Marchring, MR 1678

Der Jugendstil war eine gemeineuropäische Protestbewegung gegen die Vermassung und Geschmacksverrohung der industriellen Massenproduktion. Auch Persönlichkeiten aus Kunst und Architektur protestierten gegen die ständigen Wiederholungen vorangegangener Stilepochen wie Neorokoko, Neogotik usw. und kreierten einen neuen Stil, der die künstlerische Gestaltung der gesamten Umwelt des Menschen prägte. Der neue Stil musste klar, ehrlich und preiswert sein, ein Stil des Konstruktiven und Sachlichen.

So entstanden bald überreiche, verschlungene Formen nach floralen Vorbildern ohne klare Linien und Symmetrie. Oft bilden Blumen, Ranken, Lianen, Lilien und Seerosen Motive des Jugendstils. Später wurden die Formen wieder geradliniger und schlichter. Die Blumenornamentik reduzierte sich oft auf kleine Blumenschnecken wie beim abgebildeten Buffet mit den quadratischen und rechteckigen Ornamenten. In der Spätphase werden die floralen Anteile gar abstrakter und entfernen sich von der anfänglichen Intention der Naturnachbildung.

Das Buffet stammt somit aus der späteren Phase des Jugendstils, der sich so weit über die typische Zeit von 1895 bis 1910 halten konnte. Die Billigproduktion für den Bedarf der breiten Volksschichten nahm sich der Lachner Max Stählin vor. Bereits sein Vater Meinrad Stählin-Wattenhofer betrieb an der Feldstrasse in Lachen eine Schreinerwerkstatt. Sein Sohn Max Stählin-Schwytter (1879–1925)

machte sich nach Lehr- und Wanderjahren die Zeitströmungen zu Nutze und begann nicht nur zur Freude seines Vaters mit der Serienproduktion einfacher Tannenmöbel. Zunächst fertigte er die Produkte im väterlichen Betrieb, wo noch immer Bauschreinerarbeiten ausgeführt wurden, bis sich 1903 eine Betriebsvergrößerung aufdrängte. Mit 24 Jahren baute Max Stählin nebenan eine Fabrik, das Werk 1, dem schon 1907 das Werk 2 folgte, noch ohne die oberen Stockwerke, welche die rasch ansteigende Konjunktur schon 1918 verlangte. Bereits 1923 wurde die 110 Meter lange Bretterhalle erstellt. Die blühende und bedeutende Lachner Möbelfabrik Max Stählin wurde dann 1929 um das Werk 3 und 1948 um das Werk 4 erweitert.

Lachens Möbelindustrie, welche neben Siebnen die bedeutendste war, erhielt 1912 nahe beim Bahnhof Konkurrenz durch die Genossenschaftsschreinerei ehemaliger Mitarbeiter Stählins. Diese ging 1917 in die Firma Rüttimann & Rothlin auf, welche über 100 Arbeitskräfte beschäftigte. 1924 arbeiteten bei Max Stählin 180 Mann und zum Höhepunkt nach dem 2. Weltkrieg gar 300 Mann. Das Buffet erinnert an den bedeutendsten Industriezweig der March in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. JFW

Literatur:

Michel Kaspar, Lachen, Bilder aus der Geschichte, Bd. 1, Lachen 1978.



BRAUCHTUM



Brauchtum

Die Begriffe «Brauchtum» oder «Brauch», die sich vom althochdeutschen Wort «bruh» («Nutzen») ableiten, zeigen schon in der tieferen Wortbedeutung ihre Wichtigkeit für die Gesellschaft. Als innerhalb einer festen sozialen Gemeinschaft entstandene Gewohnheit oder Tradition hat das Brauchtum eine ganz bestimmte, integrierende Funktion. Entsprechend vielfältig und gross ist die Bandbreite des Brauchtums-Begriffs. Das Brauchtum erfasst praktisch alle Lebensbereiche und kann als Forschungsgegenstand der Volkskunde Aufschluss über Besonderheiten, Gepflogenheiten, Moden und Sitten unserer Vorfahren, aber auch der zeitgenössischen Gesellschaft geben.

Es liegt im ureigensten Interesse des Marchrings und seines Museums, nicht nur die Geschichte im engeren Sinn, sondern auch das Brauchtum der March zu dokumentieren und mittels Aufbewahrung von handfesten Zeugen zu dessen Pflege beizutragen. Im Zentrum dieser Bemühungen steht vorab das Fasnachtsbrauchtum. Die bedeutende Maskensammlung und weitere Fasnachtsobjekte des Museums bilden den wichtigen Kern der Brauchtumssammlung, ja des Marchmuseums überhaupt. Viele Objekte berühren das heimische Brauchtum, seien sie nun kirchlicher, volkstümlicher, handwerklicher oder familiärer Natur. Für die beiden vergangenen Jahrhunderte tritt immer mehr auch das Vereinswesen mit seinem originellen und brauchtumsbegründenden Charakter in Erscheinung: Die Bereiche Musik (z.B. Männer- und Jodelchöre, Harmoniemusikvereine), Sport (z.B. Schützenvereine, Turnvereine) und Gesellschaft (z. B. Theater, Fasnacht) und so weiter werden von der Vereinskultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend erfasst. Die March steht für ein vielfältiges und blühendes Vereinsleben in seinen Dörfern geradezu exemplarisch in der Kulturlandschaft. Auch die eigentliche Brauchtumpflege im traditionellen Segment hat im Bezirk March einen hohen Stellenwert – nicht nur die fasnächtliche. Zu denken ist an das Trachtenwesen, die Einschellervereinigung, die Pflege der Volksmusik, die Kilbenen in den Dörfern (v.a. Lachner Chilbi) und der Siebner Jahrmarkt

oder selbst die staatlich getragene Brauchtumpflege wie den jährlichen Viehmarkt des Bezirkshauptorts im September oder etwa auch das Märchler Wehrmänner-Gedächtnis im November.

Beispielhaft für das Gebiet des Brauchtums werden aus den einzelnen Sammlungsbereichen, die im Marchmuseum vorhanden sind, sechs Gegenstände beschrieben. Der prominenten Stellung innerhalb der Dauerausstellung des Museums entsprechend wird eine Röllimaske mit Kleid vorgeführt, stellvertretend für das vielseitige und von Märchler Dorf zu Dorf in feinen Nuancen unterschiedliche Fasnachtsbrauchtum. Als Ausprägung von Brauchtum aus der Privatsphäre gilt das Haarandenken, dessen Kunstfertigkeit auf die Bedeutung für dieses Erinnerungsstück für die entsprechende Familie schliessen lässt. Die Standarte der Märchler Rütlichützen ist als Aushängeschild für die abwechslungsreiche Vereinskultur in der March zu den hundert beschriebenen Museumsobjekten genommen worden. Dass es sich bei den Rütlichützen eben nicht nur um einen Dorfverein, sondern vielmehr um einen so genannten Bezirksverein handelt, verleiht dem Charakter der Vereinsfahne einen besonderen Rang. Zu guter Letzt stehen die verschiedenen Märchler Trachten (Festtags-, Sonntags-, Werktags- und Jugendtracht) für das volkstümliche Brauchtum und die Eigenarten der eindrucksvollen traditionellen Märchler Bekleidung. KM

Märchler Rölly

19. Jahrhundert

Holz, bemalt, Leinenstoff

Durchmesser 47 mm

Sammlung Otto Gentsch, MR 317

Die Röllisammlung des Marchrings ist in Europa von einzigartiger Bedeutung. Anhand der über 70 Masken und einer umfangreichen Dokumentation kann wie nirgendwo in Europa die Entstehung eines lokalspezifischen Maskentypus nachgezeichnet werden. Dies ist die Leistung des Stadtzürchers und späteren Wahlmärchlers Otto Gentsch (1898–1982), der als junger Bautechniker für den Bau des Wägitaler Kraftwerks nach Siebnen kam.

Märchler Laufnarren wurden in schriftlichen Quellen bereits vor der Französischen Revolution erwähnt. Erst der wirtschaftliche Aufschwung der March während einer ersten Industrialisierungsphase ermöglichte es den Märchlern, zur Fasnachtszeit eine eigene Garderobe anzuschaffen. Seit den 1840er Jahren ist am Zürichsee ein reger Kostümverleih nachweisbar. Inserate priesen *Rölleligwänder* und *March- oder Plätzli-Kleider mit Geröll* an. Solche Plätzlinarren, bekleidet mit Leinwand, auf der zur Verzierung bunte Stoffteilchen (Plätzli) aufgenäht waren, nannte man später *Rölly*, *Röllimannen* oder *Märchler*.

Um 1870 fertigte Regina Spiess-Mächler aus Tuggen vier einheitliche Narrenkleider aus grauem Stoff mit Stoffplätzli und Fransen. Dazu schuf um 1875 der Tuggner Mühlemacher Alois Bamert den heute bekannten Holzmaskentypus des Märchler Rölly. Er verdichtete verschiedene, auf Einzelmasken bereits vorhandene Teilelemente zu einem Gesamtbild. Die nun als verbindlich geltende Larve weist folgende Kennzeichen auf: drei geschwungene Stirnfurchen, aufgemalte Brille als dekoratives und modisches

Attribut (parodistisches Motiv), in Makkaroniform modellierter, nach unten gezogener Schnauz, seitlich hochgezogener, leicht geöffneter Mund mit regelmässigen Zahnreihen, Grübchen auf dem rundlichen Kinn, breit-ovales Gesicht, in Ocker-Zinnober-Ton gehaltener Ölanstrich.

Dieser typisierte Märchler Rölly aus Tuggen verbreitete sich rasch und wurde von den Kostümverleihern erfolgreich angeboten. Zu Beginn verliehen vor allem die Siebner Martin Deuber und Simon Kessler *ganz neue Röllikleider*. Unmittelbar darauf vermietete auch Martin Ebnöther in Lachen die neue Garderobe. Zur örtlichen Differenzierung und aus kommerziellen Gründen schufen Lachner Verleiher 1883 den Lachner Rölly mit dem Schnauz nach oben und mit einem Kleid aus zinnoberrot gefärbtem Wollstoff, schwarz bedruckt mit kleinsten stilisierten Blumen und verziert mit weissen oder farbigen Wollfransen-Borden. Nach 1877 avancierte der Märchler Rölly zur Strassen dominierenden Fasnachtsgestalt, mit der sich unterschiedlich gestellte Märchler identifizierten. JFW

Literatur:

Röllin Werner, Der Märchler Rölly, MR-Heft 48/2007.

Maske



Rölli
mit Leinengewand



Maske
mit Chutz



Haarandenken

1891/1892

Von Familie Franz-Xaver Diethelm-Timm, Kapellhof, Galgenen

Haare auf Draht geflochten, in verglastem Kasten

42 x 32 x 6,5 cm

Sammlung Wyrsh, W 92

Zwischen 1891 und 1892 wanderte die Familie Franz-Xaver Diethelm-Timm vom Kapellhof in Galgenen in die USA aus. Zurück liess sie für die Grosseltern ein Blumengeflecht aus den Haaren der sechs Kinder. Damals bedeutete eine Auswanderung in die USA Abschied für immer, selbst bei den damals verbesserten Transportmöglichkeiten. Meist zahlten Gemeinde und Genossame Beiträge an Ausreisende, die damit auch den Genossennutzen verwirkten. Die Beiträge an die Reiseagenturen wurden von den Garanten erst nach dem Beleg der Einschiffung in Rotterdam oder Hamburg beglichen.

Dieses Haargeflecht gibt einen emotionalen Hinweis auf die Verhältnisse in der Schweiz. War die Schweiz im 19. Jahrhundert für viele Europäer noch eines der bedeutenden Asylländer neben Frankreich, Belgien und England, so wanderten doch viele Leute teils nach Osteuropa, viele jedoch nach Amerika aus. Die erste grosse Welle setzte mit den Hungerjahren 1816/17 ein, die zweite dauerte von 1845 bis 1855 und war durch Missernten begründet, wobei die 1845 eingeschleppte Kartoffelkrankheit die Schlechtwetterjahre noch akzentuierte. Die dritte Welle zog sich von 1880 bis 1890 hin, als durchschnittlich 870 000 Personen pro Jahr Europa verliessen, hervorgerufen durch eine schwere konjunkturelle und strukturelle Landwirtschaftskrise.

Wie es unserer Galgener Familie erging, wissen wir nicht. Aber sie geriet ausgerechnet in die Krisenjahre von 1890

bis 1896 mit der «Panic of 1893». Immerhin erlebte Nordamerika von 1879 bis 1883 ein spektakuläres Wirtschaftswachstum, das rund vier Fünftel der schweizerischen Auswanderer absorbieren konnte. Zudem änderte sich die Auswanderung. Die früher vorherrschende Siedlungswanderung ganzer Gruppen in den mittleren Westen wurde durch die Wanderung Einzelner in die Städte an der Ost- oder der Pazifikküste abgelöst.

Wanderungen haben in der Schweiz Tradition, denken wir an die Söldnerdienste, als viele Männer ihre jungen Jahre in fremden Kriegsdiensten verbrachten. Später wanderten viele nach Osteuropa, Preussen und auch nach Russland aus, um hier in der Landwirtschaft und der Käserei tätig zu sein. Nicht wenige brachten es zu Erfolg und Reichtum in der Landwirtschaft als Unternehmer oder als Wissenschaftler.

Meist überwog die schweizerische Auswanderung nach Europa diejenige nach Amerika, welche im Jahre 1880 mit gut 46% aller Auswanderer boomte, sonst aber zwischen 24 und 28% schwankte.

Das Haargeflecht erinnere uns daran, dass auch Schweizer in fremde Länder auswandern mussten, Arbeit suchten und fern der Heimat und ihrer Angehörigen weilen. JFW

Literatur:

Bade Klaus J., *Europa in Bewegung, Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Reihe Europa bauen), München 2000.



Morgenstern

2. Hälfte 19. Jahrhundert

Aus Lachen

Holz, Eisen

H 128,5 cm, Keule: D 30 cm

Sammlung Marchring, MR 1052

Martialisch und furchterregend mutet die mit langen Eisennägeln bespickte Holzkeule an. Sie erscheint als rudimentäre Form eines so genannten «Morgensterns» – einer Waffe, wie man sie aus den spätmittelalterlichen Schlachten der eidgenössischen Befreiungsmithologie kennt (Morgarten 1315, Sempach 1388, Näfels 1386 usw.). Allerdings wurde das grimmige Exemplar des Marchmuseums nie für kriegerische Einsätze verwendet: Erstens stammt die Waffe aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und zweitens wurde sie ausschliesslich friedlich verwendet, nämlich für das Theaterspiel. Sie gehörte einst der 1852 gegründeten «Lachner Theatergesellschaft».

In der Zeit vor dem Fernsehen und dem Kino war die Theaterkultur nicht nur als Ausdruck einer kultivierten Vergnügungsform einer spezialisierten Kulturschicht zu eigen. Vielmehr war es für die breiten Massen, für das Volk, eine erstrangige, aber auch eine der wenigen Unterhaltungsarten. Im 19. Jahrhundert erfuhr die Theaterkultur einen regelrechten Aufschwung. Gerade auch die March und ihr Bezirkshauptort zeichneten sich durch eine lebhafte und intensive Theaterwelt aus. Im Vordergrund standen dabei die Volksschauspiele. Sie wurden von den Theatervereinen oder -gesellschaften inszeniert, die sich vornehmlich dem Theaterspiel widmeten. Aufgeführt wurden zum Beispiel vaterländische Dramen, Lust- und Festspiele. Nicht selten hatten die Stücke einen durchaus belehrenden, bisweilen sogar erzieherischen Charakter. Die Theater fanden entweder in den Sälen der grossen

Gastbetriebe statt (in Lachen im Bären oder im Rössli) oder dann als Freiluftspiele auf speziell gebauten Bühnen mitten im Dorf (Rathausplatz, alter Schulhausplatz) oder in der Nähe des Lachner Seehafens. Die natürliche Umgebung wurde dabei oft in die aufwändig gebauten und gemalten Kulissen eingefügt.

In Lachen, woher die Theaterwaffe des Marchmuseums stammt, ist die Theaterkultur untrennbar mit der Person von Dr. med. Arnold Diethelm-Zürcher (1828–1906) verbunden. Der Lachner Arzt, der nebenbei als Bezirksgerichtspräsident (1880–1905), Gemeindepräsident (1854–1858, 1862–1864), Bezirkslandammann (1868–1870, 1876–1878) und langjähriger liberaler Kantonsrat (1867–1888) einen Gross teil seines Lebens in der Politik tätig war, schrieb zahlreiche Theaterstücke. Diese wurden dann jeweils von der von ihm mitbegründeten Theatergesellschaft aufgeführt. Er zeichnete in seiner schriftstellerischen Tätigkeit ein exaktes und manchmal auch entlarvendes Bild der Sitten und Gebräuche der Menschen sowie ihrer Eigenarten. Speziell widmete er sich in seinen Arbeiten den vaterländisch-historischen Dramen. In diesen Volksschauspielen liess sich gut auch eine politische Botschaft verarbeiten, die bei Diethelm immer auf eine Darstellung der positiven Kraft des politischen Liberalismus und der ewig zu erkämpfenden Freiheit der Bürger hinauslief. Mit ihm als Autor, Schauspieler und Regisseur erlebte die Märcbler Theaterkultur eine Hochblüte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, deren Wirkung noch bis in die 1930er Jahre anhielt. Die Theaterrequisite aus dem Bestand der Theatergesellschaft Lachen in Form eines Morgensterns zeugt von dieser grossen Zeit der Märcbler Volksschauspiele. KM

Literatur:

Michel Kaspar, Lachen – Bilder aus seiner Geschichte, Lachen 1978.



Standarte der «Märchler Rütlichützen»

1935

Stoff, Fahnenseide

50 x 51 cm

Fahnenstange, Lanzenspitze und Bajonettgriff: L 103 cm

Sammlung Marchring, MR 1092

Die Fahne der Märchler Rütlichützen aus dem Jahre 1935 ist ein augenfälliges Zeugnis einer lebendigen Schützenkultur in der March. Schon im 16. Jahrhundert ist ein Landesschützenhaus in Lachen bekannt. Die verschiedenen Schützengesellschaften und -vereine, die in der Vergangenheit eine wichtige soziale Funktion wahrnahmen, übten auf dem Scheibenstand auf der damaligen Lachner Allmend (heute Standort des Polizeihauptpostens Lachen) und trugen Wettkämpfe aus. Auch der Besuch von auswärtigen Schützenfesten hatte in der Eidgenossenschaft des Ancien Régimes grosse Bedeutung. Eine zweite Konjunktur erfuhr das Schützenwesen im 19. Jahrhundert, als infolge der freiheitlichen bürgerlichen Bewegung das Vereinsleben verschiedener Sparten eine Hochblüte erlebte. Es war zum Beispiel die grosse Gründerzeit der Turn-, Säger- und Schützenvereine. Gerade das Schiesswesen, das von gegenseitigen, freundschaftlichen Besuchen und sportlichem Wettkampf mit der Waffe lebte, nahm im jungen Bundesstaat nach 1848 eine besondere Stellung ein. Gemeinsinn und eidgenössisches Gedankengut sollten so über die Kantonsgrenzen hinweg gepflegt werden.

Die Gründung des Rütli-schiessens steht als herausragendes Beispiel für diese freundeidgenössische Bewegung im Schützenwesen. Dem ersten Rütli-schiessen von 1862 ging eine Schützenfahrt mit Luzerner und Schwyzer Feldschützen auf das Rütli voraus. Sie kamen überein, «im nächsten Jahr die [Schützen-] Gesellschaften am See zeitweise zu freundschaftlichen Zusammenkünften und gemeinsa-

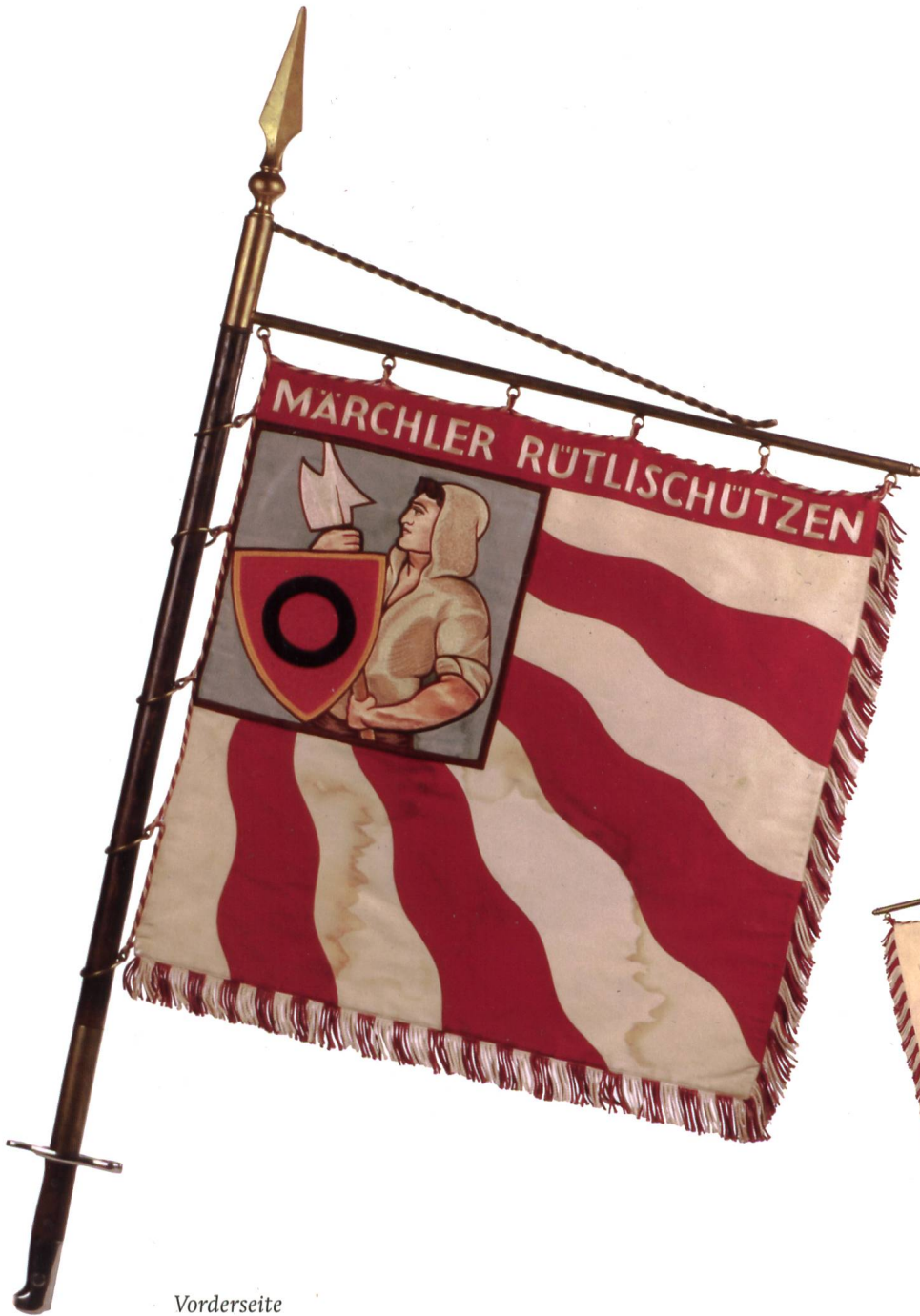
men Schiessübungen zusammenzurufen». Im folgenden Jahr wurde dann – am Mittwoch vor Martini (St. Martinstag: 11. November) – das erste Rütli-schiessen abgehalten. Schon 1875 entstanden die Statuten der Rütlichützen. Diese hielten unter anderem fest, dass in jedem Kanton, der an den Vierwaldstättersee anstösst, eine Sektion gebildet wird. Dieser oblag in jährlichem Turnus die Organisation des Rütli-schiessens. Diese Kehrordnung steht noch heute in Gebrauch.

Innerhalb der Kantone gründete man weitere Untergruppen der jeweiligen Sektionen. Im Kanton Schwyz verfügt jeder Bezirk über eine eigene Rütli-sektion, die wiederum Mitglied der Kantonalsektion ist. In der March entstanden die «Märchler Rütlichützen» im Jahre 1926. Sie dürfen ein Kontingent von 60 Schützen stellen. Die Warteliste der Schützen verzeichnet nochmals einige Dutzend Schützen.

Die Standarte im Marchmuseum, die bis 1981 die Märchler Rütlichützen auf ihrer alljährlichen Schützenfahrt an den historischen Erinnerungsort am Vierwaldstättersee begleitete, zeigt auf der Vorderseite einen Eidgenossen mit dem Märchler Wappenschild. Die Rückseite des Fanions stellt blumentumrankt das malerische Rütli-Gasthaus dar. Im Hintergrund erblickt man den Schwyzer Talkessel mit den beiden Mythen. 1926 steht für das Gründungsdatum, 1935 für das Jahr der Standartenweihe. KM

Literatur:

Niederberger Ferdinand, Mittwoch vor Martini (1862–1962), 100 Jahre Rütli-schiessen, Stans 1962.



Vorderseite



Rückseite

Farbige Märchler Festtagstracht

Festtagstracht:

Neuschöpfung um 1930

Trägerin: Olga Winet-Marty (1897–1979)

Sammlung Marchring, MR 1561

Im 18. Jahrhundert entwickelten sich in Europa mit wachsendem Wohlstand und Selbstbewusstsein der Landbevölkerung aus den einfachen Gewandformen der Bauern regional ausgeprägte Trachten. Mit der Aufhebung der Kleiderordnung und dem aufkommenden Tourismus entstanden in den einzelnen Regionen der Schweiz vielfältigste eigene Kleidungen. So erlebte die schweizerische Landtracht nach der Mediationsakte und nach der Restauration einen eigentlichen Höhepunkt.

Mit dem Aufschwung von Technik und Verkehr veränderte sich das alltägliche Leben. Die «Allerweltsmode» drang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in die ländlichen Gegenden ein und verdrängte die überlieferten Trachten. Erst im Zuge der allgemeinen historischen Rückbesinnung und im Zusammenhang mit vaterländischen Festen und Umzügen begann man sich wieder für die Kleidung der Ahnen zu interessieren. Dieses Unterfangen unterstützte der 1906 gegründete Schweizerische Heimatschutz und die 1926 gebildete Schweizerische Trachten- und Volksliedervereinigung.

Auch in der March besann man sich zurück. Anhand von alten Abbildungen aus der Zeit von 1800 bis 1830 wurde die Märchler Tracht rekonstruiert. Offiziell führten die Märchlerinnen die von Trachtenvater Leutnant Josef Marty-Huber (1878–1951) und Kantonsrat Martin Gyr aus Einsiedeln neu geschaffene Tracht am Schweizerischen Trachtentag in Einsiedeln vom 15./16. Juni 1929 vor. Sie bestand aus einem wollenen Rock, einer Taftjacke mit langen Är-

meln, einer geblühten Schürze und ebensolchem Halstuch, das in den von einer Rüsche umgebenen Halsausschnitt hineingesteckt wurde. Rock, Jacke, Halstuch und Schürze waren der alten Schwyzer Jungfertracht nachgearbeitet. 1944 wurde diese Kleidung geändert. Sie erhielt einen knöchellangen Seidentaftrock aus gleichem Stoff wie die Jacke und bildete nun eine eigentliche Festtagstracht.

Der Jupe und das Tschöpli der vorliegenden Tracht sind aus blau-rot-violetter Taftseide (bei der schwarzen Variante aus schwarzer Taftseide). Der herzförmige Ausschnitt ist mit einer Quatschfalten-Plisségarnitur eingefasst. Dazu passen die Schürze aus Taftseide mit Blumenmuster, die weisse Bluse und das Fichu. Als Prunkstück der Märchler Festtagstracht gilt die Radhaube. Meyer von Knonau erwähnte bereits 1835, dass die Märchlerinnen zuvor kammartige Schwyzer Hauben getragen hätten, viele aber sich noch immer mit so genannten Schwabenhauben zierten. Diese wundervolle, goldbestickte Kopfzier mit oberem Radteil aus weisser Baumwolltüllspitze und unterem aus schwarzer Seide mit Schlaufe erinnert an die Radhauben des angrenzenden Kantons St. Gallen. Tatsächlich liegt die March an der alten Pilgerstrasse von Konstanz und St. Gallen nach Einsiedeln und griff so vielfältigste kulturelle Anregungen auf.

BD

Literatur:

Bouvier Nicolas, *Volkskunst, Ars Helvetica IX*, Disentis 1991, S. 141.

Die Schweizertracht, No. 6, 2. Jg., Olten 28.1.1930, S. 5 ff.

Meyer von Knonau Gerold, *Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz 5*, Bern 1835, S. 99.

Schürch Lotti, Witzig Louise, *Trachten der Schweiz*, Bern 1978, S. 7/15 f.

Vereinsschrift «75 Jahre Trachtengruppe March 2004», S. 20.6



Märchler Frauentrachten

Jugendtracht

Um 1931

Trägerin Elisabeth, geb. Schätti

Sammlung Marchring, MR 1584

Werktagstracht: Gingang

Um 1937/38

Trägerin Ruth Hegner-Schnellmann

Sammlung Marchring, MR 1583

Sonntagstracht

Um 1951

Trägerin Ruth Hegner-Schnellmann

Sammlung Marchring, MR 2836.1–9

Deutscheschweizerinnen trugen bis Ende des 18. Jahrhunderts als Landtracht eine Juppe mit Halbschürze und darunter wenigstens einen hervorstehenden Unterrock. Das Leinenhemd bedeckte ein Mieder mit dazugehörendem Brusttuch oder Vorstecker. Regionale Variationen zeigten sich in unterschiedlichen Formen, Farben und Mustern sowie bei den Kopfbedeckungen und beim Schmuck. Aus diesem Element entwickelte sich anfangs des 19. Jahrhunderts eine bunte Vielfalt von Schweizer Trachten.

Während sich das weisse, schmucklose Hirtenhemd, die schwarze Zipfelkappe und die Holzböden bei den Schwyzer Bergbauern nie ganz verloren hatten, musste die weibliche Arbeitstracht, der so genannte «Gingang», wieder eingeführt werden. Typisch für diese Werktagskleidung sind die klein karierten Gewebe für die Gestaltröcke, zu denen fein gestreifte Schürzen, Blusen mit Puffärmeln und vielerorts ein gehäkeltes oder gestricktes weisses Dreieckstuch getragen wurden. Solche Merkmale verweisen in die Modewelt des Biedermeiers. Hirtenhemd und «Gin-

gang» sind im ganzen Kanton verbreitet. In der March folgte 1931 die Jugendwerktagstracht aus dunkelgelb-himbeerrot kariertem Gewebe, aus der 1936 der Märchler «Gingang» entstand. Letzteren kennzeichnen ein schwarzes Baumwollband als Rocksäumabschluss, ein hellblau-himbeerrot kariertes Gestaltrock, eine rot-weiss-braun gestreifte Halbschürze, eine Bluse mit Ärmelband und Spitzenabschluss sowie ein am Rücken getragener Strohhut.

1951 wurde die neu kreierte Märchler Sonntagstracht offiziell vorgeführt. Als Vorbild dienten die Sonntagstrachten der Höfe und der übrigen Bezirke, die sich an alten Trachtenbildern aus den 1840er Jahren orientierten. So waren im Kanton Schwyz Gestaltröcke aus handgewebten, blauen oder roten Wollstoffen mit feinen, schwarzen oder blauen Längsfäden entstanden. Der Halsausschnitt wurde mit weissen Rüschen verziert. Als Halsschmuck diente ein Kreuz. Einen sonntäglichen Glanz verliehen ihnen seidene Schürzen.

In der March schmückt eine geröhrlete Rüsche aus handgeklöppelten Spitzen die Gestalt am Halsausschnitt sowie den Ärmelabschluss der Bluse. Dazu wird eine rosa gestreifte Seidenschürze getragen. Als Kopfputz tragen die Märchlerinnen ein schwarzes Rosenkappli aus Spitzen an einem Drahtgestell, das an die schwarze Haube der ledigen Schwyzerinnen erinnert.

BD

Literatur:

Bamert Markus und Betschart Othmar, Trachten im Kanton Schwyz, Schwyzer Hefte Bd. 36, Schwyz 1986, S. 44.

König Franz Nikolaus, Collection de Costumes Suisses, Nachwort von L. Wüthrich, Zürich 1984, S. 61 ff.

Schürch Lotti, Witzig Louise, Trachten der Schweiz, Bern 1978, S. 25.

V.l.n.r.: Jugendtracht, Sonntagstracht, Werktagstracht (Gingang), farbige Festtagstracht, schwarze Festtagstracht.





Dessiné par Benjamin L'Écuyer de Roux

Gravé par Delaport

VUE DU CHATEAU DE GRYNAU,
Sur la Linth dans la haute marche du Canton de Schwytz.
A.P.D.R.

N^o 44

Bau und Kunst

Seit Menschen bauen, seien es Zelte oder Hütten, Häuser oder Kirchen, strebten sie nach künstlerischer Ausschmückung. Sie pflegten die Kunst am Bau und die Kunst an Alltagsgegenständen. Dies scheint dem Menschen seit Jahrtausenden angeboren zu sein. Schon die Pfahlbauer schmückten ihr Geschirr mit Kerben und Linien. Über ihren Alltag und den Überlebenskampf hinaus wussten viele Generationen ihr Umfeld des Alltags zu schmücken. Kunst bereichert das Leben und schenkt dem Leben Sinn und Fülle.

Auch in der Landschaft March wirkten seit Jahrhunderten viele Künstler und Kunsthandwerker, welche bis heute reiche Spuren hinterliessen. Nur wenig davon ist im Museum vorhanden, weit mehr schmückt heute noch öffentliche und private Gebäude. Dem ist gut so. Leider wurde über viele Jahre auch viel zerstört, da für die Restaurierung das Geld fehlte. Otto Gentsch führt im Marchringheft zum 25-jährigen Jubiläum 1976 sechzig Künstler und Kunsthandwerker auf. Die Liste belegt Baumeister und Steinmetze, Stein- und Holzbildhauer, Kunstschlosser und Glas-maler, Ofenbauer und Orgelbauer, Kunstschreiner und Altar-bauer, Goldschmiede und Komponisten, Maler und Zeichner.

Besonders Lachen als Hauptort der vergangenen 500 Jahre bot Arbeitsstätten, Ausgangspunkt und Aufenthaltsort für viele Künstler, war aber auch bei vielen zugleich Geburtsort. Bei weitem nicht alle Werke stammen von Künstlern aus der Region. Dies belegt den Einfluss von aussen und den regen Austausch mit der Umgebung.

Darstellungen der Schlacht bei Grinau und die Kupferstiche von Nicolas Pérignon aus der grossen Sammlung von Beat Fidel von Zurlauben samt seltenen Vordrucken und einer kolorierten Darstellung zeigen die bewegte Geschichte dieser ehemaligen Grenz- und Zollstation, die dem alten Land Schwyz gehörte. Kolorierte Bleistiftskizzen von Lachen und Galgenen dienten Delkeskamp für seine prachtvolle und sehr genaue Vogelschau der March.

Ein seltenes Aquarell von Franz Schmid bildet Altendorf und Lachen ab. Nuolen mit dem berühmten Bad bot ein reizvolles Sujet für Meinrad Kälin und F. Beidler. Der bekannte Ostschweizer Isenring zeigt eine Panoramasicht aus Rapperswil mit Blick über den See in die March und Höfe mit der Gebirgskette am Horizont.

Diverse Porträts stellen bekannte und berühmte Märchler dar. Das letzte Besitzerpaar des Huberhauses zu Tuggen präsentiert sich in Öl gemalt mit Huber-Haus und Vaterhaus der Gattin. Porträts von P. Schnellmann-Bruhin, von Josef Alois Witta gemalt, und von Landammann Schwander mit seiner Gattin, gemalt von Franz Vettiger, zeigen Vertreter der regierenden Oberschicht. Ruhstaller-Büeler liess sich vom berühmten Georg Anton Gangyner porträtieren und Marius Beul hielt sich und seine Frau im Bild fest. Der Tuggner Georg Weber ist mit einer bäuerlichen Siedlung in der Linthebene und Hermann Beul mit einer Flusslandschaft vertreten.

Als Steinmetzarbeit imponiert die Fenstersäule von 1634 aus Lachen mit einem Allianzwappen. Das kunstvolle schmiedeeiserne Fenstergitter der Pfarrkirche Tuggen beweist die hohe Handwerkskunst früherer Zeit. Die gestemmte Nussbaumtüre mit verzierten Füllungen aus Reichenburg soll durch Axthiebe aus der Franzosenzeit verunstaltet worden sein.

Fotografien verschiedener Ortschaften der March lassen uns staunen ob all der Veränderungen bis in die heutige Zeit, was viele Postkarten ebenso belegen. JFW

Schlacht bei Grinau 1337

1547

Aus der Stumpf-Chronik

Druck mit Holzschnitt

15,5 x 19,5 cm (gerahmter Blattausschnitt)

Sammlung Marchring, MR 69

Das sich seit 1957 im Besitze des Marchrings befindliche Einzelblatt aus der Chronik «Gemeiner loblicher Eydgno-schafft Stetten Landen vnd Völckeren Chronik wirdiger thaaten beschreybung» des Schweizer Theologen, Kartographen und Historikers Johannes Stumpf (1500–1577/78) ist die Seite 473 aus dem in den Jahren 1547/48 entstandenen Werk respektive der gedruckten Zweitausgabe von Johann Wolf aus dem Jahre 1606. Die Seite stammt aus dem sechsten Buch der Beschreibung der Schweiz, das den «Zürichgow» (Zürichgau) behandelt. Im siebten Kapitel ist die Rede von der «Gelegenheit des oberen Zürichsees und seiner anstossenden Landschafft beyderseyts. Item von der Marck / Alten Rapperswyl / Grynou / Utnach u.[nd] von dem Fluss Jona u.[nd] Auch von der Schlacht vor Grynou». Der eingerahmte Teil beschränkt sich deshalb ausschliesslich auf die historiographische Überlieferung der Schlacht bei Grinau vom 21. September 1337.

1336 revoltierte Ritter Rudolf Brun unter Mithilfe der Zürcher Zünfte gegen die adelige Stadtregierung und machte sich zum Bürgermeister mit monarchischen Kompetenzen (Zürcher «Zunftrevolution»). Die von ihm verbannten ritterlichen Räte flüchteten nach Rapperswil und suchten Schutz und Unterstützung bei Graf Johannes von Habsburg-Rapperswil, Bürgermeister Brun beabsichtigte jedoch, die vertriebenen Zürcher Räte zu schlagen, bevor sie ihm – nun mit Rapperswiler Hilfe – wiederum gefährlich werden konnten. Der Angriff erfolgte zuerst auf die militärisch wichtige Feste Grinau bei Tuggen, welche schon da-

mals als «Schloss Grinau» bezeichnet wurde und im Besitz des Rapperswilers war. Allerdings war der Graf vorge-warnt: Er «hat sein besamlet Krie(g)svolck bey dem Schloss in den Buchberg verborgen: unn als die Züricher mit jren Schiffen ab dem wasser ans Land furen, wurden sie von Graf Hansen unversehlich überfallen, geschlagen unn widerumb flüchtig in die Schiff auf den See getriben». Nach dem Rückzug der Zürcher versuchten sie gleichentags nochmals einen Angriff. Diese Landungsoperation glück-te, die Rapperswiler wurden zurückgedrängt und der Graf fand im Kampf den Tod. Die Stadt entschied den Tag somit für sich. Des Schlosses jedoch konnten sich die Zürcher al-lerdings nicht bemächtigen. Es kam zuerst in habsburgi-sche, dann in toggenburgische Hände. Endgültig konnte der strategische Punkt an der Grinau und seine Verteidi-gungsanlagen erst am Weihnachtstage 1436 erobert werden, als die Schwyzer und Glarner als eine der ersten Aktionen im beginnenden Alten Zürichkrieg das Schlüs-selgelände am Oberen Zürichsee besetzten.

Die Illustration, welche Bestandteil der einschlägigen Chronik-Seite 473 bildet, scheint reine Fiktion zu sein und eine Phantasielandschaft darzustellen. Im Schiff stehen wohl die zur See anrückenden Zürcher Knechte. Ob mit der umfriedeten Kirche im Vordergrund Tuggen angedeu-tet werden sollte, muss offen bleiben. Für die Geschichte der March mindestens blieb die Grinau stets ein wichtiger Punkt. Noch mehrere Male, unter anderem in der Franzo-senzeit nach 1798 und im Sonderbundskrieg 1847, sollte der befestigte Übergang mit dem mächtigen Schlossturm zu einem militärisch bedeutenden Ort werden. KM

Literatur:

Schweizer-Chronik von Johannes Stumpf, Edition von Johann Wolf, Zürich 1606 (STASZ, Amtsbibliothek 01.01, A 141).

Spieß August, Das Schloss Grynau, in: Mitteilungen des Historischen Ver-eins des Kantons Schwyz, 13/1903.

Grynnow / ein alte veste an der Lindmat / ein guten weg ob dem eynfluß in den Zurichsee ^{Grynnow}
 gelegen / war etwan der Herrschafft Kapperßwyl vnd Habsburg zugewandt. Die beherzschet
 Graf Hans von Habsburg Herz zu Kapperßwyl An. Dom. 1337. vnd darvor. Diser Graaf
 Hans enthielt etlich vertribner Pandyten von Zurich in seinem schirm / bemelter statt Zurich
 (deren Burger er doch war) zu nachtheil vñnd schaden: deswegen ihm die Zurichcher in disem
 1337. Jar für das schloss Grynnow zugen. Der Graf aber bey zeit gewarnet hat sein besamlet



Kriehvolck bey dem Schloß ^{Zürcher für}
 in den Büchberg verborgen: ^{Grynnow}
 vñ als die Zurichcher mit jren
 Schiffen ab dem wasser ans
 Land füren / wurden sie von
 Graf Hansen vnverschentlich ^{Schlacht der}
 oberfallen / geschlagen vñ wi- ^{selbst.}
 derumb flüchtig in die Schiff
 auf den See getriben. Auch
 ward da gefangen N. Graaf
 von Togkenburg / 8 Zurichcher
 Hauptmann / welchen Graf
 Hans von stund durch die
 Markt nider gen Kapperß-
 wyl in die Statt füren ließ.

Die Zurichcher aber in den schiffen auf dem See schwebende / vereinigten sich disen schaden zu-
 rechnen / oder alle darumb zusterben / füren wider ans Land desselbigen tags / griffen den feind ^{Zürich verliert}
 an / vnd schlügen Graf Hansen von Habsburg persönlich mit vilen Ritter vnd Knechten zu- ^{vnd gerüht}
 tod / vnd eroberten da 5 Paner vnd Fendlin mit grosser peut: hatten also eins tags verloren vñ ^{eins tags.}
 wider gewonnen. Diser streit geschach am 21 tag Sept. 2c. Zwischen diser letzten schlacht war
 der gefangen Graf von Togkenburg in die statt Kapperßwyl geführt. Da aber bald darauff
 die bottschafft kam das jr Herr Graf Hans tod were / wüßend die Burger auf / vnd wolt je-
 der seinen Herren rechnen / vñnd zerhieben mehr bemelten von Togkenburg zu stucken. Graaf
 Hans ward zu Bettingen begraben 2c. Grynnow ward auff dismal nicht erobert / sonder kam ^{Grynnow ist}
 mit der zeit an Oesterreich / vnd ward Graf Fridrich vñ Togkenburg versetzt. Die vñ Schweiz ^{ein Zollhaus-}
 vnd Glaris haben es eyngenoßten Anno 1436 am 24 tag Decembr. Ist bey vnsern zeiten ein
 Zollhaus deren von Schweiz / vnd dar nahe abaanen.

Fenstersäule

1634

Haus Hintere Bahnhofstrasse 1, Lachen

Sandstein

138 x 35 x 30 cm

Sammlung Marchring, MR 202

1634 – so lautet die Zahl auf der schönen Fenstersäule, die nach dem Abbruch des so genannten «Beul-Hauses» an der Ecke Kirchplatz / Hintere Bahnhofstrasse in Lachen Eingang in die Sammlung des Marchrings gefunden hat. 1634 ist auch ein weltgeschichtlich bedeutendes Jahr: Kaiser Ferdinand II. entliess damals den Kriegsfürsten Albrecht von Wallenstein (1583–1634) aufgrund eines Hochverratsverdachts aus seinen Diensten. Der katholische Heerführer wurde im Februar in Eger/Tschechien ermordet. Trotzdem tobte der 1618 ausgebrochene 30-jährige Krieg mit unverminderter Härte weiter. In der Schlacht von Nördlingen erlitten die evangelischen Schweden gegen die kaiserlichen Truppen eine schwere Niederlage und zogen sich aus Süddeutschland zurück, womit sich auch die Bedrohung für die Eidgenossenschaft verminderte. Hingegen trat Frankreich mit dem Vertrag von Paris endgültig in das Kriegsgeschehen ein. Die verbleibenden 14 Kriegsjahre bekamen dadurch definitiv eine europäische Dimension. Auch die damalige Eidgenossenschaft befand sich im Bann dieses grossen Krieges. 1634 intensivierten die katholischen Kantone ihre Beziehungen mit Spanien und Savoyen und verhinderten somit ein Bündnis der protestantischen Orte mit Schweden. Die gespaltenen Konfessionsinteressen waren allgegenwärtig.

In eben diesem schicksalhaften Jahr baute eine Lachner Familie ihr neues Heim gegenüber der Pfarrkirche. Das Haus stand somit an prominenter Lage. Es war Teil einer fast schon städtisch anmutenden, traufständigen Häuserreihe. Die Kirche Hl. Kreuz – damals bestand noch der Bau

aus dem Jahre 1572 – bildete das Gegenstück zu den ostwärts liegenden Profanbauten. Erhalten geblieben ist vom Eckhaus, das sich unmittelbar neben der «alten Landesmetzg» befand, einzig der prächtige Mittelpfosten der südlichen Fensterreihe.

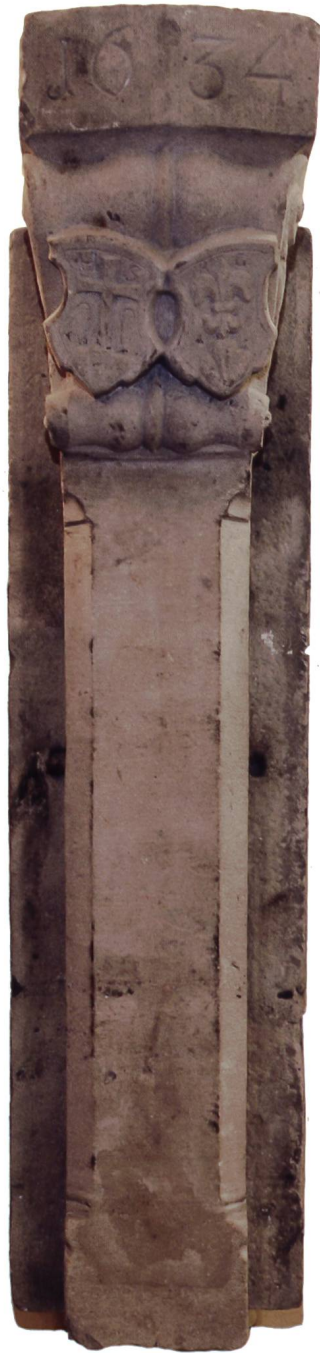
Auf den beiden Voluten der sandsteinernen Fenstersäule prangt unterhalb des Kapitells je ein Wappen. Das linke zeigt ein lateinisches Kreuz auf dem Dreiberg, von Hörnern flankiert. Über dem Kreuzbalken stehen die Initialen «H» und «S». Das Wappen kann nicht sicher zugewiesen werden. In seiner Grundausrüstung (Dreiberg mit Kreuz) erinnert es aber an das Wappen der Familie Beul. Der rechts stehende Schild zeigt eine heraldische Lilie auf dem Dreiberg, der in gleicher Form und für den gleichen Zeitraum auch als Wappen der Gruber in Tuggen nachgewiesen werden kann. Die Initialen «R» und «G» weisen denn auch für den Nachnamen in diese Richtung. Die Personen, welche für die Kürzel stehen, können aus den entsprechenden Ehe-, Tauf- (Elternschaft) und Jahrzeitbüchern nicht eruiert werden. Im 1957 abgebrochenen Beul-Haus sind für mehrere Jahrzehnte Goldschmiede nachgewiesen. Zuerst wirkte Hauptmann Jakob Michael Steinegger (1746–1798), dann sicher wieder Goldschmied Josef Michael Beul (1807–1876), dessen Familie dem Haus wohl den Namen gab. Heute würde wohl ein so traditionsreiches Haus kaum mehr abgebrochen werden. Mit seinen strassenseitigen spätgotischen Fensterreihen würde es einen kultur- und baugeschichtlich wichtigen Stellenwert im Ortsbild einnehmen. KM

Literatur:

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, Der Bezirk March, Basel 1989, S. 237.

March Anzeiger vom 6. Sept. 1957.

Styger Martin, Wappenbuch des Kantons Schwyz, opus posthumum, hrsg. von Paul Styger, Genf 1936.



Schmiedeisengitter

Um 1733

Fenstergitter der Pfarrkirche Tuggen

Schmiedeisen

96 x 61 cm

Sammlung Marchring, MR 199

Der Pfarrsprengel von Tuggen geht auf eine Eigenkirchen-gründung durch einen alemannischen Adligen um das Jahr 690 zurück. Bei den drei alemannischen Grablegen, welche unter der Apsis des ersten Kirchenbaus gefunden wurden, handelt es sich mit grösster Wahrscheinlichkeit um die Stifter. Die heutige Pfarrkirche ist die vierte Kirche am gleichen Standort. Eine erste, spätmerowingische, weist auf die grosse Bedeutung Tuggens seit frühesten Zeiten hin. Tuggen war die Ursparrei des Gebietes, und das Dorf bildete seit dem 8. Jahrhundert den Mittelpunkt der gleichnamigen alemannischen Mark, welche grosso modo die Region der heutigen Obermach mit dem Wägital umfasste.

Ein zweiter Kirchenbau mit grösseren Dimensionen steht für die Zeit der Romanik und entstand um 1100. Dessen Nachfolgebau aus dem 14. Jahrhundert war im zeittypischen gotischen Stil gehalten und brachte Tuggen den ersten Kirchturm, der im Kern und in erweiterter Form noch heute steht. Der gotische Bau überdauerte die Jahre bis in die Zeit des frühen Spätbarocks, als sich die Tuggner Pfarreigenossen zum Bau einer grossen Dorfkirche entschlossen. Treibende Kraft hinter dem Neubau war Pfarrer Johann Melchior Rüttimann aus Uznach, der von 1692 bis 1744 als Geistlicher in Tuggen gewirkt hat. 1733 erteilte die bischöfliche Kanzlei in Konstanz die Baubewilligung für den Kirchenbau. Noch im gleichen Jahr wurden die Arbeiten begonnen, sodass aufgrund der Datierungen der Kanzel und der Deckenbilder (1734) von einem guten Bau-

fortschritt ausgegangen werden kann. Zwei Jahre später wurde die Kirche benediziert und damit für die hl. Messfeier freigegeben. 1743 – zehn Jahre nach Baubeginn der neuen Kirche – weihte der Konstanzer Weihbischof Franz Karl Josef Fugger die gegenüber dem gotischen Bau aus dem 14. Jahrhundert massiv vergrösserte Barockkirche.

Einen nachhaltigen Eingriff erfuhr die Kirche im Rahmen der Restaurierung von 1958/59. Es handelte sich dabei um vier Hauptmassnahmen: Erstens wurde die Kirche im Innern archäologisch gegraben und ausgewertet. Dabei sind die drei bedeutenden Alemannengräber zum Vorschein gekommen. Zweitens wurde der Turm um rund zwei Meter erhöht. Drittens wurde die Kirche nach allen Regeln der Kunst restauriert und viertens verlängerte man aufgrund der grösseren Platzbedürfnisse der prosperierenden Gemeinde das Kirchenschiff um rund sechs Meter gegen Westen. Dabei wurde das so genannte Vorzeichen versetzt, der Eingangsbereich abgebrochen und das Kirchenschiff um eine Jochlänge vergrössert. Mit dem Wegfall der ursprünglichen Eingangssituation sind auch die flankierenden Fenster abgerissen worden. Aus einem dieser Fenster stammt das schmiedeiserne Gitter. Es besteht aus sieben gegensätzlich verlaufenden, wellenförmigen Vierkantstäben, welche mit Manschetten verklammert sind. Weil beim neu gestalteten Hauptportal die beiden seitlich des Eingangs liegenden Fenster nicht mehr übernommen wurden, konnte eine der beiden kunstvollen Vergitterungen im Zuge der Renovationsarbeiten 1958 dem Marchmuseum übergeben werden.

KM

Literatur:

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, Der Bezirk March, Basel 1989, S. 237.

Wyrsch Jürg, Pfarrkirche St. Erhard und Viktor zu Tuggen, Restauration 1998. Festgabe zur 257. Kirchweihe am 29. August 1999, Tuggen 1999.



Kupferstiche: Grinau

1780

Sammlung Beat Fidel von Zurlauben

Papier, Kupferstich, ein Blatt handkoloriert, Tafel 114

15,7 x 22,3 cm

Sammlung Marchring, MR 157, MR 182, MR 698

Der Zuger Baron Beat Fidel von Zurlauben (1720–1799), General in französischen Diensten und Büchernarr, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, eine grössere Anzahl von Ansichten der Schweiz in Buchform herauszugeben. Im heissen Sommer 1777 reiste er in der Schweiz herum. *«Je ramasse des matériaux pour la suite des Tableaux de la Suisse... je garde strictement l'incognito, et je me cache derrière le rideau»*. Mit Zurlauben reisten die 24 besten Künstler Frankreichs, die den Titel *«peintre du Roi»* trugen. Nach dem Probelauf von 1777 erschien 1780 der erste von fünf Bänden der Folioausgabe in wahrhaft königlicher Aufmachung in Paris bei *«Chez Lamy Quai des Augustins»*. Der Titel der drei Bild- und zwei Textbände lautete stolz: *«TABLEAUX TOPGRAPHIQUES, PITTORESQUES, PHYSIQUES, HISTORIQUES, MORaux, POLITIQUES, LITTERAIRES, DE LA SUISSE»*. Als anonymes Autor gilt Baron Beat Fidel von Zurlauben. Die Zeichnungen wurden in Kupferplatten von vielen Stechern graviert. Einige Exemplare sind von Hand koloriert. Die 472 Darstellungen auf 423 Kupferplatten zeigen 318 Veduten, davon 115 ganzseitige und 203 halbseitige, 73 Porträts, 54 Medaillen, 8 kartographische Aufnahmen und einige Trachten-, Historien- und Allegorienbilder.

Die Tafel 114 zeigt unter dem Titel: *«VUE DU CHATEAU DU GRYNAU, Sur la Lint dans la haute marche du Canton de Schweitz, A.P.D.R.»* (Approbation et Privilège Du Roi) eine prachttvolle Ansicht des Turms und des neuen Schlosses von Grinau mit der Situation der Brücke, bevor der Linthkanal 1816 gebaut wurde. Das Blatt wurde von Nicolas Pérignon (1726–1782) gezeichnet und von Bornet graviert.

210

Das Bild wurde seitenverkehrt mit dem Stichel in die Kupferplatte graviert. Technisch ist der Abzug *«avant la lettre»*, also vor der Schrift, als Probe interessant, da noch korrigiert wurde.

Das neue, von Johann Balthasar Kyd 1652 erbaute Schloss diente dem Zweck des Zolleinzugs, fuhren doch die Schiffe unter das Schloss, wo sie geschützt im so genannten Reckgaden kontrolliert wurden. Nur durch das Schloss konnte man die Brücke über die Linth passieren und den Zoll begleichen. Der Dachreiter zeigt die im Schloss integrierte Kapelle. Erst mit dem Schloss entstand die Brücke, vorher bestand einzig ein Fahr. Der Bau wurde später mehrfach umgestaltet, da mit dem Linthkanal das Schloss nicht mehr direkt am schiffbaren Kanal lag und auch die Brücke zwischen Turm und Schloss über den Kanal führte.

Zurlauben schaffte mit diesen *Tableaux de la Suisse* ein Meisterwerk seiner Zeit samt dem ausführlichen Text über die Schweiz. Die Ansicht der Grinau gibt detailgetreu die Lage des Schlosses wieder. JFW

Literatur:

Jauch Ursula Pia, Beat Fidel Zurlauben, Söldnergeneral & Büchernarr, Zürich 1999.

Grinau,
Kupferstich
koloriert



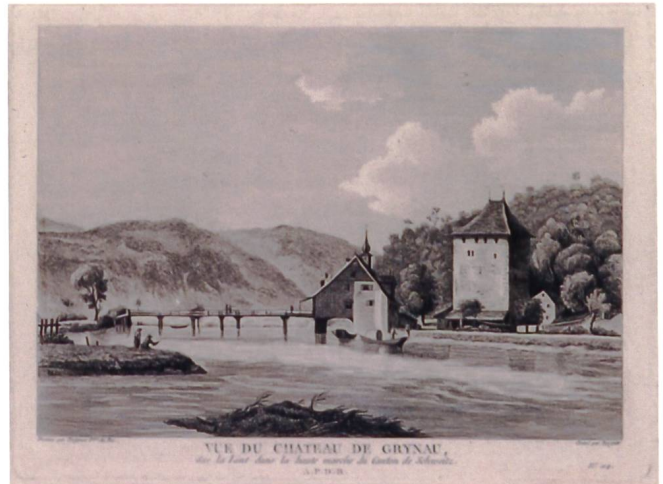
VUE DU CHATEAU DE GRYNAU,
Sur la Lant dans la haute marche du Canton de Schwytz.
A. P. D. R.

N° 21

Grinau, «avant la lettre»



Grinau, Kupferstich



Haustüre

Um 1780

Burlet-Haus, Reichenburg

Nussbaum- und Tannenholz

89 x 178 cm

Sammlung Marchring, MR 200

Von Otto Gentsch (1898–1981), Siebnen, wurde dem Marchring im Dezember 1958 ein geschichtsträchtiges Türblatt übergeben. Es stammte aus dem Stammhaus der Reichenburger Familie Burlet (Stamm Richter Burlet), dem Gebäude Kantonsstrasse 54, das heute noch von Nachfahren dieses Reichenburger Geschlechtes bewohnt wird. Die Burlet waren schon in der frühen Neuzeit in Reichenburg sesshaft und sind bis heute in der Allgemeinen Genossame Reichenburg nutzungsberechtigt. 1780 erbaute Richter Karl Josef Burlet (1729–1783) zusammen mit seinem Sohn das Haus. Bei der Türe handelt es sich um eine in Nussbaum- und Tannenholz gefertigte, repräsentative Eingangstüre, die ganz im Stile ihrer Entstehungszeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gefertigt ist. Das Blatt besteht aus zwei Füllungen, von welcher die obere einen schönen geschwungenen Rokoko-Abschluss aufweist. Der reich verzierte, schmiedeiserne Klopfer in der Mitte ergänzt die zeitgenössische Türfalle. Auffallend sind die Risse im Holz, von denen vor allem derjenige in der oberen Füllung ins Auge sticht. Es handelt sich um eine eigentliche Beschädigung, ähnlich eines Axthiebes oder eines mit viel Kraft ausgeführten Schlags. Von dieser Scharte aus geht ein Sprung durch die ganze Türe hindurch.

Gemäss der Überlieferung und vor allem auch nach der Aussage von alt Gemeindefreier Karl Burlet-Etlin (1910–1996) stammt dieser Bruch des Holzes und die tiefe Verletzung der Füllung aus der Zeit des Sonderbundskrieges.

Der Sonderbund, der sich 1845 zum Schutze der Religion und der uneingeschränkten Kantonsouveränität aus den katholisch-konservativen Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Nidwalden, Obwalden, Zug, Freiburg und Wallis formierte, war nach Ansicht der liberal-radikal geprägten Tagsatzungskantone bundesrechtswidrig. Sie beschlossen im Juli 1847 die nötigenfalls gewaltsame Auflösung des Sonderbundes. Beide Seiten rüsteten auf. Anfangs November begannen die Feindseligkeiten. Die Avantgarde (Vorhut) unter dem St. Galler Oberstleutnant Johann Jakob Kelly (1793–1868) zog am frühen Morgen «in das völlig verlassene Reichenburg ein», wie es in einem 1850 erschienenen Bericht über den Sonderbundskrieg heisst. Obwohl in Reichenburg die Sturmglocken läuteten, hatten sich die Märgler Landsturmsoldaten, welche überhaupt keine Kampfeslust verspürten, längst auf die Höhen bei Schindellegi zurückgezogen. Tatsächlich marschierten die Tagsatzungstruppen noch gleichentags bis nach Lachen, wo sie am frühen Abend «unter grosser Freudenbezeugung der Bevölkerung» empfangen wurden.

Ob der Axt- oder Bajonettstich in der Türe des Hauses Burlet tatsächlich – wie die Überlieferung berichtet – von einem Glarner Soldaten stammt, kann wohl nie mehr verifiziert werden. Mindestens ist belegt, dass Kelly zwei Glarner Infanteriekompanien in Reichenburg zurückliess. Was diese an diesem schicksalhaften 23. November 1847 getrieben haben, ist unklar. Vielleicht rammten sie die Türe bei der krampfhaften Suche nach dem «sonderbündlerischen» Reichenburger Pfarrer Alois Rüttimann (1807–1886) ein?! KM

Literatur:

Bucher Erwin, Die Geschichte des Sonderbundskrieges, Zürich 1966.

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, Der Bezirk March, Basel 1989, S. 323 f.

Ulrich J. B., Der Bürgerkrieg in der Schweiz in seiner Veranlassung, Wirklichkeit und seinen Folgen, umfassend den Zeitraum von 1830 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung 1848, Einsiedeln 1850.



Ansichten von Lachen und Galgenen

Um 1825

Von Heinrich Keller, Friedrich Wilhelm Delkeskamp

Papier, handkolorierte Bleistiftskizzen

17,5 x 25,5 cm, 6 x 18 cm

Sammlung Marchring, MR 699, MR 696

In den Jahren 1830 bis 1835 schuf Friedrich Wilhelm Delkeskamp (20.9.1794 Bielefeld – 5.8.1872 Bockenheim) neun Blätter mit dem Titel «Malerisches Relief des klassischen Bodens der Schweiz». Er bereiste volle 15 Sommer die Schweiz, beabsichtigte eine Erweiterung des Reliefs vom Rhein über die Alpen bis zum Po, gab aber von den beabsichtigten weiteren 25 Einzelblättern nur 10 ganze und 3 halbe Blätter heraus. Unter den ersten Blättern des «Malerischen Reliefs» ist auch eine Vogelperspektive des Oberen Zürichsees und der Linthebene. Die Panoramen wurden nach Natur gezeichnet, von F.W. Delkeskamp radiert, in Aquatinta von Franz Hegi und J.G. Speerli vollendet. Bei der Arbeit half ihm der befreundete Heinrich Keller (11.10.1778 Zürich – 18.9.1862 Zürich), Karten- und Panoramazeichner, der eine kartografische Anstalt in Zürich betrieb.

Die beiden Bleistiftskizzen von Lachen und Galgenen gelten als Skizzen nach Natur, welche dann im Panorama verwendet wurden. Von Lachen existiert noch eine zweite Skizze von Norden, welche einen besseren Überblick bietet als die vorliegende Ansicht, welche von Otto Gentsch als «Ansicht vom heutigen Turnhalleplatz aus» bezeichnet wird. Wer diese Ansicht skizzierte, ist unbekannt. Sie wird Heinrich Keller zugeschrieben, könnte aber auch von Delkeskamp selbst stammen. Deutlich sind im Vordergrund das Seeufer zu erkennen, die Kirche mit den Doppeltürmen und das Haus an der Haab als Sust und Schule ganz rechts. Eindrücklich wirkt die Skyline Lachens zu dieser noch unverbauten Zeit.

Mehr gibt die Ansicht von Galgenen her, welche gemäss den Auktionsangaben aus dem Skizzenbuch des Künstlers stammt, mit den Zusätzen von anderer Hand: «Ausschnitt aus dem Album des Künstlers» und «H. Keller, 1825». Die 1822–1826 erbaute klassizistische Kirche St. Martin kommt voll zur Geltung, links daneben das dreigeschossige Pfarrhaus mit dem Satteldach vor dem klassizistischen Umbau von 1844/45. Links im Hintergrund liegt das Kaplanenhaus, wo auch die Schule war. Noch fehlt das 1861 erbaute Schulhaus. Rechts von der Kirche liegt das ehemalige Armenhaus (gekauft 1885), das Höfli, das 1905 abbrannte. Zudem ist das zweite, 1825 erbaute Beinhaus erkennbar, welches bereits 1865 nicht mehr existierte.

Diese Skizzen sind lokalhistorisch ebenso wertvoll wie die gesamte Panoramakarte von F. W. Delkeskamp, welche akribisch genau die Gegend darstellt und somit mit einer vermessenen Landkarte beinahe konkurrenzieren kann.

JFW

Literatur:

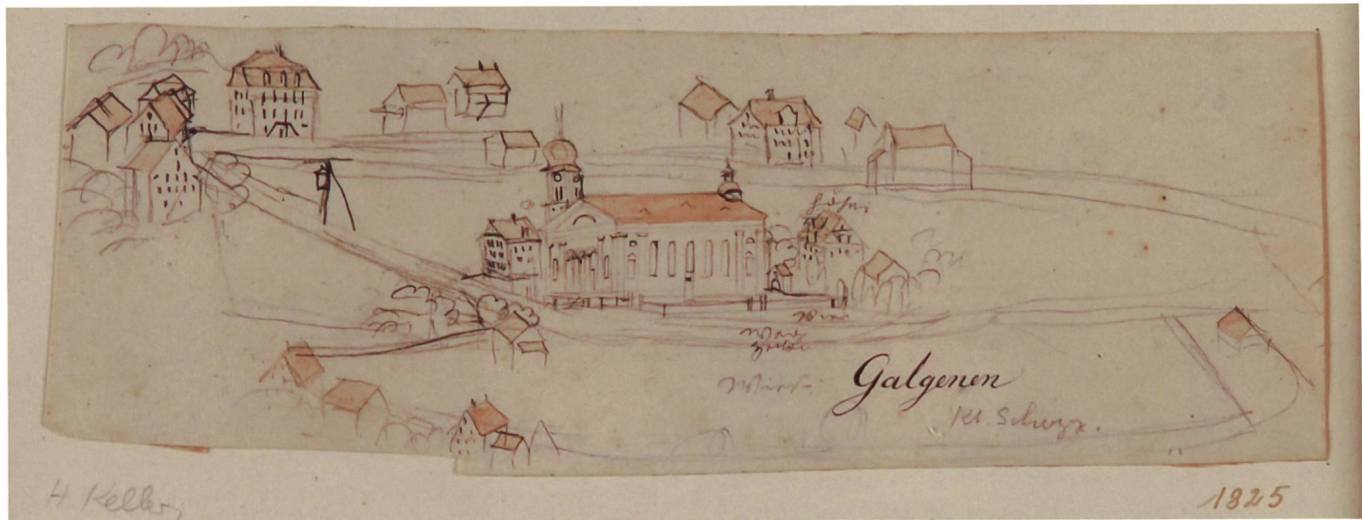
Michel Kaspar, Dr. oec. publ., Lachen, Das Dorf auf alten Ansichten, Bd. 3, Lachen 1983.

Stählin-Tschanz Bethli, Bilder der March, vom Holzschnitt zur Holzstichillustration, Marchringheft 33, Lachen 1994.



Lachen

Galgenen



Ansicht von Altendorf und Lachen

Um 1835

David Alois Schmid

Papier, Aquarell

37 x 44 cm (mit Rahmen)

MR 1507

Das 1984 in einer Auktion vom Marchring mit Hilfe des Bezirks erstandene Aquarell ist nicht signiert, wird aber dem Stil nach David Alois Schmid zugeschrieben. Es dürfte irgendwann zwischen 1820 und 1840 entstanden sein. Das leicht und luftig gemalte Aquarell besticht durch seine Tiefe, die leuchtenden Farben und die Präzision von Landschaft und Perspektive. Stolz ragen die Doppelturmfassade der Kirche Lachen und der spitze Kirchturm von Altendorf heraus. Beide prägen die Landschaft nebst den vielen Bäumen und der noch weitgehend unberührten, unüberbauten Natur. Der Vordergrund des Berghangs bis zum See dominiert in einem hellen Branton, der Hintergrund mit der Bergkette der Wägitalerberge bis zum Hirzli und dem Mürtschenstock im Hintergrund, dem Schärerberg, Federispitz und dem Speer auf der linken Seite zeigen die Tiefe der Berglandschaft in Grün und Blau und kontrastieren mit dem hellen Blau des Zürichsees. Die Landschaft March liegt dem Betrachter zu Füßen. Andeutungsweise sind auch die Bauten der Seestadt erkennbar und rechts wohl der Hof Muschelberg gegen das Tal hin.

David Alois Schmid wurde in Schwyz als zweiter Sohn des Kürschners gleichen Namens am 9. Februar 1791 geboren und widmete sich wie seine beiden Brüder Martin und Franz der Kunst. Berühmt als Künstler ist auch sein jüngerer Bruder Franz Schmid (1796–1851), während der älteste Bruder Martin Schmid (1786–1842) weniger bekannt ist, obwohl er ein geschickter Porträtmaler war. Glücklicherweise konnte David Alois sich in der Malerkolonie Bleuler

in Feuerthalen bei Schaffhausen ausbilden und besonders seine Gouachetechnik verbessern. Er verstand es im Gegensatz zu seinem Bruder Franz, seine Kunst in Geld umzumünzen. Zweimal war er verheiratet. Leider starben sieben seiner zehn Kinder schon früh, darunter der einzige Sohn Melchior mit 17 Jahren als angehender Künstler in München.

David Alois Schmid reiste viel, weilte 1842 in Italien und zeichnete in Rom das Panorama vom Monte Pincio aus, das sein Bruder Franz als Umrissradierung vervielfältigte. Nebst Gouachelandschaften an Zimmerwänden sind seine Aquarelle von Schweizertrachten weit verbreitet. Er zeichnete und aquarellierte eine Vielzahl von Ansichten und Panoramen, die er auch in Radierung, Aquatinta und Lithographie herausgab. Eines seiner besten Werke ist das grosse Aquarell «Schwyz und seine Umgebung», das 1858 lithographiert wurde. David Alois Schmid starb am 2. April 1861 in Schwyz. JFW

Endnote:

Brun Carl, Schweizerisches Künstler-Lexikon, Frauenfeld 1905–1917, Band III.

Rickenbacher Felix, Die Brüder Schmid aus Schwyz, Maler und Kupferstecher des 19. Jahrhunderts, Schwyzer Heft Band 30, Schwyz 1984



Das Bad Nuolen

1832	1865–1876
Von Meinrad Kälin	F. Beidler
Papier, Aquatinta	Lithographie
17 x 22 cm	10 x 16,5 cm
Sammlung Marchring, MR 1579	MR 1666 L

Beide Abbildungen von Nuolen zeigen die Entwicklung zur Industrialisierung. Sie stellen Hotel und Mineralbad in den Mittelpunkt. Die Sicht ist identisch, nicht aber die Gewichtung des Bades, welches neben dem ersten Industriebau von Caspar Honegger betont wird.

Meinrad Kälin (um 1790–1834) von Einsiedeln schuf um 1830 die Aquatinta «Das Bade-Haus in Nuolen». Nach dem Gymnasium in Einsiedeln wirkte er als Zeichner, Maler, Kupferätzer und Aquarellist und stieg zum Bezirksstatthalter auf. Im Zentrum steht die alte Kirche, welche vor 1635 erweitert wurde und 1876 einem Neubau weichen musste, welcher 1967 abgebrochen wurde. Pfarrer Paul Henggeler beschrieb 1830 das daneben stehende hölzerne Pfarrhaus mit Klebdächern in einem «garstigen Zustand» und liess es verbessern. Deutlich sticht das eben von den Galgener Gebrüdern Benedikt Diethelm und Dr. med. Kaspar Diethelm erbaute Kurhaus hervor, welches dank den Publikationen des bekannten Balneologen Dr. med. Gabriel Rüesch und dem Dichterpfarrer Paul Henggeler rasch bekannt und von vielen Leuten besucht wurde. Links sind deutlich die alte Mühlehofstatt und die erste Spinnerei sichtbar, die 1837 wohl abbrannte, wo später das Mülihus entstand. Mit dem Badhotel stieg Nuolen zusammen mit dem eloquenten Pfarrer Paul Henggeler, der die Gäste als gebildeter Gesellschafter mit Witz und Geist begeisterte, zum snobistischen Zentrum der March auf.

Die Lithographie von F. Beidler zeigt gut 30 Jahre später ein anderes Nuolen. Das «Hôtel & Mineralbad Nuolen am Zürichsee bei Lachen» dominiert im Zentrum des Bildes, weit grösser als es tatsächlich ist, und verdrängt damit bewusst die neuen Industriebauten mit dem schlotenden Kamin links. Noch stehen die alte Kirche und das Pfarrhaus, verschönert zwar, aber ohne typische Klebdächer. Im Vordergrund beeindruckt die klassizistische Fabrikantenvilla Hürlimann-Weber mit dem parkähnlichen Garten, seit 1935 «Gasthaus zum Bad». Rechts liegen das Haus Irigerwis, der Donnerhof und das Sagihus. So entwickelte sich der Badeort Nuolen zum Industriedorf mit Säge, Mühle und später durch den mehrmaligen Ausbau des Mühlebachs mit Spinnerei, welche einen Betrieb von 6000, dann gar 12000 Spindeln erlaubte.

Die Geschichte des Bades ist alt und vielfältig. 1808 wurde es neu entdeckt und zu Badezwecken genutzt, bis 1830 das neue Badehaus gebaut wurde, das von Dampfschiffen angelaufen wurde. Der Erfolg kränkelte ab 1850 trotz einiger Handänderungen bis zum Konkurs 1917. 1934 erwarben es die Patres der Heiligen Familie und errichteten ein Internat mit Mittelschule.

JFW

Literatur:

- Brun Carl, Schweizerisches Künstler-Lexikon, Frauenfeld 1905–1917, Band III.
 Heim Johannes, Das Mineralbad Nuolen, Zur Geschichte des einst bekanntesten Mineralbades am Oberen Zürichsee, Schwyzer Hefte 21, Schwyz 1981.



Meinrad Kälin
Aquatinta 1832

F. Beidler
Lithographie 1865-1876



Porträts: Johann und Elisabetha Huber-Bamert

Um 1850

Unbekannter Porträtist

Öl auf Leinwand

40 x 30 cm

Sammlung Marchring, MR 1171, MR 1172

Die beiden Porträts gelangten aus dem Nachlass der Porträtierten, deren Sohn Josef Franz nach St. Gallen gezogen war, über die Urenkelin Frau Maria Meyer-Huber an ihre Cousine Helena Zehnder-Truninger, Herisau, welche die Bilder dem Marchring schenkte. Für ein Jahr durften sie nochmals im neu eröffneten Huber-Haus weilen. Leider fehlen die Angaben über die Künstler und die Entstehungszeit. Es wäre durchaus möglich, dass das Porträt von Frau Huber-Bamert später gemalt wurde und erst noch von einem anderen Porträtisten.

Die unsignierten Porträts in Öl auf Leinwand stellen den Ratsherrn Johann Josef Huber (20.6.1790–14.4.1868) und seine Gemahlin Frau Maria Anna Elisabetha Josefa geborene Bamert (28.12.1800–25.10.1874) dar. Beiden Porträts ist das jeweilige Vaterhaus beigegeben, bei Johann Josef Huber das Huber-Haus mit dem Huber-Wappen über der Supraporte, das heutige Gemeindehaus, und bei der Gattin das Paradiesli an der Buchbergstrasse oberhalb des heutigen Tuggicenters. Sie wuchs im Jahre 1813 allerdings im Hause des Ratsherrn Gregor Ignaz Bamert im Holeneich auf und weilte vor der Heirat am 17. Februar 1817 kurze Zeit im Kloster Maria Opferung in Zug.

Johann Josef Huber war der älteste und einzige Sohn, der das Erwachsenenalter erreichte. Seine Eltern waren Kirchenvogt Josef Franz Heinrich Huber (1757–1848) und Maria Anna Katharina Pfister vom Rainhof, die zusammen das Huber-Haus bewohnten. Die Politik war ihm in die

Wiege gelegt. Sein Grossvater, Josef Heinrich Huber (1734–1817), wirkte als Landammann und liess 1773/74 das Huber-Haus erbauen, während sein Grossvater mütterlicherseits als Säckelmeister amtierte. Die Familie stammte aus der Oberschicht, welche die politischen Ämter besetzen konnte. Allein sein Vater hatte sich, wohl aus Rücksicht auf seinen Bruder, Landammann Johann Josef, zurückgehalten. Der abgebildete Johann Josef Huber nun amtierte von 1822 bis 1840 als Ratsherr, diente als Leutnant, Kirchenvogt und ab 1830 als Richter. In seinem Hause, dem Huber-Haus, wurde die Kirchenlade seit 1838 aufbewahrt. Der fortschrittliche und aufgeschlossene Familienvater zog sich mit 63 Jahren aus dem öffentlichen Leben zurück. Seiner Ehe entsprossen 4 Kinder und 22 Enkelkinder.

Nach seinem Tod 1868 musste das Huber-Haus leider wegen Erbstreitigkeiten und der schlechten Finanzlage an August Weber, Schreinermeister und Gemeindeschreiber, verkauft werden. 1888 kaufte es die Gemeinde und baute es zum Armenhaus um. 1986 wurde die Renovation genehmigt und 1989 wurde das Gebäude im alten Glanz des Herrschaftshauses feierlich als Gemeindeverwaltung mit einem Anbau im Norden eingeweiht. JFW

Literatur:

Wyrsch Jürg, Huber-Haus Tuggen, Festschrift zur Einweihung des Huber-Hauses als Gemeindeverwaltung, Lachen 1989.



Ratsherr Johann Huber



Elisabetha Huber-Bamert

«Panorama von Rapperswil und vom Zürichsee»

1835

Johann Baptist Isenring

Papier, bunte Aquatinta

37,5 x 142,5 cm

Sammlung Marchring, MR 1086

Panoramen waren zu dieser Zeit en vogue, zuerst von Berggipfeln, später von anderen Aussichtspunkten. Hier ist die Sicht auf Jona und Rapperswil bereits vereinigt. Uns interessiert der Blick ans andere Ufer, über den See hinweg nach Altendorf und Lachen, zum Wägital und zum Buchberg.

Nach einer Zeichnung von David Alois Schmid (9.2.1791–2.4.1861) gestaltete Johann Baptist Isenring (12.5.1796 Lütisburg – 9.4.1860 St. Gallen) dieses Panorama. An der

Münchener Akademie ausgebildet, schuf er 50 grosse Blätter der Kantonshauptorte und anderer Schweizer Städte. Allem Neuen zugetan, reiste er 1838 wegen der ein Jahr zuvor gemachten Erfindung von Louis Jaques Mandé Daguerre (1781–1851) nach Paris, schaffte sich einen Apparat an und versuchte die Daguerreotypie im Vorfeld der eigentlichen Fotografie. Stets aber blieb er seinem ursprünglichen Handwerk treu und aquarellierte viele Blätter, was er perfekt beherrschte. Er schuf eine grosse Zahl von Ansichten der Schweiz, die er im eigenen Verlag in St. Gallen herausgab. Seine grossen Blätter der Kantonshauptorte und der Städte sind gesuchte Sammlerstücke.

Die leuchtende Darstellung zeigt vom Meyenberg aus die Stadt Rapperswil, den Steg nach Hurden und Teile von Jona und Kempraten im Vordergrund. Eindrücklich dargestellt sind das Panorama vom Speer links über den Mürt-



schenstock, das Hirzli und die Wägitaleralpen bis zum Etzel und das Ufer der Bezirke March und Höfe. Einzelheiten sind wenige zu sehen, aber Altendorf und Lachen sind klar erkennbar und Schübelbach und Galgenen bezeichnet. Das Bild ist sicher nach 1829 entstanden, denn damals wurde die gut sichtbare Holzbrücke über die Jona errichtet. Die Pfarrkirche Jona ist noch im alten Zustand vor der Erweiterung und dem neugotischen Turmhelm von 1852.

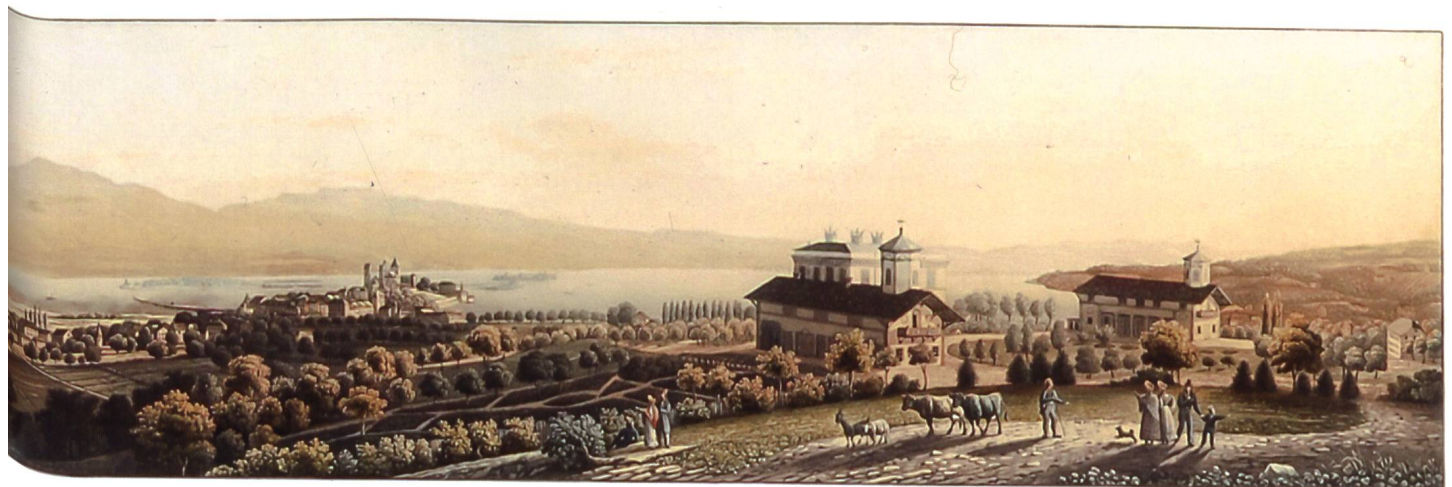
Bereits verkehrt ein Dampfschiff auf dem Oberen Zürichsee, welches gegenüber dem Kloster Wurtsbach viele Gäste ins Bad Nuolen brachte. Das Bad profitierte stark von diesem neuen, modernen Verkehrsmittel. Eine spätere Serie der «schönsten Standorte der Vereinigten Schweizerbahnen» zeigt 1859 die gleiche Ansicht neu mit der Dampfeisenbahn bei Jona und neuen Industriebauten. Rechts im Bild imponiert die «Villa Meyenberg», von den zwei Ökonomiege-

bäuden mit den Türmchen teils verdeckt, die für den Courturier Johann Jakob Staub 1828 erbaut wurde. Ebenso sticht die Fabrikantenvilla «Grünfels» der Gebrüder Brändlin in Jona hervor und der klassizistische Gasthof Schlüssel an der alten Jonastrasse. Typisch war damals, dass sich der Zeichner links im Vordergrund selbst darstellt. JFW

Literatur:

Brun Carl, Schweizerisches Künstler-Lexikon, Frauenfeld 1905–1917, Band III.

Handke Barbara, Rapperswiler Stiche, Rapperswil 1979.



Porträts: Erhard und Theresia Spiess-Mäder

1863 und 1865

Fotografiert von Anton Wilhelm, Reichenburg

Glasplatten, Ambrotypien

15 x 12,5 cm, Bildausschnitt oval 9,6 x 7,5 cm

Sammlung Marchring, MR 1805, MR 1806

Im dreiundzwanzigsten Altersjahr liessen sich Josef Erhard Spiess und seine zwei Jahre jüngere Gattin beim ersten professionellen Fotografen der March, Anton Wilhelm (1818–1897), in Reichenburg fotografieren. Im Festtagskleid sitzen sie vor dem Fotografen. Damals hatten sie noch einige Minuten still auszuharren. Wilhelm benutzte hier eine Ambrotypie, im Wesentlichen ein Glasnegativ mit nassem Kollodiumverfahren auf schwarzem Hintergrund, der bewirkt, dass das Bild positiv erscheint. Die Bilder wurden wie bei Theresia Spiess meist in einem Rahmen gezeigt und dienten als preisgünstiger Daguerreotypie-Ersatz.

Erfunden wurde die Fotografie 1839 vom Franzosen Louis Jacques Mandé Daguerre. Vom französischen Staat wurde sie gekauft und der «Welt geschenkt». Eine versilberte Kupferplatte wird mit Joddampf lichtempfindlich gemacht, nach Belichtung in Quecksilberdampf entwickelt und mit Natriumthiosulfat fixiert. Die Belichtungszeit betrug 1839 noch 15 bis 30 Minuten, konnte später durch die Steigerung der Lichtempfindlichkeit mit speziellen Silber Salzen auf 10 bis 30 Sekunden reduziert werden. Bei den vorliegenden Ambrotypien handelt es sich aber um ein Direkt-Positiv auf einer Glasplatte. Der Hauptnachteil dieses nassen Kollodiumverfahrens bestand in der sofortigen Verarbeitung. Man konnte nicht trocknen lassen ohne starken Empfindlichkeitsverlust. Erst Richard Leach Maddox brachte 1871 die Gelatine-Trockenplatte auf den Markt.

Josef Erhard Spiess wurde auf dem Wygärtli am 4. September 1839 geboren und starb im März 1908. Seine Eltern waren Josef Erhard Spiess und Maria Elisabeth Spiess-Pfister. Aus der Verbindung mit Theresia Mäder (1842–1917) gingen mindestens drei Knaben und ein Mädchen hervor. Der Älteste, Erhard, geboren am 14. März 1869, gründete 1893 die Maschinenschiffstickerei in Tuggen gemeinsam mit seinem Schwager. Seine Schwester Josefina war mit dem späteren Bezirksammann August Spiess verheiratet. Das Wygärtli muss um 1862 an Martin Alois Pfister verkauft worden sein. Der Weinberg ging vor 1920 ab. Leider brannte das stattliche Haus im Mai 1943 nieder.

Die Porträts zeigen zwei wohlhabende, modisch gekleidete junge Leute, die im Studio in Reichenburg sitzen. Erhard Spiess trägt zwei Fingerringe, hält in der rechten Hand lässig eine Zigarre und die Uhrkette glänzt. Theresia zeigt sich im elegant getupften Kleid, trägt glänzende Ohrringe, eine Brosche am Hals und einen Fingerring. Mit ihrer Linken hält sie einen hellen Hut mit breiter Schleife. JFW



Ambrotypie: Erhard Spiess



Ambrotypie: Theresia Spiess-Mäder

Sechs Dorfansichten

Um 1910

Fotograf unbekannt, angekauft 1978

Papier, Fotografien

Siebnen: 24 x 17,8 cm, Rest unterschiedliche Formate

Sammlung Marchring, MR 1108

Nachdem sich durch die Entwicklung des Bromsilberpapiers ab 1885 die Fotografie zum industriellen Massenprodukt entwickelt hatte, entstanden überall Fotografien. Die sechs ausgewählten Fotos zeigen Ortschaften der March um 1910. Noch fehlte überall der Asphalt, der die Staubplage vertrieb, und doch waren Fotoaufnahmen nichts Alltägliches, sodass sich die Leute in die Strasse stellten. Betrachten wir besonders Siebnen.

Siebnen nach 1906 und vor 1922

Siebnen, von der Anhöhe herunter gesehen, präsentiert sich als typisches Industriedorf, denn die grossen Bauten bestimmen das Bild. Bereits steht die erste protestantische Kirche der March in der Bildmitte, die von Johann Jakob Breitingen gebaut und 1878 geweiht wurde. Den rechten Bildrand ziert das Schulhaus von Siebnen-Schübelbach, welches 1893/1894 nach Plänen von Emanuel Walcher-Gaudy erbaute wurde.

Rechts der Wägitaler Aa steht der erste Fabrikbau von Caspar Honegger, 1834 erbaut und 1842 erweitert, 1883 von Johannes Wirth als Weberei übernommen und 1981 abgebrochen. Links der Aa steht die Spinnerei Siebnen-Galgenen, von den Sägereibesitzern Gebrüder Martin und Johann Josef Waldvogel auf dem Mühlewisli zwischen 1836 und 1840 erbaut, später von Honegger gepachtet und 1857 dem Glarner Georg Wild verkauft. Nach wechselnder Geschichte bis zum Konkurs wurde die Spinnerei 1968 stillgelegt und 1986/87 umgebaut.

226

Monumental steht rechts des Kanals die ehemalige Spinnerei Siebnen-Wangen. Sie wurde 1852 bis 1854 von Caspar Honegger auf dem Land erbaut, das die Genossame Wangen gegen Wuhrpflicht abgetreten hatte. Von ursprünglich 12 000 auf 18 000 Spindeln ausgebaut, wurde sie 1883 von der Firma Wirth übernommen und 1979 stillgelegt. Auch die rechtwinklig die Spinnerei auf drei Seiten umfassenden, meist eingeschossigen Nebenbauten und der Kamin des Dampfkesselhauses sind deutlich zu erkennen.

Nördlich der Strasse nach Lachen steht die 1896 von Schreinermeister Peter Rüttimann gegründete Möbelfabrik mit den Erweiterungen von 1906. Noch fehlt der kathedralenähnliche Bau des Kraftwerkes Wägital von 1922 und 1923.

Altendorf ist mit der Kapelle St. Johann vertreten, Lachen mit einer wohl von dort aufgenommenen Sicht auf die alles überragende Kirche mit den Zwillingstürmen, Wangen mit einem Blick vom Buchberg auf den alten Dorfkern um die Kirche, Tuggen mit dem Blick zwischen den Restaurants Löwen und Hirschen auf die Kirche und Galgenen mit einem prachtvollen Blick auf die Ebene der Wägitaler Aa zwischen dem Galgenerberg und dem Buchberg. JFW

Siebnen um 1910



Siebnen um 1910



Tuggen um 1910 mit Löwen, Kirche und Hirschen



Lachen um 1910



Altendorf, Kapelle St. Johann



Wangen um 1910





Galgenen um 1910





Sechs Postkarten

Um 1900 bis 1920

Verlage G. Schnellmann-Betschart, Lachen,
Leopold D. Guggenheim und Max Roon, Zürich

aus der Sammlung August Spiess, Tuggen

Papier

14 x 9,2 cm

Sammlung Marchring, MR 971

Als sich die Fotografie zum Massenprodukt entwickelte, verlief parallel dazu die Verbreitung der farbigen Postkarte, der so genannten Chromolithographie. Der Steindruck, 1798 von Alois Senefelder erfunden, wurde 1837 von Godefroy Engelmann in eine farbige Form gebracht, die bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts für qualitativ hochstehende, aber auch aufwendige Illustrationen diente. Er wurde vom fotomechanischen Lichtdruck für Fotos und später vom Offsetdruck abgelöst.

Lachen zeigt sich um 1900 von der besten Seite. Zwei Pferdekutschen stehen vor dem Hotel Bären und der Konditorei von A. Bucher. Der spätklassizistische Schönegg-Brunnen von 1875 ziert die «Herrenstrasse», heute Herrengasse. Im Hintergrund ist die Silhouette der beiden Kirchtürme zu erkennen. Stolz wird auch der moderne Bahnhof von 1874 präsentiert. Die Bahnlinie Zürich–March–Glarus wurde am 18. September 1875 eröffnet.

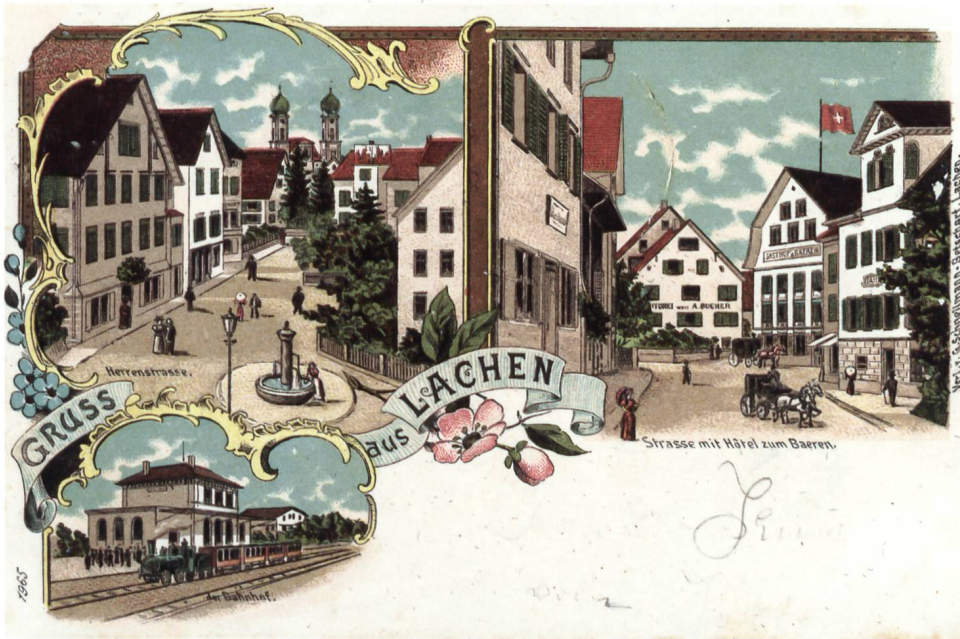
Vorder- und Inner-Wäggitthal, wie damals die Gemeindennamen lauteten, zeigen sich mit den prachtvollen Alpenpanoramen. Vorderthal stellt die 1778 gebaute Kirche in den Mittelpunkt. Daneben sind das neue, zweite Schulhaus von 1898 und die 1864 erbaute Wirtschaft und Pension Rössli zu sehen. Selbst die 1866 erbaute Spinnerei ist als Fabrik rechts beschriftet. Noch gelangen die Grüsse aus Alt-Innertal zu uns mit dem ehemaligen Dorf im Talbo-

den, der Kirche, der Post samt vorbeirauschender Postkutsche und dem Gasthaus zum Schäfli. Das bekanntere Hotel und Bad Wägital fehlt.

Wangen präsentiert sich mit der Südlage am Buchberg. Vergrössert dargestellt sind das zweite, am 18. April 1892 eingeweihte Schulhaus, der stattliche Neubau des Gasthauses zur Mühle von 1895 mit einem siebenachsigen Trakt am Ostufer des Mühlebachs, die nach 1889 ausgebaute Sägerei und die um 1900 durch Karl Honegger aus Zürich errichtete, mechanische Seidenweberei mit Elektrizitätswerk am Mühlebach, die spätere Seidenweberei Jakob Meier AG.

Schübelbach lässt den Blick über den alten Dorfkern und über die weite Linthebene schweifen. Die 1604 geweihte Kirche, das 1901 erbaute, zweite Schulhaus und der um 1778 errichtete Pfarrhof werden in einer Reihe dargestellt. Ausserdem ist der Gasthof zum Adler im Dorfkern abgebildet, der als erstes Pfarrhaus diente, das 1805 in Privathand kam, erst aber seit 1865 zum Adler hiess.

Reichenburg liegt vor dem Panorama der nahen Glarnerberge. Gezeigt werden die zweite, 1885 geweihte, neuromanische Kirche, das 1742 erbaute und 1891 frisch renovierte Pfarrhaus und das 1862 erbaute, erste Schulhaus. JFW



Lachen

Vorderthal

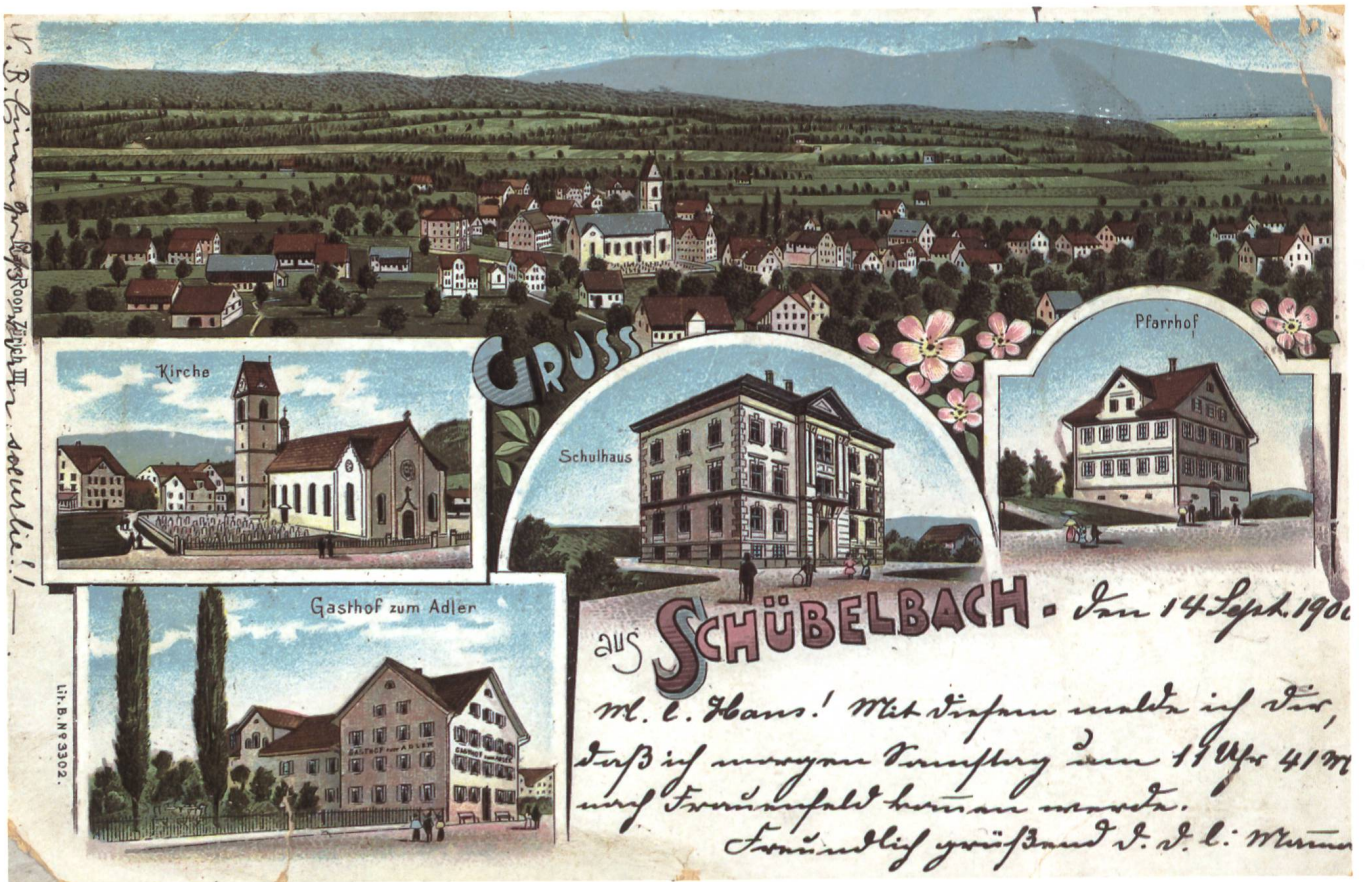




Alt-Innerthal



Wangen



Schübelbach



Reichenburg

Porträts: Johann und Maria Schnellmann-Bruhin

1836

Vermutlich von Josef Alois Witta (1816–1848)

Herkunft: Rainhof Schübelbach

Öl auf Leinwand

Je 28 x 23,5 cm o. R. / 35 x 30 cm m. R.

Sammlung Marchring, MR 213, MR 214

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Bildniskunst von breiten Schichten aufgenommen. Glieder von bedeutenderen Familien liessen sich porträtieren. Zu diesem Kreis zählte auch das dargestellte Paar. Kantonsrat Johann Dominik Schnellmann (1771–1847) stammte aus einer alten genössigen Wangner Familie. Sein Urgrossvater, Johann Martin Schnellmann (*1656), amtete als Kirchenvogt in Nuolen und sein in Wangen geborener Vater Johann Dominik (1725–1775) als Ratsherr. Seine zweite Ehefrau Maria Anna Theresia Bruhin (1778–1837) war die Tochter des angesehenen Landammanns Josef Anton Pius Bruhin (1754–1847) von Schübelbach und der Maria Elisabeth Müller (*1751) von Altenburg bei Rheinau. Ihr Vater liess sich mit dem Hof eines der wenigen herrschaftlichen Märgler Wohnhäuser erbauen und seinem patrizischen Gehabe entsprechend mit seiner Gemahlin vom überragenden Bildnismaler Felix Maria Diogg porträtieren.

Die Brustbildnisse des Ehepaars Schnellmann-Bruhin sind signiert mit «J.L.W. anno 1836» und vermutlich Josef Alois Witta (1816–1848) aus Uznach zuzuschreiben. Dieser galt einst als meist beschäftigter Uznacher Bildnismaler. Zu seinen Auftraggebern gehörten die bedeutendsten Familienglieder des Städtchens. Vermutlich zählte er neben dem berühmten Uznacher Zeitgenossen Paul Melchior Deschwanden und dem Lachner Georg Anton Gangyner zu den Schülern des beachtlichen Zuger Historien- und Bildnismalers Johann Kaspar Moos (1774–1835).

Das einander zugewandte, schräg nach vorne blickende Paar ist in naturalistischer, biedermeierlicher Manier vor neutralem Hintergrund wiedergegeben. Das Hauptinteresse gilt den Gesichtern, der Kleidung und den wesentlichen Charakterzügen. Maria Schnellmann-Bruhin trägt ein einfaches, dunkles Kleid mit Kragen und weissem Seidentuch. Ihr schmales Gesicht hebt sich wirkungsvoll vom dunkelbraunen Grund ab. Ihre Haare sind glatt nach hinten zu einem versteckten «Ribel» gekämmt. Sie schmückt sich nur mit einfachen Granatkettchen, Ohringen, einer Brustnadel und dem schmucken Kreuz an schwarzem Band. Die spitzenbesetzte und mit Blumen verzierte Kamphaube hingegen verleiht der in sich gekehrten, leidenden Frau einen vornehmen Anstrich. Nur ein Jahr später verschied sie nach mehrjähriger Krankheit in Gegenwart ihrer 12 Kinder. Ihr Gatte wirkt mit den in die Stirn gekämmten kurzen Haaren, dem dunkelbraunen Rock mit Revers, der schwarzen Weste und der schwarzen Halsbinde auf weissem Hemd mit Spitzenkrause entsprechend distinguirt. Der Maler gab Johann Dominik Schnellmann mit den kecken Gesichtszügen ein vorteilhaftes, energisches Aussehen.

BD

Literatur:

Hunger Jakob Johann, Genealogie der Gemeinde Wangen, um 1880. Orig. Pfarrarchiv Wangen, B.10, S. 106, Nr. 50, 52, S. 109, Nr. 66.

Jörger Albert, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz NA Bd. II, Basel 1989, S. 355.

Oberholzer Paul, Uznacher Porträtmaler, Uznach 1982, S. 33 f.



Porträt: Landammann Vital Schwander (1841–1909)

1892

Von Franz Vettiger

Öl auf Leinwand

81 x 67 cm

Sammlung Marchring, MR 2605

Die Schwander sind ein altes Märgler Landleutegeschlecht. Das Stammhaus der älteren, heute noch bestehenden Linie ist die «Schleipfenmühle» (1914 abgebrochen) östlich des Spreitenbachs auf Galgener Gemeindegebiet. An derselben Stelle stand ursprünglich die «Burg Ruchenstein». 1867 erbaute – unmittelbar neben dem Stammhaus – die Familie Vital Schwander die so genannte «Villa Schwander». Mehrere Vertreter der Familie Schwander stiegen in die höchsten politischen Ämter auf. Vital (1) Schwander (1804–1882) war Kantonsrichter. Sein Sohn Vital (2), den der Uznacher Maler Franz Vettiger (1846–1917) in Öl porträtiert hat, wurde 1841 geboren und studierte nach Sekundarschuljahren in Lachen an den Mittelschulen von Sarnen und Pruntrut. Sein Gemälde ist hier abgebildet. Vital (2) Schwander durchlief etliche Funktionen und Ämter auf Gemeinde- und Bezirksebene, bis er in die kantonale Politik einstieg. Er war Aktuar der Armenpflege (ab 1857!), Gemeindefondsverwalter, Präsident der Genossame Lachen (1887–1909), Kreispräsident, Kreisrichter (ab 1864) und Bezirksrichter (1868–1874). 1868 wurde er für die konservative Partei in den Kantonsrat gewählt, dem er 40 Jahre lang angehörte. Drei Jahre später wählte ihn der Schwyzer Souverän in den Regierungsrat, in welchem er bis zu seinem Tode im Jahre 1909 das Armen- und Vormundschafswesen leitete. Das Doppelmandat Kantons-/Regierungsrat war damals eher die Regel als die Ausnahme. Von 1883 bis 1908 sass Vital (2) Schwander zudem im Nationalrat und trat somit auch in die eidgenössische Politik ein. Eine seiner grössten politischen Leistungen ist die

Forcierung der Gründung der Schwyzer Kantonalbank, welche er unter anfänglichen Widerständen und «mit grosser Beharrlichkeit» realisierte. Das Porträt, das 1892 gemalt und 1993 von der Familie dem Marchring geschenkt wurde, zeigt denn auch eine energische und selbstbewusste Persönlichkeit. Das Gegenstück mit dem Abbild der Ehegattin, Regina Schwander, geb. Weber (1842–1920) ist ebenfalls im Museumsbestand.

Unter den Nachkommen des Ehepaars Schwander-Weber sind weitere bekannte Politiker und Juristen zu nennen: Vital (3) Schwander-Vettiger (1884–1973) war ebenfalls Nationalrat (1919–1925) und während 28 Jahren Regierungsrat. Nebenbei amtierte er als Präsident des obersten Gerichtshofes des Fürstentums Liechtenstein und während 50 Jahren als Präsident der Genossame Lachen. Einer seiner Söhne, Vital (4) Schwander-Züger (1913–2005), wurde Rechtsprofessor und Bundesrichter, der andere, Paul Schwander-Züger (1920–1998), ein kantonsweit bekannter Rechtsanwalt und Politiker. Vital (5) Schwander-Brunner, geb. 1943, Sohn von Vital (4), amtierte von 1980 bis 2004 als Kantonsgerichtspräsident. Sein Sohn Vital (6) wurde 2004 geboren.

KM

Literatur:

Der Stand Schwyz im Bundesstaat, Schwyz 1998.

Der Stand Schwyz im hundertjährigen Bundesstaat 1848–1948, Dem Volk und den Behörden dargeboten vom Regierungsrat, Einsiedeln 1948.

Jörger Albert, 600 Jahre Genossame Lachen – Geschichte einer Allmeindgenossenschaft in der March, Lachen 2006.



Porträt: Dr. med. Alois Ruhstaller (1804–1863)

1827

Von Georg Anton Gangyner

Öl auf Leinwand

55 x 46 cm

Sammlung Marchring, MR 802

Aus dem Nachlass von Dr. med. Carl Ebnöther (1890–1948), Lachen, sind dem Marchring 1977 zwei schöne Porträts übereignet worden. Es handelt sich um Ölgemälde von Dr. med. Josef Alois Ruhstaller (1804–1863) und seiner Gattin Maria Antonia Agnes Ruhstaller-Büeler (1805–1849). Die beiden Porträts sind in zweierlei Hinsicht interessant und bedeutend: Erstens zeigen sie mit Dr. Alois Ruhstaller eine verdiente und bekannte Lachner Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts und zweitens sind die Porträts typische Erzeugnisse des damals erst 18-jährigen Lachner Kunstmalers Georg Anton Gangyner (1807–1876), der durchaus als Porträtist des neuen und aufstrebenden Bildungsbürgertums bezeichnet werden kann.

Dr. Alois Ruhstaller war Bezirksarzt und praktizierte im «Schlössli» an der Marktstrasse in Lachen. Nebenbei amtierte er als Präsident des Bezirksgerichts (ab 1844) sowie seit 1832 als Bezirks- und Grossrat. Eine wichtige Funktion übernahm er während des Sonderbundkrieges im Spätherbst 1847. Damals rückten die eidgenössischen Tagsatzungstruppen gegen den Kanton Schwyz vor, der sich mit sieben weiteren Kantonen zu einem Sonderbund als «Schutzbund» gegen die Zentralisierungsbestrebungen der regenerierten Kantone zusammenschloss. Am 23. November 1847 rückten die eidgenössischen Truppen auch in die March ein, welche mit wenig Enthusiasmus in das schwyzerische Kriegsgeschrei einstimmte. So wurde denn die March von den St. Galler Truppen auch kampflos am Morgen und Mittag besetzt. Am frühen Abend unterzeichne-

ten der Bezirkslandammann, der Schübelbachner Dorflehrer Jakob Michael Ruoss (1790–1870), sowie Dr. Alois Ruhstaller namens der Bezirksmilitärkommission die vom Thurgauer Obersten Jakob Keller diktierte Kapitulation der March auf dem Rathaus. Die kurze und unspektakuläre Geschichte des Sonderbundes in der March war damit zu Ende. Wenige Tage später wurde der Sonderbund aufgelöst.

Das von Kunstmaler Georg Anton Gangyner gemalte Porträt wurde im Mai 1827 gemalt und zeigt Alois Ruhstaller im Alter von 23 Jahren. Als gut ausgebildeter, junger Arzt steht Ruhstaller stellvertretend für eine neue Generation von Persönlichkeiten, welche durch eigene – oft akademische – Leistung und Bildung dem Bildungsbürgertum angehören. Diese Generation wird künftig die politische und gesellschaftliche Leitung des Bezirks übernehmen. Viele ihrer Vertreter werden auch, auf liberaler oder konservativer Seite, aktiv in den grossen Verfassungsfragen der 1830er und 1840er Jahre mitwirken und sich massgeblich an der Umsetzung der Kantons- und Bundesverfassung von 1848 in ihren Heimatdörfern in der March beteiligen. Durch die zahlreichen Porträts von Gangyner sind uns etliche Bilder dieser Repräsentanten der neuen Gesellschaftsschicht überliefert. Schliesslich war das «Sich-Malen-Lassen» ein wichtiger Ausdruck dieses neuen bürgerlichen Selbstbewusstseins im 19. Jahrhundert. KM

Literatur:

Michel Kaspar, Georg Anton Gangyner (1807–1876), Kunstmaler, Musiker, Archivar, in: Marchringheft Nr. 43, Lachen 2002.

Michel Kaspar, Lachen – Bilder aus seiner Geschichte, Lachen 1978.

Michel Kaspar, Maler des neuen Bildungsbürgertums, Der Porträtist und Vedutenmaler Georg Anton Gangyner, in: Meisterwerke im Kanton Schwyz, Band 2, Bern 2006.



Porträts: Josef und Fridoline Beul-Diethelm

Um 1897

Josef Marius Beul (1849–1914) (Selbstporträt)

Öl auf Leinwand

Je 58 x 46 cm o. R. / 68 x 57 cm m. R.

Sammlung Marchring, MR LB 1/2

Während der Gründerjahre traten Fabrikanten, Unternehmer, Verleger, Wissenschaftler, Professoren, Politiker, Künstler und Schriftsteller ins öffentliche Rampenlicht. Der arrivierte Bürger befreite sich von biedermeierlicher Selbstbescheidung und vom Rückzug ins Private und wünschte sich, ein Image aufzubauen. Dazu dienten ihm die zeitgenössischen Künste und dabei spielte das repräsentative Porträt eine wichtige Rolle.

Der Lachner Josef Marius Beul (1849–1914) war der Sohn von Spenglermeister Johann Anton Beul (1811–1873). Er erlernte in Wädenswil den Beruf eines Dekorationsmalers und studierte anschliessend bei J. G. Levasseur in Paris und vermutlich beim angesehenen Dekorationsmaler Karl Max Gebhardt (1834–1915) in München. 1871 bis 1873 bereiste er Italien und den Orient und war in Konstantinopel, Kairo, Jerusalem, Balbeek und Damaskus beschäftigt. In der Schweiz wirkte er anfänglich in Bern mit dem Dekorationsmaler Gerandi. In der March berücksichtigte man ihn nur am Rande. 1888 liess er sich in Zürich nieder und betrieb ein Atelier mit oft mehr als 30 Malern. Er befasste sich nun hauptsächlich mit der Dekoration von Profanbauten und betätigte sich daneben auch als Maler von Porträts, Blumen und Landschaften.

Marius Beul stellte sich in seinem Selbstporträt nicht als Künstlerdandy dar, sondern als konventioneller, arrivierter Bürger. Er gab sich sorgfältig gekleidet in schwarzem Cut und schwarzer Krawatte auf blütenweissem Hemd mit

Klappkragen vor neutralem Hintergrund wieder. Seine gepflegte Erscheinung mit leicht geschweiftem Schnurrbart wurde gleichsam zum Aushängeschild seines gesellschaftlichen Standes. Denn Marius Beul galt als anerkannte Kapazität der Kirchenmalerei und hatte sich in Zürich um 1895 an der Signastrasse 9 ein Mehrfamilienhaus im Stil eines italienischen Renaissancepalazzos mit Atelier errichten lassen. Sein Porträt malte er gekonnt in dichten und feinsten Pinselstrichen. Es zeichnet sich zwar durch eine beinahe fotografische Wiedergabe aus, doch wesentlich ist die Charakterisierung des Künstlers als selbstbewusste, erfolgreiche Persönlichkeit.

Seine Gattin stellte Marius Beul in standesgemässer Toilette dar. Detailliert gab er das modisch plissierte schwarze Oberteil mit Ballonärmeln wieder und hob die weisse Spitzenrüsche und den goldfarbenen Schmuck wirkungsvoll von diesem ab. In dieser eleganten Ausstattung unterstrich die Gemahlin gleichsam die erworbene gesellschaftliche Stellung des Mannes. Doch entsprach ihr Porträt nicht nur der standesgemässen Formel, denn der Künstler malte eine adrette, eigenwillige Frau, die dem Gatten als würdevolle, ebenbürtige Partnerin entgegentrat. BD

Literatur:

Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, Städte Winterthur, Zürich, Zug, Zürich 1992, Bd. 10, S. 406.

Muysers Carola, Das bürgerliche Porträt im Wandel, Hildesheim 2001.

Wettstein Stefanie, Ornament und Farbe, Zur Geschichte der Dekorationsmalerei in Sakralräumen der Schweiz um 1890, Sulgen 1996, S. 186/153



Linthebene mit Bauernsiedlung

1956 signiert

Von Georg Weber, Tuggen

Öl auf Leinwand

62 x 73 cm

Sammlung Marchring, MR 3052

Das Landschaftsbild der Linthebene mit der Siedlung Doggen im Vordergrund und dem Massiv des Mürtschenstocks im Hintergrund zeigt ein für Georg Weber typisches Sujet seiner Landschaftsmalerei, welche er wirklich in der freien Natur malte und nicht im Atelier herstellte. Die Farben wirken für Weber hell, kennzeichnend für die Spätzeit seines Schaffens, als seine Farben heller und die Ansichten klarer wurden wie nach einem Regenguss. Das am Mürtschenstock hängende Wolkenband verleiht der Landschaft zusätzliche Tiefe. Im Vordergrund wächst die Vegetation der Linthebene mit Sträuchern und kleinen Bäumen, teils noch Riet, teils schon fruchtbar.

Georg Weber entstammte einer alteingesessenen, wohlhabenden Familie in Tuggen. Seine Grosseltern, Josef Erhard Weber (1820–1903) und Maria Elisabetha Antonia geb. Barmert (1828–1896), betrieben eine Schirmfabrikation und das Gasthaus Rössli (heute Tuggicenter). Vater Arnold (1855–1933) war Landwirt. Georg verlor seine Mutter, Christina Pfister, einen Monat nach der Geburt. Er wuchs in der Grossfamilie mit Vater, Grosseltern und seiner Tante, Posthalterin Karoline, auf. Nach Schulen in Tuggen, Siebnen und dem Lyzeum in Sarnen liess er sich zum Maler ausbilden, studierte in München bei den Professoren K. Raupp, einem Maler von stimmungsvollen Landschaften und Hugo v. Habermann, einem berühmten Bildnismaler. Zu Studienaufenthalten zog er nach Italien, Frankreich und Deutschland, wirkte von 1916 bis 1918 als angesehener Maler in Winterthur und unterrichtete auch.

Danach kehrte er nach Tuggen zurück und heiratete 1918 die Thurgauerin Martha Schürer. Sie wurde 1920 zur Posthalterin gewählt. 1923 erbauten sie das Haus Zürcherstrasse 7 mit der Post. Vorher lebte und wirkte Georg Weber im Vaterhaus. Nach längeren Aufenthalten in Engelberg und Ascona folgten Aufträge für Landammännerbilder, Hausfassaden und Wandmalereien in Kirchen (Goldau 1931–1934, Schübelbach 1934, Oberwil BL 1936, Uznach 1946, Tuggen 1959).

Erfolgreich beteiligte er sich an Ausstellungen: 1912 und 1913 im Kunstverein München, 1915, 1919, 1922 und 1926 im Kunsthaus Zürich, 1915 in der Kunsthalle Basel. 1919 und 1931 zeigte er seine Werke an nationalen Kunstausstellungen.

Georg Weber liebte die Freiluftmalerei. Er war ein echter Pleinairist. Landschaftlich war er geradezu der «ästhetische Betreuer der Linthebene» (Paradowski). Zudem beherrschte er die Kunst des Porträtierens, liebte Stilleben und war berühmt für seine Kirchenmalerei. Aufgeschlossen zeigte er sich gegenüber der Ölbohrung in der Linthebene, die er in einem stimmungsvollen Bild festhielt. JFW

Literatur:

Gentsch Otto, 500 Jahre Kunst- und Kunsthandwerk in der Landschaft March, Siebnen 1976.

Paradowski Stefan, Georg Weber (1884–1978), Marchringheft 24, Lachen 1984.



Flussbogen mit Haus

1899

Von Hermann Beul (1878–1918)

Öl vermutlich auf Leinwand

31,5 x 48,5 cm o. R. / 44,5 x 61,5 cm m. R.

Sammlung Marchring, MR 1199

Im 19. Jahrhundert nahm die Landschaftsmalerei einen ausserordentlichen Aufschwung. In der Schweiz wurden die Alpen zum nationalen Bildmotiv. Vor allem die vornehme internationale Oberschicht, die in den schweizerischen Kurorten logierte, bevorzugte Alpendarstellungen und Motive aus der Voralpenwelt. Damals pflegten sich zudem eine Reihe von Künstlern in abgeschiedene Orte zurückzuziehen. Dies traf auch noch für das beginnende 20. Jahrhundert zu. Erwähnenswert sind beispielsweise Otto Meyer-Amden (1885–1933) oder Karl Bickel (1886–1982), die entfernt von den Kunstzentren in den Höhen des nahen Walenseegebietes lebten.

Da die deutsche Schweiz damals keine Kunstakademie besass, bildeten sich einheimische Künstler in den führenden europäischen Zentren aus. Entsprechend studierte Hermann Beul (1878–1918), Sohn des anerkannten Kirchenmalers Marius Beul, in Berlin und an der Karlsruher Akademie bei Hans Thoma. Zu Studienzwecken weilte er zudem in Florenz. Als Dekorationsmaler nahm er anschliessend eine wichtige Stellung ein. Anfänglich arbeitete er in der väterlichen Werkstatt, später zog er sich nach Einsiedeln zurück. Dort wurde er von Pater Albert Kuhn geschätzt und gefördert. Seine eigentliche künstlerische Begabung entwickelte sich jedoch in der Auseinandersetzung mit den landschaftlichen Motiven des Einsiedler und Iberger Hochtals.

Wichtige Neuerungen brachten der Landschaftsmalerei die realistischen Strömungen, die Schule von Barbizon und die Impressionisten. Auch Hermann Beul wandte sich dem Pleinair zu. Mit seiner Landschaft am Fluss vermittelte er einen naturalistisch anmutenden Naturausschnitt. Im Vordergrund trug er die Farbe zum Teil pastos auf, die hellen Fels- und Kiesel-Uferpartien bearbeitete er vermutlich mit Spachtel oder Malmesser, den Wald strukturierte er in kontrastreiche braune, mit Grün durchbrochene Farbflächen. Die ferne Zone mit dem bewaldeten Hügel und dem hohen Horizont hingegen gestaltete er heller und licht. Durch solchen farblichen Einsatz erhält die Darstellung atmosphärische Weite.

Keine menschliche Seele bewegt sich in diesem Tal mit dem blau schimmernden Fluss. Ohne Effekthascherei oder Dramatik bietet sich dem Betrachter eine stille, klar gegliederte Landschaft dar. Der behäbige Bauernhof im Vordergrund unterstreicht die ländliche Idylle. Das Gewässer fliesst ruhig und beschaulich, die Farben sind aufeinander abgestimmt, ein friedlicher, verhaltener Zauber liegt über Hügeln und Fluss. In solch fein empfundenen, stillen Gebirgslandschaften leistete Hermann Beul sein Bestes. Diese ernteten auch den entsprechenden Beifall. BD

Literatur:

Gentsch Otto, 500 Jahre Kunst und Kunsthandwerk in der Landschaft March, Siebnen 1976, S. 71 f.

Plüss Eduard, Künstler-Lexikon der Schweiz, XX. Jahrhundert, Band I, Frauenfeld 1974, S. 80.

Wettstein Stefanie, Ornament und Farbe, Zur Geschichte der Dekorationsmalerei in Sakralräumen der Schweiz um 1890, Sulgen 1996, S. 186.



Glossar

Beschau

Die Betrachtung, amtliche Prüfung. Beschau- oder Meisterzeichen wurden eingeprägt, um die Herkunft des Goldschmiedestücks zu garantieren.

Billon

Billon ist eine Legierung aus Kupfer und Silber, die für Kleinmünzen verwendet wurde, wobei der Kupfergehalt grösser als der Silbergehalt war. Die Billonlegierung kann – neben dem Kupfer – auch weitere unedle Metalle enthalten, wie zum Beispiel Zinn und Zink. Das Wort Billon stammt vom mittellateinischen billio, was Zahlgut bedeutet.

Chrismarium

Heilig-Öl-Gefäss

damaszieren

Schmiedearart für Schwerter und Messerschneiden. Eisen und Stahl werden zusammen in Stäben geschmiedet, zusammengefügt, torquiert, also verdreht und wieder glatt geschmiedet. Meist wurden drei solcher Stäbe zusammengenommen und eine Schneide angeschmiedet. Solche Klingen sind elastisch und brechen nicht. Der Begriff Damaszener Stahl oder Damast bezeichnet einen Werkstoff aus einer oder mehreren Eisen-/Stahlsorten, der in poliertem oder geätztem Zustand eine klare Struktur aus mehreren sich abwechselnden Bereichen aus hartem und weichem Material erkennen lässt. Damaszenerstahl verbindet die guten Eigenschaften von weichem und von hartem Eisen bzw. Stahl, d.h., er ist gleichermassen flexibel und schnitt-haltig.

Épreuve d'artiste

Probedruck für den Gebrauch des Künstlers

ferggen

Schweizerisch für fortschaffen, transportieren

Fergger

Schweizerisch, früher für Spediteur: Der Fergger arbeitete meist im Auftrag von Textilhändlern als Bindeglied zwischen Handel und Handwerk. Er sorgte für den Transport der Rohstoffe zu den Handwerkern oder Heimarbeitern, kontrollierte deren Arbeit, bezahlte ihre Löhne und sammelte die Zwischen- oder Fertigprodukte für den Handel wieder ein.

Feston

Abschluss mit Bogenkante oder rankenförmige Verzierung

Fichu

Dreieckiges Hals- oder Schultertuch

gestrept

Abgelöst, abgesetzt

Gingang

Dieser Name der Werktagstracht verweist auf die nordfranzösische Stadt Guingamp, die sich auf die Herstellung von klein gewürfelten Baumwollstoffen spezialisiert hatte.

Hypokaustum

Römische Bodenheizanlage mit Warmluft unter dem Boden. Das Wort Hypokaustum kommt aus dem Griechischen, von «hypokauston» und bedeutet so viel wie «von unten heizen». Hypokaustum war also eine spezielle Fussbodenheizung. Um Wärme zu gewinnen, standen an den Seiten so genannte Praefurnia, Voröfen. In ihnen wurde Holz verbrannt. Die Wärme wurde von den Öfen durch kanalartige Röhren unter den Fussboden geleitet. Der störende Rauch zog durch kaminartige Schächte aus Hohlziegeln durch die Wände ins Freie. Die Kamine lagen ein Stück unterhalb der Dächer. Nach antiken Berichten war der Fussboden oft so warm, dass er nur mit Holzschuhen zu begehen war.

Konsekration

Liturgische Weihe einer Sache oder Person

Kuppa

Schale des Kelches

Nimbus

Heiligenschein

patronieren

Mit Hilfe von Schablonen bemalen, schablonieren.

Pyxis

Hostiengefäss

Sax, Scramasax

Kurzschwert: Sachs oder Scramasax (althochdeutsch sahs für Messer) bezeichnet eine Gruppe von einschneidigen Hiebschwertern, die in Mitteleuropa von der vorrömischen Eisenzeit bis in das Hochmittelalter verbreitet waren.

Schäbe

Als Schäben (Einzahl: die Schäbe) werden die relativ gleichmässig gebrochenen, holzähnlichen Teilchen bezeichnet, die bei der Erzeugung von Bastfasern, vor allem von Flach- oder Hanffasern, im maschinellen Prozess der Entholzung (Dekortikation) des Pflanzenstängels anfallen. Sie entstammen der holzigen Kernröhre des Stängels, der von den Fasern umgeben ist.

Sigillaten

Typisches römisches Töpfergeschirr mit einer besonderen Brennart

Skapulier

Ärmelloses, schmales, gerades Oberkleid (über Ordensgewand), ursprünglich seitlich mit Bandstreifen zusammengehalten

Spatha

Langschwert: Eine Spatha (Mz. Spathae) bezeichnet ein zweischneidiges, ausschliesslich zum Hieb konzipiertes, einhändig geführtes Langschwert mit gerader Klinge. Diese Schwertform existierte etwa vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis ins 12. Jahrhundert n. Chr. Es ist somit eines der längstlebigen Waffenkonzepte der Weltgeschichte. Auch die volkstümlich so genannten «Wikingerschwerter» fallen in diese Gattung, da sie alle oben genannten Bedingungen erfüllen.

tauschieren

Verzierung aus Buntmetall- oder Edelmetall-Intarsien (Einschlüssen) in metallenen Oberflächen. Unterschieden werden Linien- und Flächentauschierungen. Der Ausdruck leitet sich vom arabischen Wort für Färben *tauschija* ab. Frühere Bezeichnungen für diese Kunst sind «Tausia» oder «Agémina».

Titulus

Die über dem Haupt des Gekreuzigten angebrachte Tafel mit Inschrift «Jesus Nazarenus Rex Judaeorum» (INRI)

Vicus

Römisches Dorf, römische Kleinstadt: Vicus ist die Bezeichnung einer Siedlung der römischen Antike. Der wirtschaftliche Schwerpunkt lag in der gewerblichen Produktion, Handwerk, Handel und Dienstleistungen. Je nach Funktion reichte ihre Grösse von einer kleinen Strassensiedlung bis zur Ausdehnung gleichzeitig bestehender Städte.

Zimier

Helmzier. Anfangs des 13. Jahrhunderts pflegte man den Helm mit einer Verzierung zu versehen, die später erblich wurde. Erst dadurch wurde der Helm heraldisch.